

♦ Fr. Baun ♦

Das schwäbische Gemeinschaftsleben

XB2
B32

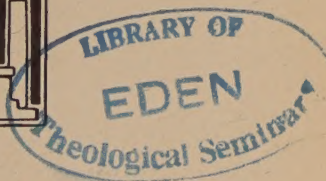
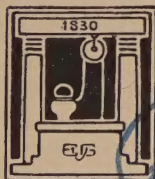
Das schwäbische Gemeinschaftsleben

in Bildern und Beispielen gezeichnet.

Ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus.

Von

Friedrich Baun,
Pfarrer in Heinrichsbad.



Stuttgart 1910.

Verlag der Evangelischen Gesellschaft.

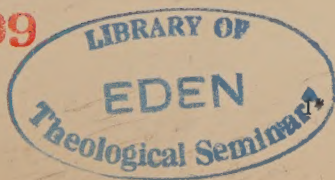
... Alle Rechte vorbehalten ...
Copyright 1910 by Verlag der
Evang. Gesellschaft, Stuttgart.

Inhaltsübersicht.

	Seite.
Vorwort	5
Geschichtliche Entwicklung des Pietismus in Württemberg	7
Bilder und Beispiele aus dem Gemeinschaftsleben:	
1. Verlauf einer Stunde	29
2. Bibelfkenntnis	38
3. Gebetsleben	47
4. Erweckungen und Befehrungen	64
5. Heiligungsstreben	76
6. Berufstreue	85
7. Einfachheit und Mäßigkeit	91
8. Familienleben	103
9. Brüderlichkeit	119
10. Allgemeine Nächstenliebe	140
11. Stellung zur Welt	161
12. Verhältnis zur Kirche	186
13. Kreuz und Leiden	203
14. Seliges Sterben	219



7409



Quellen:

- Württembergische Kirchengeschichte. Calwer Verlag. 1893.
 D. Chr. Kolb, Die Anfänge d. Pietismus u. Separat. in Württemberg. 1902.
 — „ — Die Aufklärung in der württ. Landeskirche. 1908.
 Ritschl, Geschichte des Pietismus. Bd. II, III.
 Ph. J. Spener in Klaibers Volksbibliothek. Bd. III.
 Jüngst, Pietisten. Rel.-Gesch. Volksbücher. IV, 1.
 Dr C. Hoffmann, Aus einer altpietist. Zirkular-Korrespondenz.
 P. Fleisch, Die moderne Gemeinschaftsbewegung in Deutschland. 1906.
 Chr. Dietrich, Die Privat-Erbauungsgemeinschaften Deutschlands. 1903
 Württ. Väter: W. Claus, Bd. I, Von Bengel bis Burf.
 — „ — Bd. II, Von Braßberger bis Hofacker.
 Fr. Buck, Bd. III, Aus Kirche u. Mission. (19. Jahrh.)
 — „ — Bd. IV, Aus den Gemeinschaften. (19. Jahrh.)
 Die Hahn'sche Gemeinschaft.
 J. G. Kolb's Lebensabriß, Betrachtungen und Briefe.
 S. Kullen, Erbauungstunden und Lebensabriß von Joh. Kullen.
 Dr Busch, Aus einem schwäbischen Dorfschulhause. (Familie Kullen.)
 J. Ziegler, Ein Königskind. (Gemeinde Wilhelmsdorf.)
 Thumm, Charakterbilder aus dem christl. Volk.
 Schwäbische Charakterbilder (Evang. Gesellschaft, Stuttg.):
 E. Kiefner, Wilh. Friedr. Thumm.
 Fr. Baun, Schulmeister Kolb in Dagersheim.
 — „ — Johannes Kullen.
 — „ — Der Glemser Marte.
 — „ — Joh. Michael Hahn.
 — „ — Der blinde Hansjörg.
 — „ — Der Hansmartin von Mägerkingen.
 — „ — Der Karle von Beuren.
 — „ — Schultheiß Klaf von Beuren.
 Traktate: Gottlieb Scholl. Heinrich Bräunlein. 's Ameile.
 Lene, eine württ. Nähterin u. a.
 Dazu persönliche Erinnerungen und Erfahrungen.



Vorwort.

Dem Gemeinschaftsleben der deutsch-evangelischen Kirche wendet sich gegenwärtig allgemein ein erhöhtes Interesse zu, und gerade das württembergische hat in letzter Zeit von verschiedenen Seiten her ein eingehendes Studium erfahren. Ich erinnere nur an Fr. Bud, Bd. IV der Württembergischen Väter: „Aus den Gemeinschaften“, sowie an die grundlegenden historischen Arbeiten von D. Chr. Kolb: „Die Anfänge des Pietismus und Separatismus in Württemberg; Württembergische Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts“ (Calwer Verlagsverein) u. a. m. Auf diese Forschungen gründet sich auch in der Hauptsache die Einleitung des vorliegenden Buches, welche die zweihundertjährige geschichtliche Entwicklung der schwäbischen Gemeinschaften in eingehender Weise schildert. [Vergl. übrigens das nebenstehende Literaturverzeichnis.]

Aber es fehlte bis jetzt noch an einer zusammenfassenden Darstellung des inneren Lebens und der charakteristischen Art von Frömmigkeit dieser Gemeinschaftskreise. Die vielen vorbildlichen Züge eines echten Christentums, welche uns hier entgegentreten, die zahlreichen originellen Aussprüche und körnigen Sentenzen aus dem Munde der schlichten, und doch oft so weisheitsvollen Laienbrüder finden sich bis jetzt nur zerstreut, eingehüllt und eingesprengt in das taube Gestein äußerlich geschichtlicher und trockener biographischer Notizen.

Vorwort.

So wurden denn diese Goldkörner aus dem vorhandenen, ziemlich ergiebigen Material gesammelt, ihrer leblosen Umschälung entlebigt und zu möglichst anschaulichen und eindrucksvollen Bildern und Gemälden vereinigt. Was an Engem und Einseitigem der pietistischen Frömmigkeit anhaftet, wurde nicht verschwiegen, tritt aber doch zurück, bez. gelangt es durch aufgestellte größere Gesichtspunkte in die rechte Beleuchtung. In der Hauptsache aber wurden die vorbildlichen, edlen und lichten Züge herausgehoben und betont. Das vorliegende Buch soll ein Ehrensiegel des schwäbischen Pietismus sein, und zugleich eine Mahnung an das gegenwärtige Geschlecht: „Darum, dieweil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, so lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist.“ Hebr. 12, 1.

Möge das Buch eine freundliche Beachtung und Aufnahme finden, und möge der Herr selbst seinen Segen darauf legen und es Frucht schaffen lassen zum ewigen Leben!

Rurhaus Heinrichsbad (Herisau),
Pfingsten 1909.

Der Verfasser.





Geschichtliche Entwicklung des Pietismus in Württemberg.

Württemberg ist das klassische Land der *Gemeinschaften* oder „Stunden“, und das vor allem verleiht ihm den Ruf einer besonderen Frömmigkeit. Jedenfalls hat es diesen Ruhm erst seit den Tagen des Pietismus. In keinem andern deutschen Land hat diese Art der Herzensfrömmigkeit einen solch günstigen Nährboden gefunden, so tief Wurzel geschlagen und eine solch gedeihliche und gesunde Entwicklung genommen wie im Schwabenland.

Was wollte eigentlich der Pietismus? Er wollte, wie sein Gründer, Phil. Jak. Spener (1635—1705), es ebenso schlicht als treffend ausdrückte: „Den Kopf ins Herz bringen“ — anstatt einer bloßen Rechtgläubigkeit, die rechte Gläubigkeit in der vielfach erstarrten Kirche seiner Zeit wieder wecken. Allerlei Mittel schlug Spener für diesen Zweck vor: mehr Bibelstudium, herzmäßige Predigt, lebensvolleren Jugendunterricht, Einführung der Konfirmation oder Taufbundserneuerung u. a. m. Vor allem sollte mit dem echt lutherischen Grundsatz des „allgemeinen Priestertums“ aller Gläubigen ernst gemacht, die Laien sollten zur Selbstständigkeit und Selbsttätigkeit erzogen werden. Das geschah hauptsächlich durch Einrichtung von *Privaterbauungsstunden* oder Konventikeln — *collegia pietatis*, „fromme Vereinigungen“ nannte sie Spener — die bald das Wahrzeichen der neuen Bewegung wurden.

Auf ganz ungesuchte Weise kam Spener zu diesen Einrichtungen. Durch seine erfolgreiche Tätigkeit als Senior der Frankfurter Geistlichkeit (1666—86), besonders durch eine Predigt, die er am 6. Sonntag n. Trin. 1669 über „die falsche und ungenügende Gerechtigkeit der Pharisäer“ gehalten hatte, entstand eine allgemeine geistliche Bewegung und Erweckung in der Gemeinde, und eben aus den Kreisen dieser Erweckten erging die Anfrage an ihn, ob man nicht, wie man in der Welt des Abends zu geselliger Unterhaltung zusammensitze, so sich auch zu gottseligen Gesprächen regelmäßig versammeln solle. Gerne ging er auf diesen Vorschlag ein und stellte bereitwillig sein eigenes Studierzimmer hiefür zur Verfügung (1670). Zweimal in der Woche, nämlich am Montag und Mittwoch Abend, kam man nun hier zusammen, und zwar Angehörige aller Stände, Männer und Frauen, doch letztere in einem durch eine Wand abgetrennten Raum, so daß sie erstere nicht sehen konnten. Spener führte den Vorsitz, machte den Anfang durch ein freies, herzliches Gebet und leitete sodann die religiöse Unterredung ein, die, wie ausdrücklich betont wurde, nur einen praktisch erbaulichen Charakter tragen sollte und sich streng von aller bloßen Theorie und unfruchtbaren Grübeleien fern halten mußte. Jedermann durfte hiebei zu Worte kommen und seine Erfahrungen und Meinungen äußern, wenn natürlich auch fast nur Gebildete davon Gebrauch machten. Zur Grundlage der gemeinsamen Besprechung diente anfangs die Predigt des letzten Sonntags oder ein Erbauungsbuch, z. B. Arnds „Wahres Christentum“; seit dem Jahr 1675 nahm man aber Abschnitte der H. Schrift, und zwar zunächst die Evangelien, zum Ausgangspunkt und so blieb es auch fernerhin. Zwölf Jahre lang bestanden und blühten diese Erbauungsstunden in Speners Haus; dann aber mußte er sie wegen zu großen Andrangs in die Kirche verlegen, wodurch sie freilich ihren eigentümlichen Charakter der brüderlichen Vereinigung verloren und allgemeine, öffentliche Bibelfstunden wurden. Ur-

sprünglich also waren diese Konventikel Bibelbesprechstunden; bald aber schlossen sich ihre Teilnehmer zu engerer, persönlicher Gemeinschaft zusammen.

Überraschend schnell fand dieser Vorgang allerwärts Nachahmung, besonders nun in W ü r t t e m b e r g. Hier hatte neben andern vor allem ein Joh. Valentin Andreä (1586—1654), den Spener „lieber als jeden andern zum Besten der Kirche wieder von den Toten auferweckt hätte,“ den Boden zubereitet, und der ganzen Geistesart des schwäbischen Volkes, seinem Trieb zu selbständigem, freiem Forschen und Denken, kam diese Einrichtung der praktischen Betätigung des allgemeinen Priestertums außerordentlich entgegen. Dies umsomehr, da die Predigt zu jener Zeit im allgemeinen recht trocken und unfruchtbar war und die Kanzeln anstatt erfrischender Segensbrunnen vielfach ärgerliche Kampfplätze der Theologen untereinander geworden waren. So flüchtete man aus der kalten, frostigen Kirche in die warme Brudertube.

Wann übrigens die ersten „Stunden“ in Württemberg entstanden sind, ist so genau nicht mehr anzugeben. Jedenfalls waren sie bereits anfangs der achtziger Jahre da und dort in Übung, z. B. im Steinlachthal, auf den Tälern, in der Gegend von Calw und anderwärts, und zwar waren es P f a r r e r, die sie zunächst einführten und hielten. Dagegen hatte auch das Konsistorium nichts einzutenden, wenn es dieselben auch nicht gerade empfehlen wollte. Man hielt im allgemeinen die kirchlichen Einrichtungen und Ordnungen für „sufficient“ (genügend) und betonte besonders, daß eine gute Katechese, wie sie im Jahre 1681 durch Speners Einfluß auch in Württemberg eingeführt worden war, die collegia pietatis wohl ersetzen könne (was aber den Kern der Sache nicht traf). So z. B. auf dem Synodus von 1692, wo zum erstenmal Verhandlungen über den Pietismus und die Konventikel im Lande geführt wurden. Prälat H o c h s t e t t e r, der „Spener Württembergs“, trat energisch

für letztere ein und empfahl sie dringend vom Gesichtspunkt der Seelsorge aus; doch blieb er mit seiner Ansicht allein. Im einzelnen konkreten Fall zeigte sich übrigens die Kirchenbehörde in keiner Weise schroff ablehnend und gab z. B. dem Spezial in Göppingen auf eine diesbezügliche Anfrage zu erkennen: es solle nicht durch den Geistlichen verboten werden, wenn sich etliche auf gewisse Zeiten wollten privatim erbauen lassen, nur möge der Geistliche sich überzeugen, wie es dabei zugehe. Dabei bewegte man sich ja auch bloß auf gut lutherisch konfessionellem Boden; denn schon die Schmalkaldischen Artikel sprechen davon, daß das Evangelium auch per mutuum colloquium et consolationem fratrum (durch gegenseitigen Zuspruch und brüderlichen Trost) zu fördern sei; auch gab es einzelne häusliche Erbauungsstunden für engere Kreise schon vor Spenner da und dort in der lutherischen und besonders in der reformierten Kirche. Und Luther selber sagt in der „Deutschen Messe“ vom Jahre 1526: „Neben dem öffentlichen, allgemeinen Gottesdienst wäre noch eine andere Weise des Gottesdienstes erwünscht. Diejenigen, so mit Ernst Christen wollen sein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen und irgendwo in einem Haus allein sich versammeln zu Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfangen und andere christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, austossen oder in den Bann tun nach der Regel Christi (Matth. 18, 15—20). — Aber ich kann und mag noch nicht solche Gemeinde oder Versammlung ordnen oder anrichten; denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu. Ebenso sehe ich auch nicht viel, die dazu dringen.“ Nun, was Luther gewollt, hat Spenner zu seiner Zeit ausgeführt, wie er überhaupt nichts anderes als ein treuer Sohn und Schüler des großen Reformators sein wollte und sich jederzeit gegen allen Vorwurf der Ketzerei in Lehre und Leben aufs eifrigste verwahrt hat.

Gründlicher und eingehender hatte man sich in Württemberg von kirchenregimentlicher Seite aus mit der Sache der Gemeinschaften zu beschäftigen, als in T ü b i n g e n ums Jahr 1700 eine R e p e t e n t e n s t u n d e entstanden war. Angeregt und erweckt durch die geistesfrischen, erwecklichen Predigten des Repetenten G m e l i n kamen verschiedene seiner Zuhörer aus der Stadt zu ihm und baten ihn um noch genauere Anweisung zu einem ernstern Christenwandel. Gerne willfahrte er ihnen und legte ihnen in einer besonderen „Stunde“ das Evangelium Matthäi aus. Er verfehlte aber nicht, diese Neuerung dem Professor R e u c h l i n , welcher zugleich das Amt eines Stadtpfarrers bekleidete, mitzuteilen und zur Begutachtung vorzulegen. Dieser, ein aufrichtig frommer und „ausgezeichnet ehrwürdiger“ Mann, wie ihn sein Schüler Bengel rühmt, hatte nichts gegen die Sache einzuwenden, empfahl aber doch Gmelin, um üble Nachreden zu vermeiden, seine Erbauungsstunde in die Spitalkirche zu verlegen.

Am 7. November 1703 kam die Angelegenheit auch im R o n s i s t o r i u m zur Verhandlung. Wiederum war es Prälat H o c h s t e t t e r , der ihr warmer Anwalt wurde. Solche Zusammenkünfte, meinte er, seien ja nur nach dem Muster Christi und seiner Apostel, und in Matth. 18, 20 („Wo zwei oder drei versammelt sind u. sw.“) habe der Herr sein Siegel darauf gedrückt. Ihn unterstützte mit aller Kraft seiner Beredsamkeit der feurige Hofprediger H e d i n g e r , der solche Privatkonvente zum Bau der Kirche für geradezu unentbehrlich hielt. Andere Mitglieder sprachen sich wieder vorsichtig und bedenklich aus, besonders Stiftsprediger Weismann wies hin auf die mancherlei Auswüchse und Ausschreitungen von Schwärmerei und Separatismus, die sich erfahrungsgemäß an solche Laienversammlungen knüpfen. Auch konnte mit Recht hervorgehoben werden, wie man gegen die durch Spener gegebenen Anregungen bezüglich besseren Jugendunterrichts im Christentum, Dringen auf Wiedergeburt in der Predigt, eifrigeres Bibelfstudium u. a., sich nur dankbar entgegenkommend gezeigt habe,

wie davon der Erlaß vom 28. Febr. 1694 deutlich Zeugnis gebe. Und wahr ist, daß keine evangelische Kirchenbehörde in ganz Deutschland sich so freundlich und vertrauensvoll zu Spener gestellt hat wie gerade die württembergische. Kaum ein wichtigerer Beschluß wurde in ihrem Schoße gefaßt, über den nicht von ihm ein „Bedenken“ erbeten worden wäre. Offene Gegner fand überhaupt Spener in Württemberg nicht. Endlich wurde wegen der Tübinger Repetentenstunde vom Konsistorium der Bescheid gegeben, daß sie zu gestatten sei, aber, wie schon Prof. Neuchlin geraten hatte, in der Spitalkirche (und nicht in irgend einem Privathaus) gehalten werden müsse. Dieselbe nahm denn auch einen erfreulichen Fortgang, und auch unter den Studierenden selbst, besonders im Stift, bildeten sich brüderliche Vereinigungen, die jahrzehntelang sich hielten und sehr segensreich sich erwiesen.

Nie soll es so viel erweckte Pfarrer in Württemberg gegeben haben als in den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts, wo die pietistische Bewegung auf ihrem Höhepunkt stand. So berichtet Spangenberg von einem Besuch, den er 1734 in Tübingen machte, daß „im Stipendio das Feuer, welches der Herr selbst angezündet, ungemein erfreulich brenne, und es seien wohl 30 Brüder, die einen festen Grund suchen und sich untereinander bauen“. Noch mehr Wert und Ansehen erhielten die „Stunden“ in Tübingen und damit fürs ganze Land, als einige Professoren sie unter ihren Schutz nahmen. Der bereits erwähnte Neuchlin hielt eine solche seit dem Jahr 1705 an den Sonntagabenden in seinem eigenen Haus, wobei er die Psalmen erklärte und jedermann das Wort zu Fragen und persönlichen Äußerungen freigab. Auch Prof. Weismann, der bekannte Kirchenhistoriker und gründlichste Kenner des württembergischen Pietismus zu seiner Zeit, beteiligte sich sowohl in Tübingen als in Stuttgart an der Leitung von Erbauungsstunden. Aber wie schon bemerkt, war er keineswegs blind gegen die Gefahren derselben. „Lange Erfahrung hat gelehrt,“ sagt er einmal, „daß diese Einrichtung

der collegia pietatis gut geleitet einen ausgezeichneten Nutzen gehabt, aber ungeordnet und nicht unter Aufsicht stehend auch ungeheuer geschadet habe.“ Für letzteres fehlt es nicht an geschichtlichen Belegen. Da traten aus den Kreisen der Konventikel Leute allerlei „neue Propheten und vom Hl. Geist Inspirierte“ auf, die viel Verwirrung anrichteten. So konnte es kommen, daß durch ein Generalreskript vom 2. März 1707 „alle dergleichen Conventus zu Haus und zu Feld einfach abgetan werden sollten“. Dies war das schärfste Verbot, das jemals das württembergische Gemeinschaftsleben getroffen hat. Doch wird bekanntlich nie so heiß gegessen als gekocht wird, und man hatte mit diesem Verbot zunächst auch nur die von Laien geleiteten und als separatistisch verdächtigen Konventikel im Auge. In Wirklichkeit war auch den „Stunden“ im allgemeinen keineswegs dadurch der Todesstoß versetzt — im Gegenteil. Denn als 10 Jahre später das Haupt der damaligen Pietisten, Aug. Herm. Francke von Halle, ins Schwabenland kam, da wurde seine Reise zu einem wahren Triumphzug von Hall und Stuttgart bis nach Ulm und Blaubeuren hinauf, und der Herzog selber ordnete „freie Fuhr und Herberg“ für den Professor an. Es zeigte sich da deutlich, daß Württemberg damals in seinem lebendig kirchlichen Teil bereits ein ausgesprochen pietistisches Gepräge trug. Zwar verfolgte der katholische Herzog Karl Alexander (1733/37) den Pietismus als ein „Übel und Unkraut“ und setzte zeitweilig auch einige Häupter und Vorkämpfer desselben, wie den eifrigen Pfarrer und Stundenhalter Ruhn von Bainingen samt seinem wackern Schultheiß auf dem Asperg gefangen, aber nubicula fuit, transiit — ein Wölklein war's, das vorüberging. Die ersten Männer jener Zeit, wie Joh. Jak. Moser, der berühmte Rechtsgelehrte, und Kanzler Pfaff sprachen sich in rechtlichen Bedenken (1743) für die Zulässigkeit auch solcher erbaulichen Zusammenkünfte aus, die nur von Laien geleitet werden und bei denen kein Geistlicher als Zeuge und Beaufsichtiger zugegen sei.

In vorzüglicher und geradezu meisterhafter Weise wurde sodann durch das Generalreskript des Konsistorialpräsidenten Bilsinger von Jahr 1743 das Gemeinschaftswesen in Württemberg geordnet und in gesunde, gedeihliche Bahnen geleitet. Diesem sog. „Pietistenedikt“ ist es hauptsächlich zu verdanken, daß schwärmerische Bewegungen und separatistische Bestrebungen im Lande in der Folgezeit nirgends mehr recht aufkommen und von Bedeutung werden konnten. (Nebenbei bemerkt, ist dies der einzige Erlass dieser Art in ganz Deutschland, der sich mit der Regelung pietistischer Veranstaltungen befaßt.) Seine Grundbestimmungen sind folgende:

1. Wenn außer den zu den öffentlichen Gottesdiensten bestimmten Stunden der O r t s g e i s t l i c h e mit seinen Zuhörern, sei es in der Kirche oder in seinem Hause, sich noch ferner aus dem Wort Gottes erbauen will, so wird es ihm nicht nur freigelassen, sondern auch gebilligt und viel göttlicher Segen angewünscht. Nur soll er zu keiner Parteilichkeit sich verleiten lassen und weder den öffentlichen noch den häuslichen Gottesdienst dadurch schädigen.

2. Aber auch wenn sonst c h r i s t l i c h e S e e l e n — die Schulmeister werden eigens genannt — den Sonntag oder Feiertag in Gesellschaft christlicher Freunde hinbringen wollen, so ist das nicht zu verwehren. Nur soll, um Mißbräuchen vorzubeugen, folgendes beobachtet werden: Solche Versammlungen sind dem Ortsgeistlichen anzuzeigen, demselben ist freier Zutritt zu gestatten, denn er hat sie zu überwachen. Separatisten und Sektierern, allen gefährlichen und verdächtigen, besonders fremden Personen ist der Zugang zu verwehren, unaufgeklärten Eiferern ist wenigstens Stillschweigen aufzuerlegen. Die Zeit soll nicht mit den Gottesdiensten zusammenfallen, die Orte nicht abgelegene Häuser sein.

3. Die Erbauungsstunden selber sollen mehr in f r e u n d s c h a f t l i c h als k i r c h l i c h geformten Versammlungen gehalten werden und daher höchstens gegen fünfzehn Personen zusammenkommen. — Letztere Bestimmung erwies sich zuweilen als lästig

und drückend. So mußte z. B. Pfarrer Phil. Matth. Hahn in Kornwestheim fünf verschiedene Gemeinschaften einrichten, da er gegen hundert Stundenleute hatte. Auch die Vorschrift war etwas engherzig und konnte kaum streng beobachtet werden, daß „in Abwesenheit des Geistlichen niemand sich eines förmlichen Vortrags anmaßen soll, sondern es soll die hl. Schrift und sonst gute Bücher, namentlich auch die evangelischen Bekenntnisschriften gelesen werden, woran sich dann kurze Bemerkungen und Gebete knüpfen mögen“. Aber alles in allem hat der Verfasser dieses Edikts ebensoviel Takt und Weisheit als Wohlwollen und Freundlichkeit der Gemeinschafts Sache damit entgegengebracht, wenn es jetzt natürlich auch durch die neuen Zeitverhältnisse überholt ist.

Wie jede echt christliche Bewegung, so wurde aber auch das württembergische Gemeinschaftsleben nicht durch theologische Gutachten und kirchenregimentliche Verordnungen, sondern durch geistesmächtige Persönlichkeiten geleitet und lebendig erhalten, und gerade deren zählt das Schwabenland mehr als irgend ein anderes der deutsch-evangelischen Kirche. Die lange Reihe der charaktervollen „Schwabenväter“ verleiht überhaupt dem kirchlich-religiösen Leben des 18. Jahrhunderts sein besonderes, eigenartiges Gepräge wie auch seinen dauernden Wert.

Ihnen allen voran, sie führend und beherrschend steht der Altmeister Joh. Albrecht Bengel (1687—1752). Ihm in erster Linie ist es zu verdanken, daß der schwäbische Pietismus von den Verrungen und Verkümmern des späteren Halle'schen, der ihm überhaupt zu „kurz geraten“ schien, verschont blieb und sich seine gesunde, nüchtern gediegene und biblische Art und Haltung bewahrte, die ihm schon sein Stammvater Spener gegeben hatte. Und während in Norddeutschland hauptsächlich einzelne Adels- und Hofkreise Herde und Träger der pietistischen Bewegung waren, die aber überraschend schnell — schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts — von der hereinbrechenden Hochflut des Rationalismus verschlungen wurden,

so konnte der Spenersche Sauerteig in Württemberg das ganze Volk erfassen und durchdringen und bis auf unsere Zeit seinen segensreichen Einfluß ausüben. Schon im Jahre 1724 schrieb der berühmte Schweizer Albrecht von Haller: „Im Württembergischen ist der Glaube tiefer in des Volkes Herzen als anderswo und zeigt sich auch im gemeinen Leben; der Gottesdienst eifrig, die geistlichen Gefänge allgemein und alles der Frömmigkeit gemäßer.“

In vorbildlicher Weise verband Bengel in seiner Person volkstümliche Frömmigkeit mit tiefer wissenschaftlicher Bildung. Von Anfang an hat er sich auch zu den Brennpunkten des Pietismus, den Gemeinschaften, freundschaftlich gestellt. Als 26 jähriger junger Mann hatte er auf seiner wissenschaftlichen Reise in Halle (1713) Freunde und seine Kreise kennen gelernt. Damals schrieb er an seine Freunde: „Bis dahin war ich fast nur für mich allein ein Christ. Hier aber lerne ich einsehen, was es um die Gemeinschaft und Verbindung der Heiligen ist.“ Und später: „Wärdere Seelen soll man nicht unter dem Vorwand bürgerlicher Ordnung zu hart einschränken, sondern sie zu der Zeit, da andere ihren weltlichen Lustbarkeiten nachgehen, die Freiheit genießen lassen, unterweilen sich auf ihre Weise in Gottes Wort miteinander zu erbauen. — Ich begreife nicht, was man gegen den Besuch von Privatversammlungen hat. Warum soll denn jeder für sich bleiben und fromm sein? Es ist eben, wie wenn Leute über Feld gehen und ich wollte ihnen befehlen: ,Gehet ja nicht miteinander, sondern je einer einen Büchsenchuß hinter dem andern.“

Bei seiner warmen Befürwortung der „Stunden“ kannte er aber doch ganz wohl ihre Schattenseiten und Gefahren. „Man muß sich sehr wohl in acht nehmen,“ sagt er einmal, „daß nicht aus der brüderlichen Vertraulichkeit eine Komödie werde. Manche hängen allzusehr an den Vereinen und scheinen fast zu meinen, als ob sie deswegen besser wären, weil sie so eine Übung haben. Aber sie sind weder allein noch alle fromm. Es gibt auch außerdem

madere Seelen, und es gibt auch in den Vereinen Heuchler.“ So hielt er auch sich selber für nicht berufen, Gemeinschaften einzurichten und zu leiten; er fürchtete, bei ihm könnte es leicht „affektiert“ herauskommen. Lieber blieb er für sich allein, wie ein „Reichsstädtlein“, mußte aber wohl, daß andere wieder andere Gaben und Aufgaben von Gott empfangen haben. Doch hielt er auf seiner stillen Propstei in Herbrechtingen wie in seinen letzten Jahren als Prälat in Stuttgart Erbauungstunden in seinem Haus. Eine köstliche Frucht derselben sind die „Sechzig Reden über die Offenbarung“, *) die auf Betreiben Detingers, der damals Pfarrer in Schnaitheim war, von einigen seiner Herbrechtinger Zuhörer nachgeschrieben und hierauf in Druck gegeben wurden.

Besonders waren es nun einzelne Schüler und Freunde Bengels, die sich eifrig der Gemeinschaftspflege widmeten. Wir nennen nur Steinhofer und Fricker in Dettingen a. Erms, Braßberger in Obereßlingen, Hüller in Steinheim, den Sänger dieser Kreise, Detinger in Hirsau, Baumann in Kirchheim u. T., Seeger in Rietenau, Ahn in Bainingen, Ph. Matth. Hahn in Kornwestheim und Echterdingen u. a. Sie selber hatten nicht bloß ihre Mühe damit, sondern auch ihren reichen Segen davon. So berichtet Bauder aus seiner Wirksamkeit als Dekan in Hornberg: „Wenn ich zur Visitation aufs Gebirge komme, da werden schon zum voraus da und dort Erbauungstunden bestellt und überall von den zerstreuten Höfen her kommen sie da zusammen. Da werde ich über manche Spezialmühseligkeiten schadlos gehalten, wenn Leute in runden Schlapphüten, schwarzen Filzkappen, kurzen Suppen, roten Strümpfen herbeikommen, das Wort zu hören und sich in ihrem Dialekt in ein Gespräch mit mir einlassen.“

Ebenfalls im nördlichen Schwarzwald und etwa um dieselbe Zeit wie Bauder (ca. 1780) wirkte Diaconus H t e l in Neubulach. Es entstand durch ihn eine weitreichende Erweckung, und die Folge

*) Verlag der Ev. Gesellschaft in Stuttgart, geb. 2.40 Mk.

dabon war ein sichtliches Aufblühen der dortigen Gemeinschaften. Eytel ließ es sich nun recht angelegen sein, dieselbe auch in eine gute äußerliche Zucht und Verfassung zu bringen und entwarf zu diesem Zweck eine schriftliche *Ordnung*. Hiernach sollte der Befehl Christi Matth. 18 („So ein Bruder an dir sündigt usw.“) genau eingehalten, und wie ehemals in der apostolischen Zeit sollten „verschiedene Bedienungen“ eingerichtet werden: Lehrer, Aufseher und Regierer, auch sollten monatliche Zusammenkünfte der Ältesten stattfinden, ferner jährliche Visitationen und Examina. Den Mitgliedern der Gemeinschaften wurde strenge befohlen, von öffentlichen Tänzen, nächtlichen Lichtfarzen und andern weltlichen Vergnügungen ferne zu bleiben, dagegen sollten sie unter sich brüderlich zusammenhalten, einander regelmäßig besuchen und sich beistehen und helfen in allen Nöten Leibes und der Seele. Diese Vorschläge drangen dann auch wirklich durch und dienten sehr zur Festigung des Gemeinschaftslebens.

Für die Gemeinschaften auf der Alb, deren Mittelpunkt das Schulhaus in Hülben war und deren Vorort Mezingen wurde, entwarf im Anfang des letzten Jahrhunderts (1814) der jugendliche, feurige Joh. K u l l e n , damals Lehrer in Mezingen, eine Ordnung unter dem Titel: „Verbesserter Gemeinschaftsplan für die Gemeinschaften auf der Alb und in der Gegend von Tübingen, welche sich zur Verbesserung der Privatversammlungen mit einander verbunden haben.“ Darin heißt es gut und treffend: „In den kleinen Gemeinen nach des sel. Spener's Einrichtung ist man in den Stand gesetzt, die Rechte der Gemeinde nach Matth. 16, 19; Ephes. 4, 1—41; Kor. 16 zu genießen und zu üben (Jud. 20. 21). Diese Versammlungen dürfen wir nicht als eine von der Kirche getrennte Gemeinde, sondern nur als einen Sauerteig in der Kirche ansehen. Wir müssen uns mit allem Ernst in acht nehmen, daß unsere Gemeinschaft keine Sekte werde, sondern es muß uns darum zu tun sein, daß wir mit allen Heiligen immer genau verbunden werden. Und um einander in allen Teilen gliedliche Händreichung zu tun, wollen wir alle vier

Wochen zusammenkommen und uns über die Wahrheiten des Evangeliums und unser Verhalten dagegen aussprechen, wobei wir nach des Apostels Mahnung Phil. 2, 1—11 einer den andern höher halten wollen als sich selbst.“ Diese *Monatskonferenzen* bestehen bekanntlich heute noch und sie haben schon viel Gutes gestiftet. In sehr nahem, fast söhnesmäßigem Verhältnis stand Kullen zu Stadtpfarrer *Hartmann* in Neuffen (nachher in Lauffen), was natürlich für seine Stellung der Kirche gegenüber von bestimmendem Einfluß war.

Außer Kullen, der später nach Korntal zog und die dortige Lateinschule gründete, sind noch eine Reihe trefflicher Schulmeister zu nennen, welche sich um das Gemeinschaftswesen Württembergs hoch verdient gemacht haben. Nur einige der bekanntesten Namen seien genannt: *Israël Hartmann*, der fast sein ganzes Leben lang am Ludwigsburger Waisenhaus wirkte und 50 Jahre lang Stunden hielt (gest. 1806); ferner der ehrwürdige *Jeremias Flatt* (gest. 1822), der Privatinformator in Stuttgart war und den manche für den „einzigen“ — will sagen: den trefflichsten — Christen Stuttgarts hielten; endlich später der geistvolle Schulmeister *Rolb* von Dagersheim, das Haupt der Michelianer im Gäu (gest. 1859).

Doch wir müssen wieder zum Ende des 18. Jahrhunderts zurückkehren, welches wie überhaupt für das kirchlich religiöse Leben, so auch für die Gemeinschaftskreise von eingreifender Bedeutung geworden ist. Es war die Zeit, wo die Aufklärung sich immer breiter machte und durch die Einführung des Griesingerschen Gesangbuchs (1791) und der neuen Liturgie (1809) auch in der württembergischen Landeskirche ein gewisses Hausrecht bekam. Übrigens ist der vulgäre Rationalismus (Vernunftglaube) in der württembergischen Kirche und Theologie nie zur vollen Herrschaft gelangt. Man huldigte hier vielmehr einem „*Supranaturalismus*“ (Offenbarungsglaube), der an den Grundlagen der göttlichen Offenbarung in der *H. Schrift* und an den Grundlehren des apostolischen Glaubensbekenntnisses festhielt.

Während nach Bengels Tod, näher zwischen 1760—85, ein deutliches Nachlassen und Erschlaffen der Gemeinschaftsbewegung im allgemeinen zu bemerken war (Ausnahmen wie die durch Eytel bewirkte Erneuerung im nördlichen Schwarzwald kamen wohl vor), so raffte sie sich jetzt wieder mehr zusammen, gerade auch zur Opposition gegen die „verweltlichte Kirche“, und während bis dahin Pfarrer die hauptsächlichsten Gründer und Leiter der Gemeinschaften gewesen waren, so traten jetzt *L a i e n* an die führende Stelle. Viel Aufsehen erregte seit dem Jahr 1785 der Zptinger Weber Georg *R a p p* („der Räßple“) und zog durch seine hinreißende Beredsamkeit Scharen von Leuten an sich. Aber immer mehr verirrte er sich in Schwärmerei und separatistische Bestrebungen, so daß endlich die Obrigkeit gegen ihn einschritt und er mit seinen Anhängern nach Amerika auswanderte, wo er hochbetagt starb (1847). Ihm in mancher Beziehung verwandt, doch viel besonnener und ernster, und vor allem auch kirchenfreundlicher war Joh. Michael *S a h n* (1758—1819), ein Bauernsohn aus Altdorf bei Böblingen. Ihm gelang es, durch sein eigenartiges theosophisches System und sein Drängen auf Heiligung, vor allem aber durch den Eindruck und Einfluß seiner gewaltigen, majestätischen Persönlichkeit, eine besondere Richtung des schwäbischen Pietismus ins Leben zu rufen, die „Sahnsche Gemeinschaft“, die bekanntlich heute noch deutlich von den übrigen Gemeinschaftskreisen sich abhebt. Übrigens wurde er wegen seiner Böhmeschen Mystik und seinen allerdings oft recht gewagten Ideen von den älteren Pietisten Bengelscher Art am Anfang mit ziemlichem Mißtrauen aufgenommen.

Noch zurückhaltender aber hatten sich die Gemeinschaftsleute gegen den seit ca. 1730 eindringenden *H e r r n h u t i a n i s m u s* verhalten, vor allem seitdem Bengel kurz vor seinem Tod (1751) in seinem „Abriß der sogenannten Brüdergemeine“ eine eigentliche Warnungstafel nach dieser Seite hin aufgestellt hatte. Aber auch der wachere, in Gemeinschaftskreisen hochangesehene Stuttgarter

Waisenhauspfarrer Seiz konnte sagen: „Ein ungesalbtes Blutgeschwäh (womit er gewisse Herrnhuter im Auge hatte) ist ärger als die bloße Moral eines unbekehrten Pfarrers.“ Und Prälat Hiller dichtete in einer gewissen Entrüstung:

Ist der Himmel blau geschaffen
Und die Erde bunt und grün,
Wie ziemt es dem Kirchengrafen
Alles rot zu überziehen?

Doch konnte das alles nicht hindern, daß da und dort kleine Häuflein herrnhutisch Gesinnter sich hielten und still blühten, und die Moser'sche Stunde in Stuttgart, zu der auch ein Leibmedikus Dr. Keuß und der Stiftsprediger A. G. Rieger sich freundlich stellten, wirkte segensreich auf weite Kreise des ganzen Landes.

So ist es durchaus kein einheitlicher Charakter, den das württembergische Gemeinschaftsleben im ablaufenden 18. Jahrhundert zeigt. Näher lassen sich folgende Richtungen an ihm unterscheiden:

1. Die Anhänger B e n g e l s und seiner strengen, keuschen Schrifttheologie. Ihnen nahestehend sind die Verehrer Detingers mit seinem biblischen Realismus und seiner tiefsinnigen Spekulation. Detinger wird von Ritshl als „der genialste Theolog Württembergs und der bedeutendste Theolog unter den Pietisten überhaupt“ bezeichnet. Doch ist sein Einfluß lange nicht so bedeutend gewesen als der des viel nüchterneren Bengel. „Der einfachste Schriftverstand findet bei uns am meisten Anklang“, muß sogar der bedeutendste Schüler Detingers, Frieder, zugeben (1761). Die Anhänger Bengels und Detingers, die beide zuletzt auf Spener und Francke zurückgehen, faßt man gewöhnlich unter dem Namen „Altpietisten“ zusammen. Später aufgetommen, aber, wie schon bemerkt, ziemlich einflußlos geblieben sind

2. die H e r r n h u t i s c h Gesinnten. Ihnen wiederum nahe verwandt sind

3. die „Seligen“ auf dem nördlichen Schwarzwald, gewöhnlich nach ihrem Hauptvertreter (aber nicht Gründer), Stadtpfarrer Pregizer von Haiterbach (1751—1824), „Pregizerianer“ genannt. Da sie aber nur sehr wenig Literatur geschaffen haben, so reichte auch ihre Bedeutung nicht weit. Ihr Charakteristikum ist ein „allezeit fröhlich Herze“, ein steter Lobpreis der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, wie sie sich auf die Rechtfertigung durch den Glauben gründet. In ausgesprochenen Gegensatz zu ihnen traten

4. die Anhänger Hahns, die „Michelianer“, die allen Nachdruck auf die Heiligung legen, und nicht bloß eine Gerechtfprechung, sondern eine wirkliche Gerechtmachung durch eine innere Neuschöpfung wollen. Die Lehre von der Wiedergeburt ist aber ihnen beiden gemeinsam. („Selige“ und „Seufzende“ unterscheidet sie Ritschl, was aber mehr geistreich als zutreffend ist.)

In einzelnen praktischen Fällen traten aber später diese verschiedenen Richtungen immer wieder zu einträchtigem Handeln zusammen, so besonders bei der Gründung von Rortall (1819), das sowohl Altpietisten als Michelianer besiedelten, wobei beide Teile in herrnhutische Verfassungsformen sich fügten. Michael Hahn selber war zum Vorstand der neuen Gemeinde in Aussicht genommen, starb aber schon zu Anfang des Gründungsjahrs. Auch für das Aufkommen und Aufblühen der Äußeren und Inneren Mission zu Anfang des 19. Jahrhunderts gaben die verschiedenen Gemeinschaftskreise den eigentlichen Nähr- und Mutterboden ab, und die Jahresfeste der zahlreich entstehenden Kindererrettungsanstalten wurden die frohen Wallfahrts- und Versammlungsfeste dieser Stillen im Land. Auch der umfassend gerichteten Christentumsgesellschaft, die im Jahr 1780 in Basel gegründet wurde, schlossen manche Häupter der schwäbischen Pietisten sich an, vor allem Prälat Ros, der letzte Ausläufer der streng Bengelschen Schule (gest. 1803).

Neben der rationalistischen Zeitströmung, um die Wende des 18. Jahrhunderts, waren es besonders die politischen Wirren, in deren Mittelpunkt Napoleon stand, welche die Gemeinschaftskreise aufs tiefste erregten. Die eschatologischen Gedanken Bengels, die bis dahin ziemlich unbeachtet geblieben waren, fingen jetzt zu wirken an und zwar so, daß sie in der Vorstellung des Volkes eine Steigerung und Vergrößerung ins Chiliasische (Lehre vom 1000 jährigen Reich) erfuhren. Wie ein Funke im Pulverfaß zündete besonders die kraß chiliasische Schrift des Pfarrers Friedrich von Winzerhausen: „Glaubens- und Hoffnungsblid“ (1800). (Friedrich mußte 1810 seine Stelle niederlegen. Er starb 1827 als der erste Pfarrer von Korntal.) Auch das vielgelesene „Heimweh“ von Jung Stilling goß Öl in dieses Feuer. Je mehr man an der Gegenwart verzweifelte, um so hoffnungsfreudiger schaute man in die Zukunft. Allgemein in Stundenreisen erwartete man die Wiederkunft Christi als ganz nahe bevorstehend. „Brüder, wir erleben es noch, daß das Lamm kommt!“ rief einmal unterwegs auf der Leonberger Landstraße ein Begleiter des Amtsbürgermeisters Hoffmann aus und warf dabei jauchzend seinen Hut in die Luft. Nach Osten richtete man seine Blicke und suchte dort einen stillen Vergungsort für die zunächst bevorstehende große Trübsal unter dem Antichristen, der ja bereits in Napoleon gekommen schien. Von Osten her war auch der fromme Kaiser Alexander I. von Rußland erschienen, und so bildeten sich seit etwa 1800 „Auswanderungsharmonien der Kinder Gottes“, die in Scharen die Donau hinab und dem südlichen Rußland zuzogen. Der größte Teil von ihnen ging freilich auf der langen Reise elendiglich zu Grunde; aber außer Schwärmern und Separatisten hätte Württemberg noch eine große Zahl seiner besten und friedlichsten Bürger verloren, wenn nicht durch die Gründung Korntals (1819) und Wilhelmsdorfs (1824) letztere im Lande festgehalten worden wären.

Korntal, die Schöpfung Hoffmanns, wurde nun viele Jahre lang der Mittelpunkt und Sammelpunkt der Gemeinschafts-

leute, besonders durch seine Jahresfeste. „Wir kommen nach Kornthal“, sagte einmal ein Besucher, „wie die Kaufleute auf die Frankfurter Messe. Da kauft man große Stücke Tuch ein, die man nachher wieder ellenweise verkauft.“ Sein geistesmächtiger und dabei zugleich urchwäbischer Gründer und Vorsteher *Hoffmann* wußte aber auch allen alles zu sein. „Sie alle, die verschiedenen Glieder der Gemeinde, möchte ich in dem Mörser der Liebe zerpulvern und dann wieder ebensoviele Menschen daraus bilden,“ entgegnete er einmal dem Prälaten *Flatt*, als dieser ihn fragte, wie er denn so verschiedenartige Elemente vereinigen wolle. Und von sich selber bekannte er: „Ich bin als *Pregizerianer* erweckt worden (im vollen Genuß der göttlichen Gnade), ich möchte als *Michelianer* wandeln (streng heilig), und endlich als *Herrnhuter* sterben (im kindlichen Vertrauen auf das Blut Christi).“

Mit der Entstehung Kornthals, d. h. in den Zeiten nach den Befreiungskriegen, zeigte sich überhaupt ein allgemeines *Erwachen* christlicher Frömmigkeit in deutschen Landen. In Württemberg war es wiederum der Pietismus, der hier sich als Licht und Sauerteig erwies. Wiederum traten auf seinem Boden eine Reihe kraft- und charaktervoller Persönlichkeiten auf, die die Fackel des Evangeliums in der einen, und die Posaune ernstest Bußseigers in der andern Hand, Herolde und Bahnbrecher einer neuen, besseren Zeit des Glaubens und der Liebe wurden. Ihnen voran stand der gewaltige, jugendliche Erweckungsprediger *Ludwig Hofacker* (gest. 1828), neben ihm nicht minder des Wortes mächtig, ja geistig noch begabter und vielseitiger, sein Bruder *Wilhelm Hofacker*; zu gleicher Zeit mit ihnen wirkte in Stuttgart als ernstest Seelsorger Stadtpfarrer *Dann*. Ausgesprochen pietistisch gerichtet war auch der sonst so universal angelegte Liederdichter *Albert Rapp*, nicht zu vergessen endlich die beiden Originale *Dr. Barth* in Calw und Pfarrer *Blumhardt* in Möttingen, später in Bad Boll — alles Männer, welche das volle Vertrauen der Gemeinschaftsleute genossen.

Der „Felsen des Pietismus“ aber wurde im 19. Jahrhundert Prälat R a p f f (1833—43 Pfarrer in Norntal, seit 1850 Prälat und Mitglied des Konsistoriums in Stuttgart, 1852—79 Stiftsprediger). Mit ihm hielt der Pietismus seinen vollen Einzug ins Kirchenregiment. Wie freundlich und vertraut sich Kapff zu den Gemeinschaftskreisen stellte, ist allgemein bekannt; er selbst besuchte regelmäßig alle Monat einmal die Hahn'sche Stunde in Stuttgart und konnte dabei bemerken: „Unter euch, ihr Brüder, ist mir's eben immer am wohlsten.“ Doch war er dabei eine unerschütterliche Säule der Landeskirche, und ausdrücklich warnte er davor, man solle „die Kirche nicht in eine Erbauungsanstalt umwandeln und in Sekten und Stunden auflösen, sondern sie als Heilsanstalt der Masse des Volkes erhalten“.

Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts gewinnt der Pietismus überhaupt an Bedeutung für das allgemeine, öffentliche Leben. Schon das, daß in den politischen Wirren der vierziger Jahre die Gemeinschaftsleute sich still und ruhig verhielten, war von spürbar wohlthätigem Einfluß auf die öffentliche Ordnung und erklärt mit, warum in Württemberg die Wogen der Revolution nicht so hoch gingen wie z. B. im benachbarten Baden. Andererseits übten die bürgerlichen Errungenschaften von 1848, vor allem die Versammlungsfreiheit und Pressfreiheit, ihren fördernden Einfluß auch auf das Gemeinschaftsleben aus. Solche Plackereien, wie sie nicht bloß ein Michael Hahn sondern auch ein Johannes Rullen und andere Stundenhalter von gewalttätigen Amtleuten und rohen Polizeibeamten am Anfang des letzten Jahrhunderts noch zu erdulden hatten, konnten jetzt nicht mehr vorkommen.

Mit der neuen Zeit bekam aber auch der Pietismus ein teilweise neues Gepräge, das seine ganze Haltung nicht unmerklich veränderte. Während ihm von Haus aus eine gewisse Gleichgültigkeit den kirchlichen Glaubenssätzen gegenüber eigen ist, so nimmt er mit der Erstarkung des kirchlichen Lebens, wie sie besonders in den fünfziger Jahren sich spürbar machte, eine immer entschiedener e k o n f e s s i o n e l l =

lutherische Stellung ein. Übrigens lernte er schon im Kampf mit dem Rationalismus den Wert fester kirchlicher Formen und Normen schätzen, und deren Betonung und Festhaltung hat ihn schon vor hundert Jahren vor innerem Zerfall bewahrt.

Ein echt moderner Zug an dem Pietismus unserer Tage ist jedoch vor allem, daß er sich zu organisieren sucht, weitverzweigte, mehr oder weniger festgefügte Verbände schafft, die unter einer einheitlichen Leitung und Aufsicht stehen. Bereits um die Wende des 18. Jahrhunderts finden sich, wie wir oben gesehen haben, Ansätze zu einer Gemeinschaftsordnung für weitere Kreise (vgl. Diaconus Ehtel auf dem Schwarzwald, Lehrer Kullen auf der Alb u. a.). Z. T. nahm man dabei die Herrnhuter zum Vorbild, deren Stärke ja von Anfang an das Organisieren gewesen ist. Auch K o n f e r e n z e n zu brüderlicher Besprechung von Gemeinschaftssachen fanden schon in früherer Zeit statt. Eine Art Landeszentrum bildete von jeher der S t u t t g a r t e r Gemeinschaftskreis. Am 17. Juli 1851 wurde in Stuttgart auf Einladung von Prälat K a p f f eine L a n d e s k o n f e r e n z pietistisch gerichteter Pfarrer und Laien abgehalten, aus der die jetzt noch bestehende alljährlich stattfindende „Brüder- und Missionskonferenz“ hervorging. Eine eigentliche, umfassende Organisation entstand einige Jahre später (1857) durch Errichtung eines G e m e i n s c h a f t s a u s s c h u s s e s in Stuttgart, der aber „weder polemisieren noch zentralisieren, sondern nur die Brüder und die Gemeinschaften stärken“ wollte. Seit Oktober 1858 wurde auch von Pfarrer Werner in Fellbach das diesem Zweck dienende Gemeinschaftsblatt: „Erbauliche Mitteilungen“ herausgegeben.

Der Stuttgarter Gemeinschaftsausschuß, welcher heute noch besteht, hatte aber doch zu wenig Verbindung mit den Gemeinschaften auf dem Land, und so vereinigten sich im Jahr 1881 unter dem Vorsitz von Pfarrer C l a u s in Belsen eine Anzahl Brüder zu einer „E n g e r e n K o n f e r e n z f ü r G e m e i n s c h a f t s p f l e g e“

für die 1889 von Claus eine eigentliche *Gemeinschaftsordnung* ausgearbeitet wurde, welche der Hahn'schen nachgebildet ist. „Die Leitung des Verbandes kommt einem „Engeren Brüderkreis (jetzt „Brüdererrat“ genannt) zu, der aus 12 Mitgliedern (3 Pfarrern, 3 Lehrern, 3 Kaufleuten, 3 Landwirten) besteht. Der Verband ist in einzelne *Bezirke* eingeteilt, denen Bezirksbrüder vorstehen, welche die Bezirkskonferenzen zu leiten haben. Jährlich werden zwei Hauptkonferenzen abgehalten, die eine in Korntal, die andere in Reutlingen. Diese Gemeinschaftsordnung nahmen auf Einladung fast alle altpietistischen, Kullenschen, Herrnhutischen und Hohenlohesischen Gemeinschaften an, zusammen ca. 350 mit mutmaßlich (gezählt wurden die Gemeinschaftsglieder nie) 12 000 Mitgliedern. Der Name „Altpietistische Gemeinschaften“ wurde dann auf den ganzen Verband ausgedehnt. Seit 1895 ist der „Württembergische Gemeinschaftsverein“ juristische Persönlichkeit und hat in dieser Eigenschaft schon mehrere Gemeinschaftshäuser übernommen. Vorsitzender ist seit 1897 Rektor Dietrich in Stuttgart. Es werden Besuch- oder Reisebrüder ausgewählt, die je 8—14 Tage lang die Gemeinschaften hin und her zu besuchen haben. Seit einigen Jahren werden zur Gemeinschaftspflege und Mithilfe auch ständige *Berufsarbeiter* angestellt, gewöhnlich Zöglinge von St. Christophona oder vom Johanneum, doch auch solche ohne besondere anstaltliche Vorbildung.

Noch straffer gefügt als die altpietistischen sind von Anfang an die *Hahn'schen* Gemeinschaften, deren man in Württemberg ca. 370, in Baden ca. 70 mit rund 15 000 Mitgliedern zählt. 1873 erhielten sie eine neue Gemeinschaftsordnung, deren Wahrung einem „Engeren Ausschuß“, bestehend aus 10—12 der ältesten Brüder, übertragen ist. Sämtliche Gemeinschaften sind in 26 Bezirke eingeteilt, die je wieder ihren besonderen (3—4) Vorsteher haben. Diese Bezirksvorsteher bilden den „Weiteren Ausschuß“, der alljährlich zu einer Hauptkonferenz zusammentritt.

Auch die Hahn'sche Gemeinschaft hat im Jahr 1897 den Charakter einer juristischen Persönlichkeit angenommen, und besitzt seit 1898 in Stuttgart, ihrem Mittelpunkt, ein schönes, geräumiges Gemeinschaftshaus.

So ist also in Württemberg das Gemeinschaftsweisen auch im äußeren wohl und weislich geordnet, und man fühlt nicht das Bedürfnis der Anlehnung an einen weiteren, allgemeineren Verband. Die „Gnadauer Konferenz“ z. B. (gegründet 1888), die zur Zeit als Vertretung und Zentrum des größten Teils der deutschen evangelischen Gemeinschaften angesehen werden kann, wird offiziell von den schwäbischen Brüdern nicht besucht und besucht. Doch hat der altpietistische Kreis mannigfache freundschaftliche Beziehungen auch zu der neueren Gemeinschaftsbewegung, was schon dadurch zum Ausdruck kommt, daß sein Vorsitzender, Rektor Dietrich, zugleich Geschäftsführer des Deutschen Philadelphiaver eins ist. Die „Philadelphia“, das Organ für evangelische Gemeinschaftspflege in Deutschland (Herausgeber Rekt. D.), wird in den altpietistischen Gemeinschaften vielfach gelesen, und einigemal schon fanden auch die großen Philadelphia-Konferenzen in Württemberg (Stuttgart und Reutlingen) statt, wobei norddeutsche und süddeutsche Brüder einträchtig zusammenwirkten.

Am liebsten aber gehen die schwäbischen Gemeinschaftsleute still und ohne Aufsehen zu erregen ihre eigenen Wege. Aber eben in dieser Zurückhaltung sind sie ein rechtes Salz (Matth. 5, 13) für ihre Umgebung wie auch für die ganze Landeskirche, und wohl darf auf sie das Wort des Herrn angewandt werden: „Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe“. Joh. 15, 16.

Bilder und Beispiele aus dem Gemeinschaftsleben.

Verlauf einer Stunde.

Lasset alles ehrbarlich und ordentlich zugehen.

1. Kor. 14, 40.

Eine schwäbische Stunde verläuft in der einfachsten Weise, ähnlich wie wir uns die Versammlungen der ersten Christen zu denken haben. Denn die ersten Christengemeinden waren gar nichts anderes als *Privat-Erbauungsgemeinschaften*. Kirchen und öffentliche gottesdienstliche Lokale gab es jahrhundertlang noch keine. Man versammelte sich für gewöhnlich in Privathäusern, namentlich von wohlhabenderen Christen. So finden wir in den Briefen des Apostels Paulus einigemal den Ausdruck „Grüßet die Gemeinde in ihrem Hause.“ Röm. 16, 5; 1. Kor. 16, 19; Kol. 4, 15. Der christliche Gottesdienst ist ja überhaupt eine Anbetung „im Geist und in der Wahrheit“ (Joh. 4, 24) und darum an keine „heilige Stätte“ gebunden.

Der Ort, in dem die Stunden stattfinden, sind für gewöhnlich einfache, aber geräumige *Bauernstuben*, und die Besitzer rechnen es sich zur Ehre an, wenn sie den Gliedern der Gemeinschaft damit dienen dürfen. *) Es bringt das wohl manche Mühe und Arbeit, auch zuweilen eine unliebsame Störung der Hausordnung mit sich. Aber man weiß, es ist das auch ein Dienst, „der den Heiligen geschieht“, und man kennt und achtet die apostolische Mahnung: „Herberget gerne“. Neuerdings besitzen viele, besonders größere Gemeinschaften, eigene Versammlungssäle, die teils Privateigentum wohlhabender Mitglieder, teils Eigentum der Gemeinschaftsverbände sind. So findet sich z. B. in Stuttgart seit mehreren Jahren ein schönes Haus

*) Vgl. zum folgenden: „Chr. Dietrich: Die Privat-Erbauungsgemeinschaften Deutschlands.“ S. 233 f.

der Hahn'schen Gemeinschaft, dessen Saal mehrere hundert Personen zu fassen vermag und der auch meist ganz gefüllt ist. (Siehe S. 28.)

Wöchentlich finden zwei bis drei Versammlungen statt, regelmäßig am *S o n n t a g* Abend, im Winter um 7, im Sommer um 8 Uhr; sodann am *M i t t w o c h* oder Donnerstag Abend, häufig auch am Sonntag Nachmittag nach der Christenlehre. Strenge wird darauf gehalten, daß die Stunde nicht mit einem öffentlichen Gottesdienst zusammenfällt, um auch auf diese Weise jeden Schein von Sektiererei zu vermeiden. Daneben gibt es in allen geistig regen und lebendigen Gemeinschaften noch besondere *G e b e t s t u n d e n*, ebenso besondere Versammlungen für die Jugend, z. B. „Bubenstunden“, wie man in mancher Gegend sagt, („Bua“ heißt im Schwäbischen der ledige Sohn, auch wenn er längst erwachsen ist), Kinderstunden, freiwillige Sonntagschulen, Gesangchöre und ähnl. Immer sitzen die Geschlechter streng gesondert von einander, auch sind keine gemischten Gesangchöre üblich. Vor und nach den Versammlungen geht es sehr still zu, damit man sich nicht durch Schwärzen zerstreue, auch verläßt der männliche Teil erst eine Weile nach dem weiblichen den Ort der Zusammenkunft, um niemandem Grund zu einer üblen Nachrede zu geben.

Diejenigen, welche das Wort ergreifen, die *S p r e c h e r*, sitzen an einem besonderen Tisch, der in größeren Lokalen oft etwas erhöht steht. Das Wort ist nicht freigegeben, sondern es redet nur, wer vom Vorsitzenden dazu aufgefördert wird. Den *V o r s i ß* führt ein älterer, bewährter Bruder, nicht selten ein Lehrer vom „Verein evangelischer Lehrer in Württemberg“, der zur Zeit etwa 650 Mitglieder zählt. Ausnahmsweise übernimmt auch der Pfarrer die Leitung; doch wollen sich die Gemeinschaften grundsätzlich von kirchlicher Bevormundung freihalten, was auch ihr gutes Recht ist. Im übrigen will und soll der Stundenhalter nicht eine herrschende Stellung einnehmen, sondern nur der *primus inter pares* — „der erste unter gleichen“, sein. Zutreffend vergleicht der sel. Professor

1. Verlauf einer Stunde.

Beck in Tübingen einen schwäbischen Stundenhalter mit dem Bischof oder Ältesten einer apostolischen Christengemeinde, der auch keine besondere äußere Würde und Stellung beanspruchte, sondern nur mit seiner Gabe den andern dienen wollte. Der alte Schulmeister Kolb von Dagersheim (gest. 1859), einer der weisesten und charaktervollsten Gemeinschaftsleiter, pflegte zu sagen: „Ich soll gar nicht wissen, daß ich Stundenhalter bin. Weiß ich denn, durch wen Gott wirken will? Ich habe fünf Spazierstöcke zu Hause; das einmal gebrauche ich den, das anderemal einen andern. Ich kann ein halbes Jahr den gleichen nehmen. Nun kann es mir aber einfallen, ich wolle einen anderen benützen. Gerade so macht es Gott; er nimmt bald diesen bald jenen zum Sprechen. Deswegen muß ich in jeder Stunde aufmerken, was Er vorhat.“ In einer Stunde fragte einmal ein Gast: „Wer führt denn eigentlich hier den Vorsitz?“ Darauf entgegnete ihm der Leiter: „Wir sitzen um einen runden Tisch her, da gibt es weder oben noch unten.“ Doch werden die Anordnungen des berufenen Leiters immer gehörig respektiert, und manche Stundenhalter genießen ein fast patriarchalisches Ansehen.

Regelmäßig beginnt die Stunde mit einem gemeinsamen Gesang, der zuweilen von Harmoniumspiel begleitet wird. Das Liederbuch der altpietistischen Gemeinschaften ist Hillers „Geistliches Liederkästlein“ mit seinen zweimal 366 „kleinen Oden über biblische Sprüche“, schlichte, keusche Gesänge, von denen wohl in jedem evangelischen Gesangbuch sich einige Proben befinden. In den Hahnschen Kreisen wird meist aus Joh. Mich. Hahns „Liederkästlein“ gesungen, das als Auszug aus dessen Liedern im äußeren ganz dem Hillerschen nachgebildet ist. Vielsach werden auch die von Dölfer und Benzinger herausgegebenen „Geistlichen Lieder und Melodien“ benötigt, die mehr die Art bewegter Volksweisen haben. Neuerdings hat sich auch Rö nig s „Kleiner Lieder-schatz“ sehr eingebürgert, der mit seinen 855 Nummern eine reiche Aus-

wahl bietet. Es braucht aber niemand ein eigenes Liederbuch mitzubringen, denn die Verse werden vom Leiter immer einzeln vorgelesen. Das ist schon wegen der vielfach mangelhaften Beleuchtung in den Abendstunden nötig, hat aber auch den Vorzug, daß der Text so mehr zu Herzen geht. Mancher Stundenhalter hat einen solchen Schatz von Liederversen frei im Gedächtnis, daß er immer etwas Passendes auch auswendig vorsagen kann. So kannte z. B. der blinde Hansjörg auf dem Schurwald etwa 300 Lieder auswendig, darunter war eines, das „Lied von der Erwählung“, das 130 Verse zählte. Wenn er in eine Versammlung kam und man fragte ihn zum Anfang oder beim Schluß: „Hansjörg, weißt kein Reimle?“, so war er nie um ein solches verlegen. Joh. Michael Schenker aber, der genialste unter allen schwäbischen Stundenhaltern, durfte sich auch getrauen, ein Lied während des Singens frei aus dem Stegreif zu dichten und vorzutragen.

Auf den Gesang folgt das Gebet, das immer frei aus dem Herzen von einem der leitenden Brüder gesprochen wird. Gebetet wird stets stehend, nur bei kleineren Gebetsvereinigungen auch knieend. Das freie Beten ist zwar nicht jedermanns Sache. Sogar eine Beata Sturm, die „Tabea Württembergs“ (gest. 1730 in Stuttgart), von der man sagen konnte, daß ihr „ganzes Leben ein stetes Gebet“ gewesen sei, gesteht offen, daß sie nicht gern in Gegenwart anderer bete, weil sie da immer auf ihre Worte Achtung geben müsse und so nie ganz unbefangen sei; beim einsamen Gebet aber in ihrem Kämmerlein dürfe sie nur aussprechen, was ihr gerade in den Sinn komme, und das sei dann ein rechtes Herzensgebet. Besonders schwierig ist es, wenn man, was auch zuweilen vorkommt, unvorbereitet in einer Versammlung zum öffentlichen Gebet sich erheben soll. Das mußte z. B. einmal der Glemser Marte erfahren. In L. wurde Monatsstunde gehalten und er befand sich auch unter den Zuhörern. Von all dem Gehörten war er tief bewegt, so daß er an seine Umgebung gar nicht mehr dachte. Plötzlich ergeht die Auf-

1. Verlauf einer Stunde.

forderung an ihn, er solle das Schlußgebet sprechen. Darauf war er nun gar nicht gefaßt, und als er vollends beim Aufstehen einen vornehmen Gast, die Frau Amtmännin F. von D., in seiner unmittelbaren Nähe erblickte, so wurde er so verwirrt, daß er nur ein paar unzusammenhängende Gedanken stammeln konnte. Das demüthigte ihn gar sehr, und beim Nachhausegehen haderte er sogar mit seinem Gott, daß er ihn habe so schmählich stecken lassen. Doch hatte er wenigstens ein gutes Gewissen dabei und sagte sich endlich: „Zur Demüthigung ist alles recht“. Aber als er später wieder einmal in einer Versammlung, der mehrere Lehrer anwohnten, zum Schlußgebet aufgefordert wurde, so wehrte er kurz mit den Worten ab: „Da wäre ich nicht gescheit! Bei euch soll ich etwas wissen; daheim kann ich Amen sagen, wenn ich will“. Doch gibt es auch Brüder, welche gern frei und öffentlich beten, wobei freilich mancher zuweilen auch breitspurig und ermüdend wird. Ein solch salzloses Geschwätz schloß einmal der energische Bruder R. in Stuttgart mit einem plötzlichen „Amen“, und als man ihm darauf entgegenhielt, es heiße doch: „den Geist dämpft nicht“, so erwiderte er: „Ja, aber das war der eigene Geist und nicht der Geist Gottes“. Wo aber das Gebet schlicht und einfach, herzlich und kindlich ist mit einfältigem Abbarufen, da wirkt es dann die rechte Stimmung und Salbung zur Betrachtung des göttlichen Wortes.

Diese bildet immer den Mittelpunkt der Erbauungsstunde. Zugrunde gelegt werden gewöhnlich fortlaufende Texte des Neuen Testaments, um so in den ganzen Reichtum der Schrift einzudringen. Fehlt es an Rednern, so wird wohl auch eine *Predigt vorgelesen*, meist aus den alten Schwabenvätern, einem Baumann, Hartmann, Steinhofer, Ötinger, Brastberger u. a. Doch kann das nur als Nothbehelf gelten. Viel gelesen wird in den Hahnischen Gemeinschaften, vor allem aus den Schriften von J. Mich. Hahn selbst, die aber vielfach recht „starke Speise“ sind; faßlicher und darum vielgebraucht sind die körnigen, gediegenen Betrachtungen von

Schulmeister K o l b , dem geistig bedeutendsten und einflußreichsten Schüler Hahns. Womöglich aber soll ein kurzes Wort eigener Erfahrung nie fehlen. Regel ist, daß einer nur spricht, wenn er etwas „im Verlag hat“ und „die Bestrahlung von oben“ nicht mangelt. Das gibt dann schlagende, eindringliche Worte, die bei aller Schmucklosigkeit wie „Nägel und Spieße“ im Herz und Gedächtnis haften bleiben. Mancher Bruder versteht auch meisterlich, seine Gedanken in anschauliche B i l d e r zu kleiden und mit treffenden Beispielen aus dem alltäglichen Leben zu belegen, wie ja auch Jesus selber am liebsten in Gleichnissen zum Volke geredet hat. Aber es gibt auch Redner, bei denen die Worte die Gedanken ersetzen müssen, die „wie ein Drehörgelein immer die gleichen Stücke herspielen“. „Wir haben viel Schwäzzer, aber wenig Priester, besonders unter den jüngeren Brüdern“, klagt einmal ein wackerer Schwarzwälder Stundenhalter. Es fehlt eben vielfach auch die Zeit zur Vorbereitung, besonders an den Werktagen und zur Sommerzeit. Neuerdings werden darum im Winter da und dort besondere B i b e l k u r s e für Stundenhalter eingerichtet (zum erstenmal im Jahr 1892 von Pfarrer Langbein in Dettingen bei Urach), damit sie wie ein rechter Hausvater Altes und Neues aus ihrem Schatz hervorbringen können. Um der Langeweile und Schlaffucht in den Versammlungen zu begegnen, pflegte Schulmeister K o l b immer ernstlich zur K ü r z e im Ausdruck zu ermahnen. Oftmals führte er das Sprüchlein des weisen Salomo an (Pred. 5, 1): „Gott ist im Himmel und du auf Erden, darum laß deiner Worte wenig sein“. „Rede nicht einen Heuwagen voll, wenn du etwas mit fünf Worten sagen könntest“, schreibt er einmal einem Lehrer. Und ein andermal meint er treffend: „Wenn man einem Menschen nicht mit wenig Worten viel sagen kann, so kann man ihm auch mit vielen Worten nur wenig sagen . . . W o r t - reich macht g e i s t arm. Vielredner gleichen oftmals ausgeraubten, honigleeren Bienenkörben. Darum müssen wir die geistliche Chemie üben, die Blei in Kupfer, Kupfer in Silber und dieses endlich in

1. Verlauf einer Stunde.

Gold verwandelt.“ Mancher Bruder versteht auch, einem eitlen Schwätzer in derber Weise einen Baum anzulegen. Als einmal einer, der gern den Stundenhalter spielte und doch das Zeug dazu nicht hatte, sich in einer Versammlung rühmte, er habe unlängst vor 80 Brüdern die Schrift ausgelegt, so erwiderte ihm ein mannhafter Weingärtner aus der Cannstatter Gegend: „Und mich dauern alle die 80, die dir zugehört haben“.

„Lasset eure Weiber schweigen unter der Gemeinde“, diese Mahnung des Apostels Paulus an seine Korinther (1. Kor. 14, 34) wird überall streng eingehalten. In der Reutlinger Gegend trat einmal eine Frau mit allerlei bedenklichen Lehren in einer Versammlung auf. Br. Schönbein von Mezingen, der auf alle Unordnung ein scharfes Auge hat, ging in den betreffenden Ort und suchte den Anstoß zu beseitigen, konnte aber mit seinen Anordnungen nicht gleich durchbringen. Nachher kam das Weib selber zu ihm und setzte ihm ihre Sachen auseinander. Als sie endlich fertig war, schnupfte er zuerst, holte dann seine Bibel und las ihr 1. Tim. 2, 12 vor: „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre“. Dann machte er ihr die Auflage, sie müsse von nun an 4 Wochen lang stille sein und in der Stunde auf das Ofenbänke sitzen. Dann erst werde er weiter beschließen. Sie kam aber jetzt gar nicht mehr in die Versammlung, und so hatte der Unfug schnell ein Ende gefunden.

„Nicht ein Neuling, auf daß er sich nicht aufblase und ins Urteil des Lästerers falle“ (1. Tim. 3, 6) — auch diese apostolische Vorschrift betreffend die Bischöfe und Lehrer wird beobachtet, was umso mehr anzuerkennen ist, da in gegenwärtiger Zeit bei vielen Sekten und außerkirchlichen Gemeinschaften gerade die Neubekehrten zum Zeugnisablegen aufgefordert und vorgeschoben werden. Man denke nur an die Heilsarmee! Als einmal ein frisch erweckter Sügling zum Eintritt in das Basler Missionshaus sich rüstete und beim Abschiednehmen zu einem alten Bruder sagte, er werde nun auch überall freimütig bekennen, was er alles

innerlich erfahren habe, so gab ihm dieser den weisen Rat: „Johannes, laß 's Pfröpfle zu, sonst verriecht 's Gläschle“. Ein anderer bewährter und stiller Bruder pflegte öfters zu sagen: „Haltet eure Wurzeln zugedeckt, damit sie nicht verdorren“. Und solche keuschen, zurückhaltenden Gemüther wirken oft am meisten, mehr durch ihr stilles Vorbild als durch viele Worte.

Besonders anregend gestalten sich die Stunden dadurch, daß dabei immer verschiedene Redner zum Wort kommen. Jeder hat seine besondere Art und Gabe — „ich singe Tenor und du Baß“, sagte einmal ein in seinem Glauben stets fröhlicher Bruder zu einem andern, der gewöhnlich den Bußprediger machte. Der eine ist in seinem Giller zu Hause und der andere im Stinger; einer ist mehr praktisch-verständig angelegt, ein anderer mehr mystisch-beschaulich. Da klingt es dann wie auf einem Psalter-spiel, bald in hohen, bald in tiefen Tönen, bald in helleren und bald in dumpferen Akkorden. Aber alle sind auf denselben Grundton gestimmt: die Wahrheit des göttlichen Wortes, das auch „die Albernheiten weise macht“. Ps. 19, 8. Man hält sich dabei an die Regel des alten Stiftsprediger Storr: „Sei niemals so frech, etwas zum Wort Gottes dazu zu tun, aber auch niemals so engherzig, etwas davon zu tun“.

Zu einem alten Missionar in Meßingen kamen eines Tages einige Studenten aus Tübingen und trafen bei ihm einen älteren Bauersmann, der mit seinen schäbigen Lederhosen und groben Schnallenschuhen einen sehr unscheinbaren Eindruck machte, auch zuerst dasaß, als ob er nicht „auf fünfse zählen könne“. Der Missionar stellte ihn den jungen Herren als einen weithin bekannten Stundenhalter aus der Nachbarschaft vor. Die angehenden Theologen schienen aber nicht viel auf ihn zu halten und fragten ziemlich geringschätzig, wie denn ein Laie ohne weitere Vorbereitung jahraus jahrein die Bibel auslegen könne. Darauf erwiderte der schlichte Gast: „Das Wort Gottes verklärt uns, und dann wird

1. Verlauf einer Stunde.

es von uns auch anderen e r k l ä r t“. Und daran knüpfte sich ein längeres, liebliches Gespräch, das den Studenten unvergeßlich blieb und sie mit aufrichtiger Hochachtung vor dem Prediger im Bauernrock erfüllte.

Eine besondere Anziehungskraft üben immer die M o n a t s-
f e s t u n d e n aus, die gewöhnlich an einem Feiertag gehalten werden und wozu sich die Stundenleiter, aber auch sonstige Gemeinschafts-
leute, aus einem ganzen Bezirk versammeln. Mancher schlägt da einen Weg von mehreren Stunden nicht zu weit an, auch wenn das Wetter sehr abschreckend ist, um sich im Kreis der Brüder wieder neu zu stärken und zu erbauen. Wo ein besonders geistgesalbter und tiefgründiger Vorsteher einer Versammlung ist, da kommen regelmäßig auch Gäste von auswärts in seine Stunde, so daß die Stuben oft zum Ersticken voll sind. Das war besonders bei Mich. H a h n der Fall (1758—1819), dessen Haus in dem kleinen, stillen S i n d l i n g e n bei Böblingen jahrelang ein Wallfahrtsort für Tausende von wahrheitsuchenden Seelen war. Mancher kam dabei vielleicht erst nach Mitternacht wieder nach Hause und mußte um 3 Uhr morgens schon wieder zur ländlichen Arbeit sich erheben.

Aber wenn die Seele reichlich gespeist und getränkt worden ist, wenn ein herzliches G e b e t die ausgetauschten Gedanken und Erfahrungen geweiht und vor Gottes Thron erhoben, wenn dann zum Schluß noch ein gemeinsamer G e s a n g ein vollkräftiges Amen darauf gesetzt hat, so klingt es in manchem Herzen:

Fröhlich, Selig
Ist die Freundschaft Und Gemeinschaft,
Die wir haben
Und daran wir uns erlaben.

Bibelkenntnis.

Dein Wort ist meines Fußes Leuchte.

Pf. 119, 105.

Das schwäbische Volk ist schon seit langem als ein besonders bibelfestes bekannt, und unter seinen Theologen gibt es zahlreiche hochberühmte Schriftgelehrte. An ihrer Spitze steht Joh. Albrecht Bengel (1687—1752), „der beste Mann, den Württemberg je gehabt hat,“ wie Alb. Knapp ihn nennt. Ebenso ausgezeichnet durch Geist und Gelehrsamkeit wie durch Frömmigkeit und Demut hat er ein ganzes Geschlecht streng biblisch gerichteter Pfarrer herangezogen und durch dieselben wie auch durch seine Schriften den weitgehendsten und gesegnetsten Einfluß auf die gläubigen Kreise Württembergs ausgeübt. Ihm vor allem und seiner Schule ist es zu verdanken, daß das schwäbische Gemeinschaftsleben in gesunden, nüchternen Bahnen, ferne von Sektiererei und Separatismus, sich bewegt und erhalten hat. Auch die Betonung der christlichen *Offnung*, die Wertschätzung der *Offenbarung* Johannis mit ihrer Lehre vom tausendjährigen Reich, geht auf ihn zurück. Zu den Zeiten *Napoleon's*, den manche als den „*Apolhon*“ der Offenbarung (K. 9, 11) „mit dem *N*“ der Verneinung an der Stirn“, ansahen, wurde das letzte Buch der Bibel am eifrigsten studiert, ja viele lernten es ganz auswendig.

Überhaupt wird die ganze Bibel fleißig gelesen, und es fand nicht die Billigung der Stundenreise, als vor einigen Jahren (übrigens aus guten pädagogischen Gründen) ein „*Biblisches Lesebuch*“ anstatt der Vollbibel in den Volksschulen Württembergs eingeführt wurde. Schulmeister Kolb pflegte zu sagen: „Je mehr mir ein Buch die Bibel lieber macht, ein um so besseres Buch ist es“. Noch vor hundert Jahren gab es Stundenleute, die fast nur die Bibel und Erklärungen der Bibel lasen. So erzählt z. B. Schulmeister Kullen von Hülben (gest. 1905) von seiner frommen Mutter,

daß sie nie eine Zeitung oder weltliche Unterhaltungsschrift zur Hand genommen habe. Und sein Onkel, Joh. Kullen, Instituts-
vorsteher in Korntal (1787—1842), der auch im Hülbener Schul-
haus aufgewachsen ist, berichtet aus seiner Kindheit: „Frühe schon
erwachte in mir eine große Freude an der Bibel. Es war mir eine
rechte Lust, die vielen Sprüche und Lieder zu lernen, die uns der
Vater aufgab. Über die Weihnachtsfeiertage lernten wir Kinder
einmal den 89. Psalm mit seinen 53 Versen auswendig, auch sonst
oft ganze Kapitel, besonders im Römerbrief und in der Offenbarung.
Sobald ich in der Bibel lesen gelernt hatte, beschäftigte ich mich oft
ganze Stunden mit ihr, während ich bis zu meinem zwölften Jahr
fast kein weltliches Buch kennen lernte. Wenn ich mit meinen Kame-
raden vom Konfirmandenunterricht, den wir in Dettingen erhielten,
die Steige nach Hülben hinaufpilgerten, so las ich ihnen manchmal
unterwegs aus meinem geliebten Neuen Testament etwas vor,
um sie vor Unarten und losen Scherzen mit den uns begleitenden
Mädchen abzuhalten.“ Gegenwärtig wird freilich auch in frommen
Kreisen die Bibel lange nicht mehr soviel gelesen wie früher. Es gibt
jetzt zahlreiche christliche Blätter und Traktate, auch sonst eine Menge
guter Bücher, die überallhin ihren Weg finden. Aber das ursprüng-
liche Wort Gottes ist und bleibt immer das echte, lautere Quellwasser,
das den inneren Durst am besten stillt. Und auch heute noch darf
Württemberg den Ruhm beanspruchen, daß es den Kindern in der
Volkschule eine gründlichere und gediegenere Bibelfkenntnis beibringt
als dies in den andern deutschen Ländern der Fall ist.

Manches wäre zu erzählen von einzelnen Gemeinschaftsleuten,
die durch ihre Vertrautheit mit der hl. Schrift andere schon in
Erstaunen gesetzt oder in Verlegenheit gebracht haben. Einen hüb-
schen Vorfall berichtet z. B. Pastor D. Junck in seinen „Reise-
bildern“. (Zweite Folge S. 194 ff.) Er war als junger Student
auf dem Wege von Stuttgart nach Tübingen begriffen, um dort den
berühmten Bibeltheologen Professor Tob. Wed zu hören. In der

Tasche trug er einen Empfehlungsbrief von einem väterlichen rheinischen Freunde an einen christlichen Kaufmann in Leonberg (Josenhans?). Gar zu gerne hätte er gewußt, was in diesem Brief über ihn, den suchenden, gärenden Jüngling, geschrieben stand. Da ein kurzer Entschluß — ein Ruck und ein Riß — und das Schreiben war erbrochen! „Er ist nicht ferne vom Reiche Gottes“, so lautete das Urteil des Freundes über ihn. Kunde wußte, daß dies ein Wort aus dem Munde Jesu sei; aber in welchem Zusammenhang er es gesprochen und wo es geschrieben stehe, dazu reichte seine damalige Schriftkenntnis nicht aus. In Echterdingen, dem stattlichen Dorf auf den Hildern, wo der geistvolle Philipp Matthäus Hahn Pfarrer gewesen war (1781—90), kehrte er in einem Gasthause ein und ließ sich zu seinem Imbiß auch eine Bibel geben. In dieser durchsuchte und durchblätterte er alle vier Evangelien von vorn nach hinten und von hinten nach vornen, konnte aber die gewünschte Stelle nirgends entdecken. Da trat der Wirt, ein ehrwürdiger Greis mit dem schwarzen Lederküppl auf dem grauen Haupt, auf ihn zu und fragte ihn in seiner treuherzigen Weise: „Haha, i sieh, Se suchet ebbez ond sendet's net. Soll i Ihne a bißele helfa?“ Gerne nahm der fremde Studiosus dies freundliche Anerbieten an, gestand offen seine Unkenntnis und Verlegenheit ein, und war nun ebenso erstaunt als erfreut, wie der schriftkundige Alte ihm schnell die Stelle wies — Markus 12, 34, wo Jesus das Wort zu einem Schriftgelehrten sagt, der ihm über die Frage nach dem vornehmsten Gebot so „vernünftiglich“ geantwortet hatte. Noch manches gute und ernste Wort wurde zwischen dem alten Wirt und dem jungen Gast getauscht, und dieser schied mit dem herzlichsten Danke von dem bibelfesten Michelianer (derselbe hielt sich zur Hahn'schen Gemeinschaft), der ihm ganz gratis ein so treffliches Kollegium gelesen hatte.

In anderer Weise hat einmal Apotheker Gottlieb Scholl (1803—73), der Stuttgarter „Pietistengeneral“, wie man ihn wohl hieß, einem vorlauten Spötter mit seiner Bibelkenntnis gebient.

Scholl befand sich eines Abends in einem größeren Gasthof eines bedeutenden Ortes des Schwarzwaldes. Unter den anwesenden zahlreichen Gästen herrschte ein ziemlich leichtfertiges Gespräch, an dem auch die Wirtin sich nicht schämte teilzunehmen. Als aber ein Arzt es doch gar zu bunt machte, so sagte sie zu ihm: „Sie sind heute wieder recht leichtsinnig, Herr Doktor!“ „Was?“ gab ihr dieser zur Antwort; „ich bin gar nicht so leichtsinnig, ich bete ja alle Tage.“ „Wie, Sie beten?“ ließen sich jetzt verschiedene Stimmen vernehmen; „und was beten Sie dann?“ „Ich — ich bete alle Tage — den 6. Vers — vom 70. Psalm,“ antwortete darauf verwirrt und stotternd der Arzt. „Und wissen Sie auch, wie dieser heißt?“ fragte ihn nun Scholl, der schon längst mit steigendem Unmut der Unterhaltung zugehört hatte. Darauf aber mußte der lose Vogel kleinlaut mit „nein“ antworten. „Nun dann will ich es Ihnen sagen“, versetzte ihm Scholl. „Er heißt: ‚Herr, ich bin elend und arm; eile mir beizuhelfen.‘“ „So, da hast’s!“ riefen jetzt die Gäste. Der Arzt aber gestand, indem er mit Hochachtung zu Scholl hinüberblickte: „So wie Sie möchte ich die Psalmen auch kennen.“ „Lernen Sie sie nur,“ gab ihm dieser zum Bescheid; „es wird Ihnen nur von Nutzen sein.“

Ganz ähnlich ging es in einem andern Fall. Der originelle, geisteskräftige Br. Schönbein von Meßingen (gest. 1825) hatte einmal auf einem Berufsgang in einem Wirtshaus einzufehren, dem er sonst geflissentlich aus dem Wege ging. Während er seinen Schoppen Wein trank, räsonierte ein gerade anwesender Handwerksbursche über die Bibel. Da erhob sich Schönbein, trat auf den Lasterer zu, packte ihn an der Weste und sagte zu ihm: „Hör Er, hat Er schon getan, was dort Christus sagt: ‚So jemand will des Willen tun, der wird innemerden, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede?‘“ (Joh. 7, 17). Der Handwerksbursche antwortete verlegen: „Nein“. „Nun ja,“ versetzte ihm darauf Schönbein, „so schmähe er in Zukunft keine Arznei, die er noch nicht probiert hat.“

Die heilige Schrift ist dem Frommen sowohl das **Schwert** in seiner Hand als auch die **Speise** für seine Seele. Sie ist ein unversieglicher Quell von Lebenskräften, den keiner ganz ausschöpfen kann. **Luther** vergleicht sie einmal mit einem „**sehr großen weiten Wald**, darinnen viel und allerlei Bäume stehen, davon man mancherlei Obst und Früchte brechen kann. Denn man hat in der Bibel reichen Trost, Lehre, Unterricht, Vermahnung, Warnung, Verheißung und Drohung. Es ist kein Baum in diesem Wald“, bekennt er von sich, „daran ich nicht geklopft und ein Paar Äpfel oder Birnen davon gebrochen und abgeschüttelt hätte.“

Ein frommer **Schäfer** auf der schwäbischen **Alb** pflegte zu seiner stillen Arbeit auf der einsamen Weide immer zwei Säcklein mit sich zu nehmen, eines enthielt sein tägliches Brot, das andere eine Bibel; denn, meinte er mit Recht, nicht bloß der Leib sondern auch der Geist brauche seine regelmäßige Nahrung. Eines Tags stieß ein Wanderer, ein fremder, städtischer Herr, zu ihm, und als er ihn in seine Bibel vertieft sah, sagte er spöttisch zu ihm, ob denn das nicht langweilig sei, immer so alte Geschichten zu lesen? „**Nein**“, erwiderte ihm der fromme Hirte, „ich befinde mich dabei in der besten Gesellschaft — bei **Aposteln und Propheten**“. Da mag man wohl an das Sprüchlein denken: „**Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist**“. Ein Mensch, der im Wort Gottes lebt und weht, ist von klarer, reiner **Himmelsluft** umweht, die wie frischer Bergesodem ihn innerlich gesund und stark macht. Dabei lehrt die **Hl. Schrift** alledem nachdenken „was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohllautet“, und verleiht so einen feinen Taft und Anstand, eine wahre **Herzensbildung** und innere Gefittung, die viele schlichte Frommen unter dem gewöhnlichen Volk auszeichnet und die man unter den sog. „**Gebildeten**“ der höheren Stände oft schmerzlich vermißt.

Wer erfahren hat, daß „die **Gottheit** zu allen Dingen nütze ist“, und daß, wie **Bengel** einmal sagt, „kein Biegelein in der **Hl.**

Schrift ist, das nicht seine Kraft und Bedeutung hätte“, der läßt sich auch kein Jota davon rauben. Darum ist man in Stundenkreisen gegen alle und jede Bibelfkritik, und traut keinem mehr recht, der sich irgendwie eine solche erlaubt. Mancher kritisch geschulte, vielleicht aber dabei sehr wohlmeinende Pfarrer mußte das schon in recht schmerzlicher Weise an sich erfahren. Mit dem Buchstaben der Schrift fürchtet man eben auch ihren Geist und Gehalt zu verlieren, und dies Bedenken ist nicht unbegründet. Wer die Schale abstreift und wegwirft, der schädiget und schwächt nur zu leicht auch den Kern; am sichersten geht, wer beide beieinander behält und miteinander schätzt, den Kern aber vor allem hegt und pflegt; die reife Frucht streift dann von selber die entbehrlichen Hüllen ab. Eine feine Antwort in dieser Beziehung erteilte einmal der treffliche Spezial (Defan) Hartmann von Lauffen (1803 bis 1815), dem jungen Lehrer Joh. A u l l e n dort, der ihn im Hause eines frommen Hutmachers fragte: „Herr Spezial, ist es wahr, daß alle Philosophie vom Teufel ist?“ „Das kann man nicht sagen“, erwiderte ihm dieser, „in jeder meiner Predigten ist Philosophie; nur darf ich sie nicht mit verkaufen, so wenig als der Hutmacher das Modell mit verkauft, über das er seinen Hut spannt.“

Die Wunderberichte der Bibel, welche manchen Gebildeten unsrer Tage soviel Anstoß geben, bereiten dem schlichten Mann des Volkes meist wenig Schwierigkeiten; er hält sich einfach an das Wort: „Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?“ 1. Mose 18, 14. Zu dem vor einigen Jahren verstorbenen Schulmeister A u l l e n in Hülben sagte eines Tags eine Frau Reallehrer: „Aber manche Erzählungen der Bibel sind doch recht schwer zu glauben, z. B. daß Jonas von einem Fisch verschlungen und dann wieder von ihm ausgespieen worden sei“. „Frau Reallehrer“, entgegnete ihr darauf der Mann mit dem goldig lautern Kindesgemüt, „wenn in meiner Bibel stünde, Jonas habe den Walfisch verschlungen, so würde ich es auch glauben und nicht daran zweifeln.“ Einmal nahm Aullen

in einer Versammlung die Bibel zur Hand, schlug den vordern Deckel auf, wendete sie dann, drehte auch den hintern Deckel um und sagte zu den Anwesenden: „Was zwischen diesen beiden Deckeln steht, ist mir Wort Gottes“. So denken wohl die meisten Stundenleute.

Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, in den Gemeinschaftskreisen werde ein geistloser Buchstabendienst getrieben, — nein, das schwäbische Volk ist ganz hervorragend zum Denken und wohl auch zum Grübeln angelegt, und nicht bloß unter den Theologen hat es einen Dtinger, den „Magus des Südens“, sondern auch unter den Laien einen Theosophen wie Joh. Mich a e l S a h n gegeben, dessen Spekulationen oft ganz erstaunlich tief-sinnig und scharfsinnig sind. Sein geistvoller Schüler, Schulmeister R o l b in Dagersheim, pflegte oft zu sagen: „Wir werden keinen rechten Christen finden, der nicht auch ein rechter Denker ist. Wir müssen vor allem G r u n d g e d a n k e n bekommen; denn ohne sie wird das Herz nicht fest“. Übrigens fügte er dazu: „Der Weiseste ist zugleich der E i n f ä l t i g s t e. Meine ganze Geistesheit und all mein Wissen gäbe ich hin um die rechte Einfalt. Um alles bloße Wissen, auch das geistliche Wissen aus der Bibel, sofern es uns Gott nicht näherbringt und uns fürs Himmlische und Ewige nicht genussfähiger macht, gebe ich kein Schnupftabakskörnchen“. Gesunde und lebendige Christen führen ein den k e n d e s C h r i s t e n t u m; denn der Geist Gottes heiligt nicht bloß den Willen und beseligt nicht bloß das Gefühl, sondern er erleuchtet auch den Verstand. „Nur kein geistliches Weißnichtwas!“ läßt sich eine originelle Stuttgarter M ä h t e r i n vernehmen. „Seine Dummheit muß man hassen. Gott wollte unter den Opfern keinen Esel; diesem mußte man das Genick brechen. Darum kauft Weisheit und verkaufet sie nicht. Ihr müßt aber nicht meinen, alles in der Bibel gleich verstehen zu können; man muß erst allmählich in sie hineinwachsen, denn sie ist das L a g e r b u c h f ü r a l l e Z e i t e n.“ Oftmals pflegte sie das Verslein anzuführen:

Daß im blutigen Verfühnen Unsre Denkkraft grünen.

Wenn so das Wort Gottes den ganzen Menschen ergreift, so zeigt es sich erst als eine rechte Gotteskraft, schärfer als ein zweischneidiges Schwert und süßer denn Honig und Honigseim. Ja, da darf zuweilen sogar auch der Leib etwas davon verspüren, wie das einmal Br. A d a m S t r a u b aus Zell in wunderbarer Weise an sich erfahren hat. Dieser hatte einen Feldzug gegen Napoleon mitzumachen und war dabei in der Schlacht bei H ö c h s t e t t in Bayern von den Franzosen gefangen genommen worden. Beim Transport hatte er oft sehr unter Hunger zu leiden; aber während die andern unbedenklich nahmen, was sie fanden, betete er für sich: „Lieber Heiland, stehlen will ich nicht; lieber will ich Hungers sterben.“ Einmal aber, in der Nähe von Lindau, wurde er so schwach und matt, daß er einer Ohnmacht nahe war. Da zog er sein liebes N e u e s T e s t a m e n t aus der Tasche und las einen Psalm darin. Das erquickte ihn so, wie wenn er die beste Mahlzeit genossen hätte, und neugestärkt konnte er den Marsch weitersetzen. Die Strapazen des Feldzugs wie auch sonstiger großer Mangel an des Leibes Nahrung und Notdurft schadeten im Grunde überhaupt seiner Gesundheit so wenig, daß er ein Alter von über 80 Jahren erreichen durfte. Heute noch bewährt sich das Wort, das Jesus dem Versucher entgegenhielt: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet“. Matth. 4, 4.

Und wie für das einzelne Menschenleben, so bildet auch für die F a m i l i e und ein ganzes Hauswesen das Wort Gottes den rechten Wegzeiger und Leitstern. Seine Macht reicht eben weit über alle bloß menschliche Autorität hinaus. Da war in einem Stundenhaus der Vater gestorben und hatte eine W i t w e mit einer Schar unerzogener und zum Teil auch schwer zu erziehender Kinder zurückgelassen. Am Abend des Begräbnistages versammelte die Mutter alle ihre Kinder um den Tisch her, legte die große Familienbibel darauf und sagte zu ihnen: „Der Vater ist jetzt nicht mehr da und kann euch nicht mehr ermahnen. Wollt ihr mir nun versprechen,

daß ihr an Stelle des Vaterworts das Gotteswort gelten lassen wollt?" „Ja", sagten sie einmütig. Und sie wurden auch beim Wort genommen. Wollte eines ungehorsam oder unbotmäßig sein, so fragte es die Mutter: „Wie sagt Gott im vierten Gebot?" — „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren." — „Also richte dich darnach." — Oder war eines unlustig zur Arbeit, so mußte es das Sprüchlein aussagen: „Seid nicht träge, was ihr tun sollt." Brach Rauf und Streit unter den Kindern aus, so rief die Mutter wohl dazwischen: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder und Schwestern einträchtig bei einander wohnen" ußf. So wurde sie immer Herr über ihre Buben und Mädchen. Unvergesslich bleibt es gewiß zeitlebens jedem Kinde, wenn es in seiner Jugend zu Hause Vater und Mutter ehrfürchtig vor dem Wort Gottes sich hat beugen sehen. Ein solcher Anschauungsunterricht wirkt mehr als alle Lehre in der Schule und auch die Predigt in der Kirche. Und gottlob fehlt es heute noch nicht an zahlreichen Familien im Schwabenland, die solchen Anschauungsunterricht erteilen.

Einer der bibelfundigsten Männer und tiefsinnigsten Schriftforscher Württembergs, Prälat Stinger (1702—82), bekennt angesichts des Todes im Rückblick auf sein langes, arbeitsreiches Leben: „Wenn ich vor meinen Herrn Christum bald treten soll, so kann ich nichts sonderlich Gutes, das ich getan, aufweisen, ausgenommen dies, daß ich gegen das göttliche Wort immer große Hochachtung gehabt habe". Das ist ein recht bescheidenes und doch wieder sehr ehrenvolles Selbstzeugnis. Und der alte Hiller (1699—1769), der Hunderte von Liedern über Schriftworte gedichtet hat, singt:

Wenn glaubenslose Seelen Sich um den Reichtum quälen
Und bald um Schätze bangen, Die sie doch nicht erlangen,
So bleibt mir allemale Die Schrift zum Capitale —
Dir will ich glauben, o Vater!

Gebetsleben.

Betet stets in allem Anliegen.

Ephes. 6, 18.

„Fromm sein und beten ist eigentlich dasselbe“, sagt ein berühmter Theologe (Schleiermacher). Das Beten ist dem Frommen das allernatürlichste, so natürlich und selbstverständlich wie das Reden des Kindes mit seinem Vater. Andererseits aber muß das Beten auch wiederum gelernt und geübt werden. Der Apostel Paulus, der gewiß ein Betet ohne gleichen war, bekennt doch: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt“ (Röm. 8, 26); der Geist Gottes muß unsrer Schwachheit aufhelfen und uns die rechten Worte, Gedanken und Seufzer geben.

Das Gebet wird in den Gemeinschaftskreisen fleißig und eifrig gepflegt; auch besondere, regelmäßige Gebetsstunden sind mancherorts eingeführt. Schulmeister Kolb sagte von sich: „Lieber wollte ich mir das Essen und Atmen verbieten lassen als das B e t e n . . . Wer immer im Wachen und Beten steht, den mag die Versuchung angreifen wie sie will, er steht und ist wie ein W ü r f e l , den mag man werfen, wie man will, er fällt nie auf's Eck“. Wenn sein natürlicher Mensch sich einmal träge und lässig zum Gebet zeigte, so konnte er wohl zu ihm sagen: „Ich gehe des Tags dreimal mit dir zum Essen; also mußt du auch mit mir gehen, wenn ich geistliche Speise und Kraft mir holen will“. Von der Gebetschule des Christen gebrauchte er das treffende Bild: „Das Gebet ist anfangs wie ein P u m p b r u n n e n , dann wie ein l a u f e n d e r B r u n n e n und endlich ein S p r i n g b r u n n e n . Einem Pumpbrunnen gleicht's, wenn man nur nach dem Sprichwort handelt: ‚Not treibt zu Gott‘; einem laufenden Brunnen, wenn man des Heilands Weisung befolgt, ‚daß man allezeit beten und nicht laß werden soll‘, ein Springbrunnen aber ist's, wenn der Heil. Geist einen treibt und das

Herz in Loben und Danken überquillt.“ Bei ihm selber wurde es immer mehr ein Springbrunnen. Während er früher es sich zur Regel gemacht hatte, wie Daniel täglich dreimal zum Gebet sich zu sammeln, so genügte ihm das später nicht mehr. In seinem Alter hielt er es kaum mehr eine Stunde in seiner Schule aus, ohne daß er nicht geschwind nebenan in sein Kämmerlein gegangen wäre und Zwiesprache mit seinem himmlischen Vater gehalten hätte.

Wie alles Leben zu einer gedeihlichen Entwicklung Ordnung und Regelmäßigkeit bedarf, so auch das Gebetsleben. Ist man da im Anfang etwas gesellig, so schadet das nichts — im Gegenteil. Davon wußte der Bruder Martin S. in S. etwas zu erzählen. Er hatte es sich zur unverbrüchlichen Regel gemacht, nie ohne seinen Morgensegens zur Arbeit zu gehen. Einmal aber, zur Zeit der Heuernte, war er um eine Stunde verschlafen. Schon ging die Sonne aus ihrer Kammer, um das Gras der fleißigen Mähder zu dörren, das seine aber war noch gar nicht geschnitten. Mit beiden Füßen sprang er darum aus dem Bette, zog schnell die wenigen Kleider an, ergriff die Sense und eilte hinaus auf die Wiese. „Marte, du hast ebbes (etwas) vergessen!“ ließ sich da unterwegs eine Stimme in seinem Innern vernehmen. „Weiß wohl“, entgegnete er darauf. „Marte, du hast das B e t e n v e r g e s s e n“, mahnte von neuem die Stimme. „Ja, aber heute reicht's unmöglich“, entschuldigte er sich. Doch die innere Stimme ließ nicht nach, bis er plötzlich rechtzumkehrt machte und dem Hause wieder zulief. „Marte, hast ebbes vergesse?“ fragten ihn die Leute, die ihm begegneten. „Ja freilich“, gab er ihnen zur Antwort. Daß es das Morgengebet sei, gestand er ihnen wohlweislich nicht. Als er dies aber dann in aller Stille und Sammlung daheim nachgeholt hatte, ging er frohen Mutes und leichten Herzens an das Mähen. „Und meint ihr, wie da meine Sense gehauen hat!“ sagte er nachher zu den Brüdern, denen er dies Erlebnis in der Stunde erzählte.

Beim rechten Gebet sind freilich die äußeren Worte und Formalitäten Nebensache; „je kürzer desto besser,“ mag gemeiniglich als Regel gelten. „Der Herr siehet das Herz an.“ Während der Ernte, an einem heißen, schwülen Sommertage, stieg am Rand des Horizontes ein schweres Gewitter auf. „Jakob, geh schnell heim und hol den Ochsenwagen!“ sagte der sehr mißmutig gestimmte Vater zu seinem Sohn, einem wackeren Mitglied der Gemeinschaft. Spornstreichs eilte dieser nach Hause. Mancherlei Sorgen bedrückten sein zart angelegtes Gemüt. Da kniete er schnell im Stall in einer Ecke nieder und betete kurz: „Lieber Gott, heut preßiert's, Amen!“ und fort ging's mit den schnell angejochten Zugtieren. Glücklicherweise wurde auch der vollbeladene Wagen unter Dach und Fach gebracht. Eben war er in die Scheune eingefahren, da brach ein gewaltiger Regen los.

„Gott antwortet auf unsre Gebete“, sagt einmal Bengel, „nicht mit Worten sondern mit der That, wie auch wir mit einem Bettler nicht viel diskutieren, sondern ihm eben ein Almosen geben.“ Als es einst vom alten zum neuen Jahr hinüberging und die Uhr in der Silvesternacht zwölf schlug, sagte Bengel ganz einfach: „Lieber Gott, bei uns bleibt's beim alten.“ — Sein Schüler Dtinger hatte einmal mit ihm in einem Zimmer zu übernachten. Er freute sich nun darauf, den verehrten Lehrer sein Abendgebet sprechen zu hören. Doch dieser ging vor dem Schlafengehen einfach unter das offene Fenster, verbeugte sich dreimal und legte sich dann zur Ruhe.

So machte einst der treffliche Spezial Harttmann von Lauffen (gest. 1815) mit Br. Schönbein aus Mezingen Bräderbesuche und dabei hatten sich die beiden fürs Übernachten auch in ein Zimmer zu teilen. Ehe sie ihr Lager aufsuchten, beteten sie vorher miteinander, und zwar Schönbein zuerst. Er tat dies aber ziemlich künstlich und geschraubt, wahrscheinlich aus falscher Ehrfurcht vor dem hochgelehrten Herrn Dekan und früheren Professor.

(Hartmann war einige Zeit Religionslehrer an der Herzoglichen Militärschule in Stuttgart gewesen.) Wie beschämt aber war er, als dieser nachher ganz kurz und kindlich sagte: „Vater, ich danke dir, daß ich hab gestern zu dir ‚Vater‘ sagen dürfen und heut wieder. Amen.“

Das schwäbische Volk ist überhaupt etwas wortfarg, mehr zum Denken als zum Reden angelegt. Aber „stille Wasser gründen tief“, und beim Gebet ist's wie bei einer Blüte: das Beste daran ist der süße Duft, der zum Himmel emporsteigt. Ein andächtiges Gebet weihet jeden Ort zu einem Heiligtum. Eine Stundenfrau im untern Remstal bekannte: der heiligste Ort in ihrem Hause sei der dunkle Winkel unter ihre Bühnenstiege (Speichertreppe), weil sie sich immer dorthin ins Gebet zu ihrem himmlischen Vater flüchte, wenn die Wogen der Trübsal oft so mächtig über ihr Haupt gehen und weil sie dort immer wieder die kräftigste Aufrichtung und Stärkung sich holen dürfe. Und zu Alb. Knapp sagte einmal eine fromme Weingärtnersfrau aus Gahlenberg, deren Haus ein rechtes Bethanien war: „Sehen Sie, Herr Stadtpfarrer, wenn ich zwischen meinen Rüben auf die Streu niederkniee und so ganz mein Herz in Gottes Schoß ausschütten darf, dann wird mir mein Stall zu einem Paradies.“ Als Joh. Kullen (gest. 1842 in Rorntal) eine Zeitlang Provisor (Lehrgehilfe) in Lauffen war, so mußte er wegen seines Stundengehens von seinen ganz anders gesinnten Schulmeistersleuten viel leiden, aber doch gab ihm die Frau das Zeugnis: „Er betet mir alle Biégelein in meinem Hause aus“. Und als er in eine sehr verlockende Stellung zu einem frommen Lehrer nach Stuttgart berufen wurde, so baten ihn die Schulmeistersleute dringend, er möchte doch noch länger bei ihnen bleiben. Sie fühlten und fürchteten mit Recht, daß mit dem gottseligen Provisor der Segen Gottes aus ihrem Hause weichen würde.

Ein besonders eifriger und gesetlich strenger Vater war der durch unerhört schwere Leidensproben bekannte Hahnische Bruder

Joh. Georg Ziegler von Tagersheim (1510—72). In seinen Jünglingsjahren benützte er nicht nur bei Tag jede Stille zum Gebet, sondern stand auch in der Nacht ein- oder mehreremal auf, und er machte sich ein Gewissen daraus, wenn er es einmal veräumte oder verachtete. Als er mit 19 Jahren mit seinem Bruder als Seilergehilfe in Sarau in Wien stand und auch hier sich ernstlich in der Nachfolge Jesu übte, so hörte er einmal, wie einige rohe Leute im unteren Stock des Hauses sich über den „armen-herglichen Betrunder“ lustig machten. Entsetzt aber sagte einer, es werde ja in diesem Hause so viel gesittet: behalt ihn es doch recht, wenn auch jemand darin lache. In ein solches Gefeuert kam Ziegler, als er in Stungarn Soldat sein mußte. „Ermüdet und müde über diesen Dienst hinunterstiegen,“ rief gleich nach seinem Eintritt sein Unteroffizier über ihn aus. Aber Ziegler antwortete gelassen: „Mir schadet's nichts,“ und er mußte, wo die Wurzeln seiner Kraft lagen. In einem Hause der Stadt war ihm von gleichgesinnten Leuten ein stiller Platzlein eingeräumt worden und dahin zog er sich immer wieder zum Gebet zurück. Seine Kameraden verachteten ihn endlich wegen seiner häufigen Abwesenheit. Auf des Hosen eines seiner Vorgesetzten, wo er denn so oft hingehet, sagte er offen, daß er sich in die Stille zurückziehe: in der Stille könne man ja nicht ungehört leben, und ohne Gebet könne er nicht leben. Der betreffende Offizier ließ sich dann noch in ein weiteres Gespräch mit ihm ein und gestand ihm schließlich: „O Ziegler, könnt ich sein wie Er, einen Finger von meiner Hand gäb ich drum!“

Das Gebet verleiht jedem Menschen eine Stärke und eine Macht, die auch auf andere, oftmals ganz unglückliche und geistliche Leute einen Eindruck macht. Schulmeister Walter von Bernau (1802—80) traf eines Tages im Eisenbahnwagen mit zwei bösen Jünglingen zusammen. Diese hielten ihn wegen seines ehrwürdigen Aussehens für einen Geistlichen und setzten sich gerade ihm gegenüber um ihn durch ihre Reden zu ärgern. Er aber blieb ganz ruhig und

betete im stillen für sie. Da wurden sie immer leiser und verlegener, ihre losen Reden blieben ihnen im Halse stecken und endlich setzten sie sich wieder weg von ihm, indem sie ausriefen: „Da prästiert man es nicht mehr!“ — Ja der Geist Gottes wirkt wie ein Licht, das alle Schatten aus dem Reich der Finsternis vertreibt, man muß ihn nur walten lassen. „Oftmals, wenn mir das Herz voll war von eiteln oder sündlichen Gedanken“, erzählt ein alter Bruder, „habe ich gebetet oder laut ein kräftiges, schönes Lied angestimmt. Da sind dann die inneren Störefriede auseinander gestoben, wie eine Schar Hasen davonspringt, wenn man unter sie hineinruft: ‚He da‘!“

Wenn der Heil. Geist Gottes im Herzen Wohnung genommen hat, so treibt er zum Beten in allen Lagen und Nöten des Lebens. Für trodene, dürre Zeiten im innern Leben sind aber auch G e b e t b ü c h e r von großem Wert, und man trifft solche in jedem Stundenhaus. Neben dem alten „Starckenbuch“ und dem „Habermännle“ ist in Württemberg besonders R a p f f s Gebetbuch sehr geschätzt und verbreitet. Rapff hatte ja eine ganz besondere Gabe des Gebets auch des öffentlichen, was jedermann bezeugen wird, der ihn einmal gehört hat. Er besaß in ganz besonderem Maß das Vertrauen der Gemeinschaftsleute. Aus allen Theilen des Landes gingen sie um seelsorgerlichen Rat zum „Herrn Prälaten“ nach Stuttgart, und kaum einmal entließ er einen solchen Besuch, ohne mit ihm nieder-
gekniet zu sein und gebetet zu haben.

Besonders eifrig im Gebet sind gewöhnlich N e u e r w e c k t e. Mit der Befehung und Wiedergeburt entspringt ein neuer, lebendiger Quell im Herzen, der mit innerer Naturnotwendigkeit zum ewigen Leben sich wendet. Nach der Napoleonischen Drangsalzeit, mit den F r e i h e i t s k r i e g e n, brachen überall in deutschen Landen Erweckungen aus und mancherorts bildeten sich neue Gemein-
schaften, die lieblich aufblühten wie im Frühjahr die kleinen Haus-
gärtlein. Von einer solchen Erweckung wurde auch das Haus des

Schneiders M. in Kirchheim u. T. ergriffen. Der Vater ging voran und die Kinder folgten nach. Letztere fingen jetzt an, des Abends, ehe sie zu Bett gingen, nicht mehr bloß ihre längst gewohnten, auswendig gelernten Gebetlein herzusagen, sondern sie knieten vor ihrem Lager nieder und beteten auswendig, „wie der Geist ihnen gab auszusprechen“. Das hörte eines Abends der Lehrbub Christian, der bereits die Decke über die Ohren gezogen hatte. Aufmerksam lauschte er den Worten des ältesten Knaben. „Hör, Michele“, sprach er nachher zu ihm, „sag mir doch auch, wo das Gebet steht, das du gerade gebetet hast; ich will's auswendig lernen.“ Er glaubte nämlich, alle Gebete stehen irgendwo in Büchern und andere gebe es nicht. „Christian“, erwiderte ihm dieser darauf, „wenn dir's einmal so ist wie mir, dann darfst nur 's Maul aufmachen und 's k o m m t v o n s e l b e r.“ Christian erfuhr das auch bald an sich. Durch den Zuspruch des Meisters und nach dem Beispiel von dessen Kindern bekehrte er sich auch, und der „Christian von Münsingen“ (gest. 1860), wie er später allgemein in Brüdereisen hieß, wurde vielen ein Wegweiser zum ewigen Leben.

Ein rechtes, gläubiges Gebet findet stets auch seine E r h ö r u n g, wenn auch nicht immer nach unsrem Wünschen so doch zu unsrem Besten. „Du erhörst Gebet; darum kommt alles Fleisch zu dir“, lautet ein Erfahrungssatz der alttestamentlichen Frommen (Ps. 65, 3), den freilich nicht alle Väter unserer Tage glauben. Manche meinen und behaupten, das Gebet diene nur zur Herzenserleichterung; am Lauf der Welt und am Geschick der Menschen vermöge es aber nichts zu ändern. Das eigentliche Bittgebet solle man darum lieber ganz sein lassen. Dem stehen aber Hunderte und Tausende von Beispielen gegenüber, die beweisen, „daß der Herr tut, was die Gottesfürchtigen begehren“ (Ps. 145, 19). Dies nicht bloß in innern, geistlichen, sondern auch zuweilen in ä u ß e r e n, leiblichen Dingen. Davon weiß man in Stundenreisen manches Stück zu erzählen, wovon nur ein paar Beispiele mitgeteilt werden sollen.

So kam einmal ins Haus vom „Glemser Marte“ ein fatholisches Weib, die mit hölzernen Löffeln und Tellern haufieren ging und hörte ihm zu, wie er in der Versammlung in seiner schlichten, kindlichen Art über den Segen des Gebets redete und dabei allerlei Erfahrungen aus dem praktischen Leben zum besten gab. Dies ärgerte das Löffelweib; das Hereinziehen des Alltäglichen in das Heiligtum der Frömmigkeit erschien ihr unpassend und das Erzählte zum Teil auch unglaublich. Von Glems aus begab sie sich nun auf den Markt nach Tübingen. Sonst hatte sie auf Märkten immer gute Geschäfte gemacht, weit bessere als beim Haufieren. Aber diesmal schaute von den Tausenden der Marktbefucher auch nicht einer ihren Vorrat an; schon war es Mittag, die Leute begannen schon stark sich zu verlaufen, und noch hatte sie für keinen Kreuzer Ware abgesetzt. Es fing an Abend zu werden und immer noch wollten keine Käufer kommen. Jetzt fällt ihr der Mann in Glems ein, der alle seine Sorgen und Anliegen, die großen wie die kleinen, im Gebet auf den Herrn zu werfen pflegte. In ihrer Bekümmernis folgt sie seinem Beispiel. „Lieber Gott,“ seufzt sie, „du weißt doch, daß ich auch mein tägliches Brot brauche; schicke mir doch Käufer!“ Auf einmal war's, als ob die Leute jetzt erst die Frau mit ihren Löffeln und Tellern sähen. Von allen Seiten kommen sie heran, und im Verlauf von einer Stunde hat sie ihren ganzen Vorrat abgesetzt. Als sie später wieder nach Glems kam, erzählte sie mit dankerfülltem Herzen Br. Marte dies Erlebnis. — Wir wollen und dürfen zwar aus solchen Vorkommnissen keine allgemein gültigen Regeln machen; denn „Frömmigkeit ist kein Gewerbe“, wie ein berühmter Theologe (Richard Rothe) sagt. Aber wie Eltern manchmal ihren Kindern zur Ermunterung einen Apfel oder sonst etwas besonders Gutes geben, so stärkt auch der Herr zuweilen durch ein auffallendes Zeichen seiner Macht den schwachen Glauben seiner Kinder. Und der Dichter hat recht, wenn er sagt:

Seine Wunder
Sind der Zunder,
Dran der Glaube Feuer fängt.

So ging es z. B. bei Gottlieb Wilhelm Hoffmann, dem später so glaubensstarken Gründer und ersten Vorsteher von Korntal (1771—1846). Er war in seiner Jugend ein ziemlich loöderer Bursche, und als er nach vier Jahren beim Stadtschreiber von Calw seine Lehrzeit vollendet hatte und als Gehilfe zum Amtschreiber Flattich in Merkingen eintreten sollte, hatte er da und dort Schulden gemacht, welche er notwendig vor seinem Weggang von Calw begleichen sollte. Da probierte er es, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, mit dem Beten, freilich auf eine sehr zaghafte Weise: „Gott, wenn du lebst,“ rief er in seiner Herzensangst, „so hilf mir aus meiner Verlegenheit!“ Gleich nachher wollte ihn zwar sein Gebet wieder reuen; „denn,“ sagte er sich, „wenn Gott mir hilft, so muß ich nachher ihm dienen, und das mag ich nicht.“ Aber sofort kam auch schon die Antwort. Es klopfte an der Thür und herein trat ein Bote von einer entfernten Verwandten, einer Müllerin, mit einem Brief in der Hand, in dem die Base anfragt, ob sie ihm vielleicht in etwas zu Dienst sein könne? „Nein,“ gab er kurz und trozig dem Boten zur Antwort. Dieser verlangte aber etwas Schriftliches aus seiner Hand, um nachweisen zu können, daß er den Brief richtig abgeliefert habe. Jetzt demüthigte sich der junge, leichtsinnige Schreiber und gestand der wohlhabenden Müllersbase offen und ehrlich ein, in was für einer Klemme er sich befinde. Sofort schickte ihm diese auch das nötige Geld und half ihm überhaupt in ihrem frommen Sinn auf den rechten Weg. Das Leben Hoffmanns wurde von da an reich an merkwürdigen Gebetserhörungen aller Art.

In Wilhelm sdorf, der Tochtergemeinde Korntals, welche Hoffmann i. J. 1824 gründete, lebte und wirkte in reichem Segen Schulmeister Hüller ein kindlich frommer Mann. Im Jahr

1830 war einmal seine Kasse wieder so leer wie der Kistruß der Prophetenwitwe bei Elisa, und doch sollte er einem Bauern des Nachbardorfes 700 Gulden bezahlen. Da am Verfalltage, während er inbrünstig zu Gott ruft, rollt ein Wägelein vor die Thür des Hauses. Ist's der Gläubiger, der sein Guthaben eintreiben will? Nein, die wohlbekannte Stimme eines Freundes ruft ihm entgegen: „Hiller, hast du vielleicht Geld nötig?“ — „Ja.“ — „Wieviel?“ — „700 Gulden.“ „Hier sind sie. Gerade so viel nahm ich von zu Hause mit. Deinetwegen mußte ich die elfstündige Reise machen; es ließ mir innerlich keine Ruhe mehr.“ Wie wunderbar! Es gibt eben eine „drahtlose Telegraphie“, nicht bloß auf Erden, sondern auch zum Himmel hinauf.

Ganz ähnlich verlief ein anderer Fall. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war in der Leonberger Gemeinschaft der arme Stricker Martin Sulzmann eine einflußreiche Persönlichkeit. Im Jahr 1794 hatte er nur noch $1\frac{1}{2}$ Pfund Wolle im Haus, und doch mußte er durch sein Stricken sich und die Seinigen ernähren. Er klagte seine Not seinem himmlischen Vater und fragte ihn, ob er ihn denn vor der Welt schamrot machen wolle? Darauf wurde ihm die göttliche Antwort zuteil, er solle sich an den Stadtschreiber in Herrenberg wenden, der werde ihm helfen. Das tat er denn auch nach längerem Bedenken und schrieb ihm, er möchte ihm 100 Gulden schicken; soviel benötige er. Einen Bürgen könne er nicht stellen, auch die Heimzahlung nicht sicher versprechen; der Herr Stadtschreiber müsse es eben mit Gott und mit ihm wagen. Innerhalb acht Tagen schickte dieser wirklich auch die genannte Summe an ein Garngeschäft mit der Anweisung, Sulzmann dafür Wolle zu verabreichen. Diesem selbst schrieb er, er sei durch den Geist Gottes angehalten worden, seine Bitte zu erfüllen; er hätte keine Ruhe gehabt, wenn er auch nur einen einzigen Gulden weniger abgesandt hätte. Hierüber bemerkte Sulzmann: „Das war mir eine solche

Demüthigung, daß ich mich fast verbrochen habe. So hat mich also der Herr erhört und wieder in gute Ruhe gestellt."

Nicht selten kommt es vor, daß durch das Gebet das innere Auge erleuchtet wird und a h n u n g s b o l l ein kommendes Ereigniß zum voraus schaut. Schultheiß K l a ß von Beuren (1822 bis 1888) erzählte hiezu ein merkwürdiges Beispiel aus seiner Jugendzeit. In einem Sommer hatte es lange nicht geregnet, so daß eine arge Mißernte in Aussicht stand. K l a ß, der an einem Vormittag auf dem Felde arbeitete, sah mit schmerzlicher Betrübnis, wie alle Gewächse verdorrten und nach einer Erquickung von oben schmachteten. Da begab er sich in einen nahen Wald und bat Gott inständig um einen gnädigen Regen. Während des Gebets wurde ihm innerlich gewiß: u m 12 U h r r e g n e t e s. Er ging heim und sagte das der Mutter, einer sehr glaubensstarken Frau. Was geschieht? Schlag 12 Uhr geht ein mächtiger Regen nieder.

Fast noch merkwürdiger ist ein anderer Vorfall. Ein frommes, sehr armes Stundenweib hatte einen Sohn beim Heer der Verbündeten stehen, das zum Entscheidungskampf gegen Napoleon sich sammelte. Je spärlicher die Nachrichten von ihrem G o t t l i e b draußen im Feld bei der Mutter einliefen, um so eifriger betete sie für ihn. Eines Tags sagte sie zu ihren Angehörigen: „In der nächsten Zeit geschieht in der Welt etwas Besonderes.“ Wenige Tage darauf fand die V ö l k e r s c h l a c h t bei L e i p z i g statt (16.—19. Okt. 1813).

Am häufigsten wohl kommen auffallende Gebetserhörungen in K r a n k h e i t s f ä l l e n vor. Das geben auch erfahrene Ärzte zu, die vielleicht für sich ganz ungläubig sind. „Ihr Pietisten macht oft unsre ganze Diagnose (Krankheitsbestimmung) zuschanden,“ sagte einmal ein Doktor zu einer christlichen schwäbischen Familie. Geist und Körper stehen ja in einem ganz innigen, wunderbaren Zusammenhang, und es ist oftmals erstaunlich, was für eine Macht ersterer über letzteren hat, am meisten, wenn er durch Glauben gestärkt und gehoben

ist. Der vorhin genannte Schultheiß *Kl a ß* hatte sich als Jüngling beim Tragen eines übermäßig schweren Getreidesacks einen *L e i b s c h a d e n* zugezogen, so daß er von da an ein Bruchband tragen mußte. Es war ihm nun ein schrecklicher Gedanke, als gebrochener Mann sich durchs ganze Leben schlagen zu müssen. Da fiel er eines Tages auf die Knie nieder und klagte Gott seine Not. Während des Gebets zerbrach der Verband und fiel weg. Er brauchte keinen neuen mehr; denn von Stund an fühlte er sich ganz gesund. Und als er kurze Zeit darauf zur Musterung sich stellen mußte und den Ärzten sein früheres Gebrechen bekannte, so konnten diese gar nichts an ihm entdecken. Er diente 4 Jahre mit Auszeichnung bei den Kanonieren in Ludwigsburg und konnte die schwersten Aufgaben mit leichter Mühe bewältigen, ohne daß es ihm jemals geschadet hätte.

Gewisse Personen haben auch „die *G a b e* (Charisma) gesund zu machen“ (1. Kor. 12, 9), wieder andere eine besondere Empfänglichkeit für Glaubensheilung und dürfen darum in diesem Stück auch besonders herrliche Erfahrungen machen, die anderen ver sagt bleiben. Zum Exempel erwähnen wir einige Züge aus dem Leben von *W. F. Thumm* in *Wilhelmsdorf* (1818—89).

Thumm war mit 21 Jahren als Lehrer in Wilhelmsdorf aufge zogen, das damals in Zeiten größter Not und Bedrängnis sich befand. Mit 29 Jahren wurde er von einer schweren Brustkrankheit befallen, welche die Ärzte als *S c h w i n d s u c h t* erklärten. Da auch eine Schwester Thumms dieser Krankheit erlegen war, so machte er sich keine Hoffnung mehr auf ein längeres Leben, dies um so weniger, da auch ein Kuraufenthalt in *U r n ä s c h*, im schönen Appenzellerland am Fuß des Säntis, ihm keine Erleichterung gebracht hatte. Seine liebste Beschäftigung war endlich noch im Schlafrock langsam auf den Friedhof zu gehen und sich hier im Sonnenschein auf das Plätzchen zu setzen, wo er einst begraben sein sollte. Um Ostern 1847

war er besonders elend, hatte Blut erbrochen und konnte vor großer Leibeschwäche das Bett nicht mehr verlassen. Da tritt Hausvater Stanger ins Zimmer und sagt zu ihm: „Die Brüder waren eben bei mir und sagten, du sollst Gemeindevorsteher werden. Du weißt, die Stelle ist erledigt und es hängt für uns so viel an ihrer richtigen Besetzung.“ „Wo denkt ihr hin!“ erwiderte darauf Thumm mit tonloser Stimme. „Ich muß mich zum Sterben bereit machen und in einigen Tagen könnt ihr mich begraben.“ „Du darfst nicht sterben. Wir haben für dein Leben gebetet und der Herr wird es uns schenken,“ sagte Stanger in zuversichtlichem Tone. So wurde er denn auch schon am 17. April 1847 zum Vorsteher von Wilhelmsdorf gewählt, und wunderbarerweise genas er von da an, wenn auch recht langsam. Über 40 Jahre, bis zu seinem Lebensende, hat er sein Amt mit großer Kraft und viel Segen verwalten dürfen. — Noch zweimal wurde er durch ein wahres Wunder dem Tode entrißen. Im Jahr 1857 bekam er das „Schleim- und Nervenfieber“ und wurde 6 Wochen lang an den Rand des Grabes gestellt; der Arzt selber gab nichts mehr auf sein Leben. Da vereinigte sich Pfarrer Kapff mit den Schulkindern und sie beteten zusammen um die Erhaltung des geliebten Lehrers. In jener Nacht nahm die Frau von Thumm das L o s u n g s b ü c h l e i n zur Hand und las die Losung des folgenden Tages, das Wort des Propheten Nathan an David: „So hat auch der Herr deine Sünde weggenommen.“ 2. Sam. 12, 13. „Halt!“ rief da der Todfranke, der auch innerlich recht gebeugt war, „das ist genug für mich.“ Die Frau aber fuhr fort und las: „Du wirst nicht sterben.“ — „Und das nehme ich für mich,“ sagte sie. Richtig wurde es von da an auch besser mit ihm. Als er in den fünfziger Jahren stand, befiel ihn ein langwieriges M a g e n l e i d e n, das oftmals sehr auf seine Stimmung drückte und auch seine innere Glaubensstellung erschütterte. Doch sein Kleinglaube war wie weggeflogen, als er im Jahr 1875 verschiedenemal den amerikanischen Reiseprediger Pearfall Smith hörte. Er wurde nun

ein ganz fröhlicher Christ. Und einige Jahre später traf er mit Frau *B a r t e r*, einer englischen Dame, zusammen, die in *Smith'schem* Geiste wirkte. Er ließ sie nach einigem Bedenken mit sich und für sich beten, und als er vom Gebete aufstand, spürte er, daß etwas in seinem Magen vorgegangen war. Er fühlte sich weit besser als zuvor. Nach 14 Tagen stellten sich die Schmerzen zwar wieder ein; aber nachdem er wieder gebetet hatte, wichen sie gänzlich, und kehrten nie mehr zurück. Die Heilung geschah am 7. Dez. 1878. *Thumm* hat sie oftmals selber erzählt.

Einigemal hatten wir zu bemerken, wie zu solchen Heilungen besonders auch die *F ü r b i t t e* anderer mitgewirkt hat. Das gemeinsame Gebet hat ja auch vom Herrn seine besondere Verheißung erhalten, wenn er sagt (*Matth.* 18, 19): „Wo zween unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“ Und der fromme Minister von *P f e i l* singt ebenso wahr als schön:

Kann ein einiges Gebet
Einer gläub'gen Seelen,
Wenn's zu Gottes Herzen geht,
Seines Zwecks nicht fehlen,
Was wird's tun, wenn sie nun
Alle vor ihn treten
Und g e m e i n s a m beten!

In einer Baumwollfabrik in *B e r g* bei Stuttgart diente als Arbeiter und späterer Aufseher *Ph. Eberh. W ö r n e r* (1790—1833), ein echtes Friedenskind, eine Zierde der Berger Gemeinschaft. Er wollte eines Tages an einem Baumwollwagen hilfreich mit-schieben und verrenkte sich dabei am Knöchel. Aus dieser Verletzung bildete sich allmählich ein Geschwür, das so bösartig wurde, daß man endlich den Fuß unterhalb des Knies abnehmen mußte. Während der Operation hielt der Ortsgeistliche mit teilnehmenden

3. Gebetsleben.

Gemeindegliedern eine *B e t t u n g* ab, und der Kranke bezeugte nachher, daß er bei allem einschneidenden Schmerzgefühl doch damals in einem Meer von Erbarmung geschwommen sei.

Der erste Pfarrer von Kornthal (1819—27), Joh. Jak. *Friedrich*, ein streng bibelgläubiger, doch dabei etwas seltsamer Mann, wurde durch ein schweres Fußleiden seiner edlen Frau in große Not und Trauer verrieth. Kein Arzt konnte mehr helfen. Da erließ er ein *Umlaufschreiben* an die Brüder des Landes folgenden Inhalts: „Geliebte Brüder! Da meine treue Ehegattin und Beherbergerin der Brüder in einer sehr gefährlichen Krankheit sich befindet und mein kaum noch glimmendes Glaubensfünkchen am Verlöschen ist, so bitte ich euch nach dem Wort des Apostels Jak. 5, 14 f. für meine Ehegattin bei dem Gnadenthron *F ü r b i t t e* zu tun, indem ich versichert bin, daß der Herr das gemeinschaftliche Gebet der Brüder gewiß erhört. — Der rechte Fuß meiner Gattin ist ganz verdorret; aber was Matth. 10, 12—13 steht, ist auch für uns geschrieben.“ Und sein Vertrauen wurde nicht zuschanden. Die Frau wurde wieder vollständig gesund und konnte noch lange eine Herbergsmutter für reisende Brüder sein, wozu sie in Kornthal die reichste Gelegenheit hatte.

Ja, die Fürbitte ist eine große, weithin reichende Macht, und sie steht jedem Gläubigen offen. Auch der geringste Bruder kann dadurch ein Segensquell, Schutz und Hort für andere werden. In Schanbach (bei Eßlingen) auf dem Schurwald lebte im vorigen Jahrhundert der *blinde Hans Jörg* (1781—1863), der uns noch öfters in diesem Buch begegnen wird. Er gehörte zu den allerärmsten Menschen auf dieser Welt, war aber reich in Gott und hat auch viele andere im Geiste reich gemacht. Wegen seines ernsten Sinnes wurde er schon in jungen Jahren dem Schullehrer des Dorfes als *Mesnergehilfe* beigegeben und hatte als solcher die Kirchenguhr aufzuziehen und morgens und abends die Betglocke zu läuten. Gerne benützte er dabei die stille, dunkle Kirche als Bet-

Kämmerlein. Etliche Dorfbewohner, die abends an der Kirche vorbeigingen und jemand drin sprechen hörten, meinten und sprengten das Gerücht ein, es gehe ein „Geist“ darin um. Es war aber der Hansjörgle, der laut betete. Später wurde er auch Orgeltreter. Wenn er dann zum heiligen Abendmahl ging, so pflegte er jedesmal in seinem Winkel hinter der Orgel vor und nach dem Empfang desselben auf die Knie niederzufallen und für sich wie auch für die andern Abendmahlsgäste zu beten. Das machte auf die ganze Gemeinde immer einen tiefen Eindruck.

Wer mag sagen, wieviel Segensbächlein von solch stillen, priesterlichen Seelen auf ihre Umgebung, vielleicht auf weite Kreise ausgehen! Man weiß, daß Stuttgart, die schöne Hauptstadt des Schwabenlandes, seit den Tagen der Reformation, seit einem Brenz, mit geistesgewaltigen Predigern reich gesegnet war. Es sei nur an die beiden Rieger und Hofacker, an einen Storr und Dann, Alb. Knapp, Kapff und Gerok erinnert. Aber nicht bloß gut gepredigt, sondern auch viel gebetet wird in Stuttgart, am meisten vielleicht in den dort blühenden, großen Gemeinschaften. „Außer der großen Rauchwolke, die beständig über unserer kaminreichen Stadt lagert,“ sagte einmal eine fromme Mähterin, „sehe ich im Geiste auch noch eine andere Wolke, Tag für Tag zum Himmel emporsteigen. Die ist aber lieblich duftend; es ist die Weihrauchwolke des Gebets, und hiezu will ich auch täglich mein Körnlein beilegen.“

Gleich in den ersten Zeiten der pietistischen Bewegung, die besonders schnell und tief Württemberg ergriffen hat, finden wir hier die „Erzpietistin“ (im besten Sinn des Wortes) Beata Sturm (1682—1730). Von ihr berichtet der ihr aufs engste verbundene Georg Konrad Rieger, Dekan an der Hospitalkirche: „Wie das Wort Gottes ihre tägliche Nahrung und Weide war, so das Gebet ihr fortwährendes Atemholen. Sie betete bei Tag und bei Nacht; sie brachte halbe und bisweilen auch

ganze Nächte im Gebet zu. Wollte sie in der Bibel lesen, so betete sie; las sie wirklich in der Bibel, so betete sie und vermengte Lesen, Nachdenken und Beten beständig miteinander, und so beschloß sie auch mit Beten. Wenn sie in eine öffentliche Betstunde oder zu einer Privatgebetsübung ging, bereitete sie sich vorher darauf mit Beten und Fürbitte für sich und die Mitversammelten; kam sie hinein, so betete sie abermals, daß sich's der himmlische Vater wollte nahekommen lassen, was gebetet worden sei. Wurde sie von jemand um Rat gefragt, so fragte sie, ehe sie ihre Meinung aussprach, zuvor im Gebet den Mund des Herrn um Rat. Hörte sie in die Ratsversammlung läuten, so beugte sie ihre Knie für die Landstände und das gesamte Vaterland. War etwas Besonderes in der Familie oder sonstwo, so konnte man sich darauf verlassen, daß sie es in treuer Fürbitte vor den Herrn bringen werde. Sie machte sich aber kein Bedenken, wenn sie im Gebet begriffen war und es wurde ihr gerufen, alsbald abzubrechen und nach den Leuten zu laufen, damit sie nichts versäume, von dem was Gott ihr zu tun anweise. Dabei spürte man ihr wohl an, daß sie aus dem Heiligtum Gottes kam und überall, wohin sie ging, durch Beten und Flehen dem Herrn ein Kirchlein baute."

O der unerkannten Macht
 Von der Heil'gen Beten!
 Ohne das wird nichts vollbracht.
 So in Freud als Nöten;
 Schritt vor Schritt wirkt es mit
 Wie zum Sieg der Freunde
 So zum Sturz der Feinde. (R. von Pfeil.)

Erweckungen und Befehlungen.

Befehle mich du, so werde ich befehrt.

Jerem. 31, 18.

Die Art und Weise, wie ein wirkliches, geistliches Leben im Menschen entsteht, das sich in kindlichem Gebet und gottseligem Wandel äußert, ist beim einzelnen sehr verschieden. Immer zwar ist Gott es, „der in uns wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen“ (Phil. 2, 13). Er ist auch ein Gott der Ordnung (1. Kor. 14, 33), aber deswegen doch kein „strenger Methodiker“. „Weg hat er allerwegen“, um zu einem Menschenherzen zu gelangen. Den einen reißt er mit gewaltiger Hand wie einen Brand aus dem Feuer oder zerschlägt ihn mit dem Hammer des Gesetzes — denken wir an Saulus (Apost. 9) — andere dagegen leitet er durch Güte zur Buße und erschließt allmählich und sanft ihr Gemüt für sein Heil, wie im Frühjahr die linde Sonne die Blumenknospen öffnet.

Von Erweckungen, die plötzlich geschehen, weiß man in pietistischen Kreisen von Anfang an viel zu erzählen. August Hermann Francke, (1663—1727), neben Ph. J. Spener der zweite Vater und Begründer des Pietismus in Deutschland, hat selber einen solch plötzlichen „Durchbruch der Gnade“ an sich erlebt. Bis zu seinem 24. Jahr war er innerlich ferne von Gott und von eitlem Streben nach weltlicher Gunst und Ehre erfüllt. Da sollte er um Michaelis 1687 in Lüneburg über den Text predigen Joh. 20, 31: „Dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“ Während er nun über dies Wort nachdachte, kam es ihm zum klaren Bewußtsein, daß er diesen lebendigen Glauben nicht habe und daß er ein armer, verlornen Sünder sei. Mehrere Tage lang befand er sich in einem „äußerst jammervollen Zustand“, und schon wollte er die Predigt abjagen. Endlich kniete er an einem

Sonntag Abend zum Gebet nieder „und rief den Gott, den er noch nicht kannte, um Rettung an, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre“. (Nach seinen eigenen Mitteilungen vom Jahr 1692.) Da wurde er plötzlich erhört. „Wie man eine Hand umwenden“, schreibt er, „waren alle meine Zweifel hinweg. Ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu; ich konnte Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen. Alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens ward auf einmal fortgenommen, hingegen ward ich mit einem Strom der Freude plötzlich übersättet, daß ich aus vollem Muth Gott lobete und preisete, der eine solche Gnade mir erzeugt hatte.“ Einige Tage darauf hielt er die aufgetragene Predigt über den angeführten Text mit großer Freudigkeit. „Das ist also die Zeit,“ sagt er, „dahin ich eigentlich meine wahrhaftige Befehrung rechnen kann. Denn von da an hat es mit meinem Christentum einen Bestand gehabt, und von da an ist es mir leicht geworden, zu verleugnen alles ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt Von da an habe ich auch erst recht erkannt, was Welt sei und worinnen sie von den Kindern Gottes verschieden sei. Denn die Welt fing auch bald an, mich zu hassen und anzuseinden.“

Ganz ähnlich vollzog sich auch die Befehrung von John Wesley, dem Begründer des Methodismus in England. (Der Methodismus hat für England eine ähnliche Bedeutung gehabt wie der Pietismus für Deutschland.) Er erzählt darüber: „Am Mittwoch Abend, den 24. Mai 1738, ging ich in eine Gesellschaft in der Aldersgate Street (London), wo jemand Luthers Vorrede zum Römerbrief vorlas. Etwa ein Viertel vor 9 Uhr, bei der Beschreibung der Veränderung, welche Gott durch den Glauben an Christum im Herzen wirkt, fühlte ich mein Herz eigenartig erwärmt. Ich fühlte, daß ich auf Christum, und auf Christum allein, meine

Zuversicht setzte. Eine Versicherung war mir gegeben, daß er meine, gerade m e i n e Sünde weggenommen und mich erlöst habe vom Geseß der Sünde und des Todes." Wesley hat von da an eine großartige Erweckungstätigkeit in seiner englischen Heimat begonnen, in der er geflißentlich ähnliche innere Erlebnisse anstrebte, wie er sie selber gemacht hatte. Daher hießen seine Anhänger auch „Methodisten," d. h. Leute, welche nach einer gewissen Methode und Schablone die Besehrung durchsetzen wollen. Das brachte und bringt noch heutzutage manche Einseitigkeiten und Übertreibungen mit sich, die für manche Leute und ganze Kreise sehr verhängnisvoll werden können. Aber wenn wir auch diese methodistische Richtung im allgemeinen als unnüchtern und ungesund erklären müssen, so geben wir doch gerne zu, daß da und dort immer wieder solch plötzliche Besehrungen vorkommen und daß das Werk von Gott ist.

Auch in schwäbischen Stundenkreisen weiß man von solchen zu berichten, die nachher von gesegnetem Bestand geblieben sind. Es seien davon einige Fälle mitgeteilt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war im Stuttgarter Gemeinschaftskreis die maßgebendste Persönlichkeit der frühere Apotheker G o t t l i e b S c h o l l (1803—73). Nachdem er in seiner Jugend sich mit einer bloß äußerlichen Ehrbarkeit begnügt hatte, besuchte er einmal in seinen zwanziger Jahren von Wöppingen aus wo er in Stellung war, eine Pfarrkonferenz in A d e l b e r g auf dem Schurwald, wo der glaubensstarke Pfarrer Vechler sein Verwandter war. Als die Brüder eben von der Gnade redeten, die uns in Jesus Christus zu teil geworden ist, tat der junge Apotheker, der bis dahin still zugehört hatte, mit einemmal den Mund auf und rief: „Ja, ihr Brüder, so ist mir's! Jetzt wird mir alles klar! Ich bin durch Christi Blut versöhnt, meine Sünden sind mir vergeben und i c h b i n G o t t e s K i n d." Die Brüder sahen ihn verwundert und erfreut an, und Vechler, der Hausvater, sagte: „Du bist aber ein

Glücksfind! So leicht wird es nicht jedem, zum Glauben durchzubringen.“ Und so rasch und entschieden wie diese innere Umwandlung vollzog sich auch seine äußere Scheidung von der Welt. Sofort erklärte er seinen bisherigen Göppinger Bekannten, er habe seinen Heiland erkannt und sei entschlossen, von nun an ihm allein zu dienen; seien sie darin mit ihm einig, so sei es gut, wo nicht, so könne die bisherige Verbindung mit ihnen nicht fortbestehen. Und als manche ihm ihre Verwunderung aussprachen, daß er so jung schon so fromm sein wolle, da erwiderte er: „Warum sollte ich denn erst alt werden, um mich zu bekehren? Ich weiß ja nicht, ob ich morgen noch lebe; und warum soll ich's anstehen lassen, mich meinem Heiland hinzugeben, bei dem man es so gut hat?“ Von da an wurde er auch ein eifriger Mitarbeiter am Reich Gottes.

Lehrer Wilhelm T h u m m, ein echtes schwäbisches Original, war in seiner Jugend ein recht böser Bursche gewesen. Schon mit 17 Jahren kam er wegen Lehrermangels nach M e ß s t e t t e n auf der Balingen Alb (1835), wo ihm eine Schar von 105 Kindern anvertraut war. Seine freie Zeit wurde ihm zu schwerer Versuchung; er kam ins Kartenspielen, in allerlei schlechte Gesellschaft und sogar ins Schnapstrinken hinein. Für seine Schüler wurde er, wie er selber bekennt, „ein täglicher Plagegeist“. Aber es steckte doch ein guter Kern in ihm; er wollte aus dem Sündensumpf herauskommen, und damit es besser gehe, besuchte er auch die V e r s a m m l u n g des Dorfes. Es waren keine „Heiligen“, die hier zusammenkamen, aber doch redlich suchende Seelen, die den Heiland lieb hatten und auf ihn ihr Vertrauen setzten. Gleich der erste Besuch wurde für ihn von entscheidender Bedeutung. Er erzählte: „Wie gejagt lief ich sofort nach dieser Stunde in die dunkle Kammer meines Kosthauses, warf mich — das e r s t e m a l in meinem Leben! — von Sündenschuld gedrückt auf meine Knie nieder und rief immer wieder: ‚Herr Jesu, erbarme dich meiner!‘ Als ob ein Heer höllischer

Geister einen Kampf mit den zu meiner Seligkeit ausgesandten Engeln begänne, so brauste und sauste es mir durch den Kopf. Ich betete fort, bis außen Ruhe war und innen Stille wohnte. Mit wahrhaft seligen Gefühlen des Sieges suchte ich am Abend jenes entscheidenden Tages mein Lager auf. Dieses Gebet bildete einen Grenzstein in meinem Leben. Ratten, Brantwein, Kameradschaft, Trägheit und Untreue erhielten jetzt den Abschied, und Thumm wurde ein treuer Hirte seiner Schäflein und ein überglücklicher Mensch. Noch manche auffallende Gebetserhörungen erfuhr er in seinem Leben, wovon wir bereits an einem andern Ort erzählt haben.

Wie mancher hat schon durch den Besuch einer Stunde den „Anstoß zu einer ewigen Bewegung“ bekommen; vielleicht kommt dies öfter vor als im öffentlichen Gottesdienst. Aber auch manche Predigt hat schon da und dort wie ein Blitz eingeschlagen und in einen aufmerksamen Zuhörer ein Feuer entzündet, das keine Welt- und Höllenmacht mehr löschen konnte. Der Tag des Herrn wird's einmal klarmachen. Im allgemeinen ist zwar die Gabe der erwecklichen Predigt unter den schwäbischen Pfarrern nicht gerade häufig; man liebt von jeher mehr den ruhigen, lehrhaften Vortrag, und das hat auch wieder seine Vorzüge. Doch hat Württemberg einen der größten Erweckungsprediger der evangelischen Kirche hervorgebracht, Ludwig Hofacker (1798—1828), der gerade auch die pietistischen Kreise des Landes mächtig angefaßt hat und dessen Predigtbuch heute noch von den Gemeinschaftsleuten fleißig gelesen wird. Es kommt aber auch vor, daß schon die einfache Weihe eines kirchlichen Gottesdienstes auf ein empfängliches Gemüt einen umwandelnden Einfluß ausübt. So war es z. B. bei Michael Ha hn, der als 17 jähriger Jüngling am Karfreitag zur Kirche ging und dabei von dem Lied, das gesungen wurde:

Der am Kreuz ist meine Liebe
Und sonst nichts auf dieser Welt,

4. Erweckungen und Bekehrungen.

so ergriffen wurde, daß er den festen Entschluß faßte und auch ausführte, von nun an zu keiner weltlichen Lustbarkeit mehr zu gehen und lieber zu sterben, als den am Kreuz für ihn Gestorbenen noch einmal zu betrüben.

Durch Hahn's späteres Wirken als Gemeinschaftspfleger wurden unzählige Personen bekehrt, ohne daß er geüffentlich als Erweckungsprediger aufgetreten wäre. So kam einmal ein fremder K n a b e mit seiner Mutter zum erstenmal in eine seiner Versammlungen. Als er den majestätischen Mann mit dem hellen Kinderantlitz erblickte, war er so geharrt, daß er während der ganzen Stunde kein Auge mehr von ihm abwandte. Nachher sagte er in seiner offenerzigen Art zu ihm: „So wie du will ich auch einmal werden.“ Und er hielt Wort. Es war der später in Hahn'schen Kreisen hochgeachtete Bruder J a k o b G e n g e n b a c h (1772—1809).

Ebenso erging es J o h a n n H a u e i s e n von Bonfeld (1789—1865). Als junger Knecht in Heilbronn wandelte er auf dem Weg der Sünder und trieb sich viel in leichtsinniger Gesellschaft herum. Wie er nun eines Nachts an der altehrwürdigen Kilianuskirche vorbeiging, und die Uhr die mitternächtige Stunde verkündete, mußte er plötzlich w i e v o m S c h l a g e g e r ü h r t stehen bleiben. Ein helles Licht ging ihm in seinem Innern auf und brachte ihn zum Bewußtsein, daß er schnurstracks der Hölle zuwandere. Da tat er das Gelübde, wenn Gott ihm einen Menschen zuführe, der streng nach seinem Worte lebe, so wolle er gleich der zweite sein, der ihm nachfolge. Noch im gleichen Jahr kam er als Dienknecht in eine Mühle bei Böblingen. Von hier aus besuchte er das unfern gelegene S i n d l i n g e n , wo H a h n seine Versammlungen hielt. Bei seinem zweiten Besuche dort fühlte er sich von dem Blick Hahn's so durchbohrt, aber auch von seinen Worten so erbaut und erhoben, daß er nachher sich sagte: „Hier hast du einen solchen apostolischen Mann vor dir, wie du schon lange ihn gewünscht und gesucht hast. Jetzt,

wenn du willst, kannst du auch so werden.“ Nun ging er alle 14 Tage nach Sindlingen, ließ sich alle Lieder von Hahn abschreiben, wofür er seinen ganzen Lohn hergab und wurde ein entschiedener Christ. Der Ernst seiner Befehrung zeigte sich auch darin, daß er alle Personen, die geschäftshalber in die Olmühle kamen oder mit denen er auf der Straße zusammentraf, auch Kinder, über ihr Seelenheil befragte und sie zu einem frommen Leben ermahnte. Das wahr wohl manchmal auch zur Unzeit geredet und manche Perlen wurden so vor die Säue geworfen (Matth. 7, 6); auf viele hat es aber doch auch einen gesegneten Eindruck gemacht. Im allgemeinen kommt dies aufdringliche Befehrenwollen anderer in Gemeinschaftskreisen sehr selten vor. Man geht am liebsten still seine Wege und sucht sich möglichst unbeschädigt von der Welt zu erhalten.

Häufig hört man davon, daß durch erschütternde äußere Ereignisse ein Mensch von der Welt losgerissen und zu Gott hingeführt wird. Davon ist ein Beispiel der Weingärtner Joh. Jakob Stöckle von Gablenberg bei Stuttgart (1760—1822). In seiner Jugend war er nach seinem eigenen Bekenntnis ein Meister im Tanzen und Spielen. Als er einst seinen ganzen Wochenlohn im Wirtshaus verspielt und dazu seinen Vater belogen hatte, bekannte er in tiefer Beugung am andern Morgen Gott sein Vergehen und sagte ihm, wenn er in seinem Leben je wieder Ratten anrühren werde, so solle Gott ihn aus seinem Reiche ausschließen. An demselben Morgen arbeitete er mit andern in einem Steinbruch. Früher als sonst verließ er denselben, um mit seinen Genossen das Frühstück einzunehmen. Kaum waren sie weg, so fiel der Steinbruch zusammen und hätte sie sicher alle erschlagen. Nun fiel ihm der Gedanke schwer aufs Herz, wenn er so unvorbereitet hätte vor den Richterstuhl Gottes treten müssen, wie wäre er da bestanden! Von dem Augenblick an führte er einen ernstgesinnten Lebenswandel und wurde in seiner stillen, gottseligen Art für viele ein Bote des Friedens.

4. Erweckungen und Befehrungen.

Der **B u d e n k a r l e** von Beuren (1813—98) wurde in seinem 18. Lebensjahr durch ein **N o r d l i c h t** erschreckt und erweckt, das ihn an die Flammenzeichen des jüngsten Tages erinnerte. Dagegen fühlte sich die fromme Frau des Weingärtners **N a n z** in Gablenberg schon als kleines Kind durch den lieblichen Anblick eines v o l l b l ü h e n d e n **K i r s c h b a u m s** aufs innigste zu ihrem Heiland hingezogen, so daß sie unter demselben niederkniete und den Herrn bat, er möchte sie zu einer lebendigen Rebe an ihm, dem Weinstock machen, die reiche Frucht bringe fürs ewige Leben. Und ihr Gebet wurde auch erhört. Sie wurde eine echte Marienseeule und eine Stütze ihrer Gemeinschaft.

Auch **T r ä u m e** haben schon auf manche Leute einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht, wenn freilich auch niemand im Schlaf bekehrt wird. Wir wissen aber aus der Bibel, daß Gott von Alters her zuweilen auch durch Träume sich geoffenbart hat. Dem Stricker **M a r t i n S u l z m a n n** träumte es einmal als Lehrling in Tuttlingen, er komme vor die **H i m m e l s t ü r**, die aber für ihn verschlossen war. Bei näherem Zusehen entdeckte er, daß sie unten einen Spalt hatte, durch den er mit Mühe hindurchkriechen konnte. Er kam dann vor Jesus und bat ihn ernstlich um Vergebung seiner Sünden, die ihm auch zuteil wurde. Hochbeglückt wachte er am andern Morgen auf und hielt sich von da an zur Gemeinschaft der Gläubigen. Als er aber einem alten Christen sein Erlebnis erzählte, so sagte dieser: „Träume sind Schäume und haben keinen Wert fürs innere Leben.“ Das machte ihn sehr stutzig, und wirklich verlor er von da an auch wieder den inneren Halt. Immerhin blieb ein unzerstörbarer Same in ihm zurück und erwachte später zu einer Pflanze der Gerechtigkeit. Sulzmann wurde eine Säule der Leonberger Gemeinschaft.

J a k o b F r i e d r i c h K u l l e n, Schulmeister in Hülben (1758 bis 1818) war als Knabe von sehr lebhaftem Temperament und oft auch recht ausgelassen beim Spiel auf der Gasse. Eines Nachts

träumte es ihm, der j ü n g s t e T a g sei hereingebrochen und alle Menschen seien in den Himmel gekommen, nur er nicht und sein liebster Spielfkamerad. Auf Fürbitte anderer, besonders seiner frommen Eltern, seien sie schließlich vom Heiland aber doch auch eingelassen worden. Im Himmel entdeckten sie nun eine prächtige, ungewöhnlich lange und spiegelblank e S c h l e i f e. Sofort eilten sie darauf zu und schiffen lustig dahin. Plötzlich tat sich ein großes Loch vor ihnen auf und der Kamerad verschwand darin. Auch unfrem Jakobfrieder drohte dies Schicksal. Im letzten Augenblick aber gelang es ihm noch sich an einem emporragenden Baumstumpf anzuklamern. Doch von unten zog ein schwarzer Mann an seinen Beinen und wollte ihn zu sich hinabreißen. Da erschien ein freundlicher Mann, in dem er Jesus zu erkennen glaubte, ergriff ihn bei den Armen und brachte ihn in Sicherheit. Dieser Traum wurde e n t s c h e i d e n d für sein ganzes Leben. Er mied von da an den Umgang mit leichtsinnigen Kameraden und wurde ein musterhaft braver Knabe und frommer Jüngling. Für die Gemeinschaften auf der Alb wurde später sein Haus ein Brenn- und Mittelpunkt brüderlicher Erbauung und Stärkung.

Im übrigen dürfen und wollen wir auf die besondere Art solcher Erweckungen kein großes Gewicht legen, auch glauben wir keineswegs, jeder rechte Christ müsse genau Tag und Stunde seiner Bekehrung angeben können, wenn anders er als wiedergeboren gelten solle. Johannes schreibt in seinem ersten Brief (K. 3, 14): „Wir wissen, d a ß — also nicht w a n n — wir aus dem Tode in das Leben kommen sind.“ Mancher Mensch verharret auch unter dem Einfluß einer christlichen Umgebung von Kind auf in der Taufgnade und wird ganz a l l m ä h l i c h, wenn freilich auch nicht ohne innere Kämpfe, aus dem natürlichen in das himmlische Wesen verwandelt und versetzt. Dabei werden sich, wie einmal treffend ein Stundenhalter bemerkt, von Zeit zu Zeit K n o t e n p u n k t e, wie bei einem Roggenhalm, ansetzen, d. h. in gewissen Gnadenstunden wird

man von neuem seinen Beruf und seine Erwählung festzumachen haben. Die methodistische Treiberei, die nicht selten auch in der modernen Evangelisationstätigkeit gepflegt wird, hat in den schwäbischen Gemeinschaftskreisen bis jetzt wenig Anklang und Zustimmung gefunden, besonders gilt dies von den Hahn'schen Gemeinschaften, die in manchen Orten einen heilsamen Damm gegen einen solchen fremdländischen Ansturm bilden. Schon Bengel, der geistliche Vater des württembergischen Pietismus, sagt einmal: „Es ist besser, wenn eine einige Taube selber geflogen kommt, als wenn viele in den Schlag eingetrieben werden. Wenn man so an den Leuten dengelt, so verlassen sie sich darauf und werden träge . . . Es gibt Seelen, die, je mehr man auf sie eindringt, nur desto schlauer werden; man muß daher auch warten, stillesein, aufs Früchtesehen eine Zeitlang verzichten können.“ (Vgl. Jak. 4, 7: „Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis sie empfahe den Frühregen und den Spatregen.“) So sagt auch der originelle Pfarrer Flattich, ein Schüler Bengels, und richtete sich darnach in seiner amtlichen, so reich gesegneten Tätigkeit: „Gott tut alles fein und zu seiner Zeit und sehr langsam; der Teufel aber ist ein Hudler.“

Pfarrer Ruhn in Bainingen, ein Bahnbrecher für das Gemeinschaftswesen auf der Rauhen Alb zur Bengelschen Zeit, war anfangs auch ein rechter Eiferer und Gesetzesprediger gewesen. In seinem Alter aber mußte er bekennen: „O, wenn ich auf die 30 und 40 Jahre meiner Baininger Zeit zurückblide, was für ein greulicher Poltergeist bin ich damals gewesen und wie heftig habe ich mich im Lehren und Ermahnen bewiesen; welche Zerrüttung Argerniß, Streit und Verbitterung habe ich dazumal angerichtet, ohne recht zu bedenken, daß Jesus nicht in einem prasselnden und krachenden Feuer, sondern in seiner sanften Lammesart sich offenbart. Ich wußte nicht, daß geistliche Dinge keinen

Zwang leiden, sondern langsam abgewartet sein wollen. Daher folgte bei manchen heuchlerische Verstellung, bei andern aber Entrüstung und Verwirrung und wieder bei andern Verzweiflung und Verstockung. O hätte ich dem Geist der Weisheit, der sanft und gelind ist, mehr Raum gegeben und mein Herz vor dem Eindruck einer fremden Hitze besser bewahrt, so würde mancher vergebliche Sturm unterblieben sein!"

Schulmeister Kolb, der in seiner maßvollen, weisen und gebiegenen Art ganz den Bengelschen Charakter zeigt, warnte aus reicher Erfahrung oftmals vor einem überhitzten Gefühlchristentum. „Die Leute brennen oft," sagt er einmal, „wie ein B ä d e r o f e n; aber in der nächsten Zeit sind sie kalt wie der Erdboden. Das Menschenherz ist, eben wie der Prophet sagt (Jer. 17, 9), ‚ein trogig und verzagt Ding.‘ — Auf U b e r g e i s t l i c h k e i t folgt immer U n g e i s t l i c h k e i t. — Nur kein Pfifferlingschristentum, das wie manche Pilze über Nacht wachsen soll! Die Auferstehungskraft Jesu wirkt sich in langsamem, wachstümlichem Prozeß aus. Zuerst der Saft im Stamm, dann die Knospen und Blätter, dann die Blüte und endlich die Frucht, und letztere ist auch noch lange nicht reif, wenn sie auch schon angefaßt hat." (Vgl. dazu das Wort Jesu Mark. 4, 28: „Die Erde bringet von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Ähren, darnach den vollen Weizen in den Ähren.")

Der junge Lehrer Joh. K u l l e n, dem die Gabe der Erweckung verliehen war und der damit auch vielen Erfolg hatte, schrieb von seiner Stelle in Lauffen aus an den Vater in Hülben (1806): „In dem benachbarten Orte N. habe ich unlängst nach Kräften e v a n - g e l i s i e r t und manche Schafe in den Schaffstall getrieben." Doch der nüchterne Vater schrieb darauf dem älteren Bruder Christian Friedrich: „Unser Johannes will ältere Brüder evangelisieren; das gefällt mir nicht. Es wäre mir lieber, er hätte geschrieben, er habe seinem Herrn einen Tag Holz gespalten. Ich habe Sorge für

4. Erweckungen und Befehrungen.

ihn, der Feind könnte ihn auf des Tempels Binnne stellen, daß er einen Fall tue." Als dann der Sohn später Hausvater der Lateinschule in R o r n t a l wurde (1819), wollte er bei allem christlichen Ernst aus seiner Schule nichts weniger als ein „geistliches Treibhaus“ machen. „Eine frömmelnde Erziehung fürchte ich fast mehr als Vernachlässigung im Geistlichen,“ schreibt er da, und oftmals pflegte er das Verslein anzuführen:

Wie mancher Tor wird da gefällt,
Wo er Befehrungsneße stellt.

In 15 Jahren, erzählt er, habe er nur einmal etwas erlebt, das man etwa eine E r w e c k u n g nennen könne.

Wir wissen die Gabe der erwecklichen Rede wohl zu schätzen und möchten den Geist in keiner Weise dämpfen; es hat auch jeder Mensch seine besonderen Stunden, in denen er von der Gnade Gottes heimgesucht wird, und: „H e u t e , so ihr seine Stimme hören werdet, so verstocket eure Herzen nicht.“ Hebr. 4, 7. Aber L u t h e r hat doch recht, wenn er in seiner ersten These sagt: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: ‚Tut Buße usw.‘, will er, daß das g a n z e L e b e n der Gläubigen Buße sei.“ Die Heiligung ist im Grunde nichts anderes als eine fortlaufende Befehrung.

Heiligungstreben.

Jaget nach der Heiligung.

Hebr. 14, 12.

Auf die enge Pforte der Besehrung folgt der schmale Weg der Heiligung, und „je höher hinauf, desto steiler werden die Berge“. Es braucht sehr viel, bis der Mensch „geheiligt ist durch und durch nach Leib, Seele und Geist,“ (1. Theß. 5, 23), ja auf Erden wird das Ziel der Vollkommenheit gar nie erreicht. Es gibt zwar in der modernen Gemeinschaftsbewegung eine Richtung, welche die „völlige Heiligung“ als hienieden schon für den Christen erreichbar lehrt und behauptet. Dies widerspricht aber sowohl der Hl. Schrift wie der täglichen Erfahrung. „Der Christ ist auf Erden noch nicht im Sein, sondern erst im Werden“ sagt Luther; „es glänzet nicht alles, aber es feget sich alles.“ Das Ziel aber steht doch für uns fest, wie es Jesus selber uns gesteckt hat: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Matth. 5, 48.

Es ist das größte Verdienst von Michael Sahn, daß er die Heiligung mit allem Nachdruck betont und seinen Anhängern aufs schärfste eingepreßt hat. Er hat wohl auch manche dadurch in die Gefahr eines gesetzlichen Christentums gebracht und der Vorwurf der „Werker“ und „Seufzenden“, den sie von mancher Seite aus hören mußten, war nicht immer unberechtigt. Einem in seiner Jugend sehr asketisch büßerisch gerichteten Sahn'schen Bruder, Joh. Georg Biegler von Dagersheim, der durch seine Kasteiungen entseßlich abmagerte, sagte einmal treffend Kaufmann Federhaff von Calw: „Deine Natur kannst du auf diese Weise umbringen, aber die Sünde nicht.“ Aber wenn man so oft sehen muß, wie lutherisch-evangelische Christen aus der „Rechtfertigung allein durch den Glauben“ (Röm. 3, 28) sich nur zu leicht ein Ruhepolster für den alten Adam machen, so wird man die nachdrücklichste Betonung der Heiligung wohl verstehen und billigen können. Gerade in den Sahn'schen Kreisen treffen wir eine Reihe besonders charaktervoller

und strengergerichteter Brüder, die bei all ihren Ecken und schroffen Kanten doch wieder ein rechtes Salz für ihre Umgebung sind.

Neben der majestätischen Gestalt von Hahn selber ragt hier besonders sein Lieblingschüler, Schulmeister Kolb von Dagersheim, hervor (1784—1859). Sein starker, großangelegter Geist war schon von Jugend auf nach den höchsten Dingen gerichtet. „Etwas R e c h t e s will ich einmal werden,“ sagte sich der 18 jährige Jüngling. „Also etwa ein M i n i s t e r?“ Aber dafür war es schon zu spät, er hatte ja nicht einmal eine Lateinschule besucht. „Oder dann ein g r o ß e r B a u e r?“ Doch dazu hatte er bei seiner großen Unmut auch wenig Aussicht, und, mußte er sich gestehen: „wenn du dir auch noch so einen großen Hof erwirbst, so ist er immer noch viel zu klein, als daß er nur auch wie ein winziges Pünktlein auf die Landkarte käme.“ — „Dann also ein C h r i s t, aber auch ein v ö l l i g e r und ganzer, vor dem jedermann Respekt haben muß,“ war sein Entschluß. Und er hat ihn auch durchgeführt — freilich nicht er, — wie er selber am besten wußte, sondern die Gnade Gottes, die mit ihm war. Oftmals sagte er: „Nur G a n z e s schafft auch wieder Ganzes.“ So war er von Haus aus bei seiner Löwenatur sehr zu F ä h z o r n angelegt, was zuweilen seine Schüler schmerzlich fühlen mußten. Doch seine Überzeugung war: „Der Bornigste kann in der Nachfolge Jesu der Sanftmütigste werden.“ Während es im Anfang seiner Amtstätigkeit oftmals ging: „hinein in die Schule wie ein L a m m und heraus wie ein L ö w e“, so ließ er nicht nach mit Gebet und ernster Selbstzucht, bis das anders wurde; ja er hatte es sich fest vorgenommen, nicht eher sein Amt niederzulegen, bis er ebenso die Schule verlasse, wie er sie betreten habe. Und das ist ihm dann auch schon lange vor seiner Pensionierung gelungen. Freilich unzählige innere Kämpfe hat ihn das gekostet. Der Kreuzestod mit Jesu ist eben ein langsamerer und darum recht schmerzlicher Tod. Aber „wer ein Freund Jesu und dabei ein Feind seines Kreuzes sein will, ist, als ob einer mit der Pelzkappe Stroh dreschen wollte“.

Wie weit entfernt übrigens Kolb davon war, ein pietistischer „Präzisiſt“ (einer, der nur präzis nach den Buchſtaben handelt) zu ſein, zeigt ſich aus einem hübschen Gleichniß, das er gern den „Berflern“ und Geſetzeschriften zur Beherzigung nahelegte. „Die geſeßlich = Frommen“, ſagte er, „gleichen jenem Knecht, der von einem Herrn ſich dingen und dabei alle ſeine Obliegenheiten zum voraus auf einen Zettel ſchreiben ließ. Einmal fiel der Herr in einen Graben. „Johann, ſchnell, zieh mich heraus!“ rief er angſterfüllt aus. Doch dieſer entgegnete ihm: „Ich muß zuerſt heim und ſehen, ob das auch auf meinem Zettel ſteht.“ Ohne den lebendigen Trieb des Geiſtes bleibt eben all unſer Tun Fliß- und Stüdwerk. Aber aufrichtige Hochachtung müſſen wir jedem zollen, der es ernſt mit dem täglichen Verleugnungsweg nimmt. Denn der Teufel iſt ein Schelm; er verlangt zunächſt nur einen Finger, nimmt dann aber, wenn man ihn ihm gibt, die ganze Hand, ja den ganzen Menſchen.“

Das erfuhr einmal Schultheiß K l a ß von Beuren, einer der angeſehenſten und einflußreichſten Stundenhalter der letzten Jahrzehnte. In einem Herbst hatte er viel Obſt bekommen und der Moſt, den er daraus bereitete, war köſtlich geraten. Da kam er in die Verſuchung, ſo oft er an der Kellertür vorbeiging, geſchwind hineinzuſehen und das Getränk zu koſten, auch wenn er gerade keinen Durſt hatte. Bald aber ſpürte er, daß ihm damit der Feind ſeiner Seele eine Schlinge um den Hals werfen wollte. „Dem wollen wir ſchnell ein Ende machen!“ ſagte und ermannte er ſich; denn er ſah in ſeiner Gemeinde nur zu deutlich, welch ſchreckliche Verwüſtungen die Trunkſucht überall anrichtete. So zog er den Kellerschloß ab und verbannte ihn auf 3 Wochen in das Stubenkäſtchen. Während dieſer Zeit trank er nur Milch und Waſſer, und ſo wurde er wieder Herr über ſich ſelber und über den „Geiſt aus der Tiefe“.

Inſtitutsvorſteher T h u m m in Wilhelmsdorf war von Jugend auf ein leidenschaftlicher R a u c h e r , aber doch nicht ein Sklave dieſer Leidenschaft. So ſchreibt er im Jahr 1870 über dieſen Punkt,

der ihm manchmal „die Liebe der Brüder zu verräuchern“ drohte: „Wenn dir einmal ganz leise der Geist Gottes oder ganz laut deine Frau, dein Freund oder auch die Rauchheze sagen: ‚Du bist ein Knecht deiner Pfeife, deiner Zigarre‘, so folge wenigstens meinem Beispiel. Als mir nämlich vor mehreren Jahren das ein lieber Jemand sagte, nahm ich die halb verrauchte Zigarre aus dem Mund, ließ sie erlöschen und zündete sie nicht mehr an, bis die Anklägerin ihr Unrecht eingestand; das dauerte aber gerade 9 Monate.“

„Nur weg, alles weg, was keinen Wein gibt!“ Diese Winzerregel beim Beschneiden der Rebstöcke pflegte der tatkräftige Br. Schnaitmann von Fellbach oftmals auch fürs Leben des Christen anzuwenden. Und ein anderer Stundenhalter ermahnt: „Wo der alte Adam sich zeigt, rufet nur gleich: ‚Hebet den Scheim, da ist er!‘ und bald wird er sich wieder davon machen oder werdet ihr ihn unterkriegen.“ — „Die Menschenseele soll nur dann einen Widerhall hören lassen,“ sagt Br. Metzger von Böblingen, „wenn Gott in sie hineinruft, für welchen sie geschaffen ist, gerade wie es ist, wenn man mit einem Blasinstrument in eine Glocke hineinbläst. Diese gibt keinen Ton von sich, ausgenommen dann, wenn man den ihr eigentümlichen Ton angibt, welcher ihr von dem Meister, der sie gefertigt hat, gegeben worden ist.“

Je älter und reifer der Christ wird, um so mehr wird er das sündliche Verderben seiner Natur erkennen und um so ernster wird sein Heiligungstreben werden. „Als ich mich in meiner Jugend bekehrte und im Feuer der ersten Liebe stand,“ erzählt Kolb, „dachte ich, wenn das so fortgeht, werde ich bald am Ziel meiner Vollendung stehen. Aber es ist beim Befahren wie beim Brunnen graben: zuerst kommen die weichen, lockeren Erdschichten, dann aber stößt man auf Felsgestein, das nur dem Sprengen mit Pulver und dem Brecheisen weicht. Wir sind eben keine bloß ‚Laderte‘, sondern wirkliche Sünder; die Sünde ist uns nicht bloß angehängen oder anerzogen, sondern angeboren.“ „Ich muß mein

Herz finden," schreibt Joh. Kullen aus seiner Soldatenzeit (1815), „wie einen Ameisenhaufen, wo es wimmelt, daß man die Tierlein nicht zählen kann, und viele sind noch in ihren Puppen." Ein alter Stundenhalter in Ditzingen (Br. Koller) führte gern dem Verfasser dieses den Vers von Hüller an (Viederkästlein II, 501), dem er nach 80 jähriger Erfahrung aus vollem Herzen beistimmte:

Ich habe immerdar zu bauen:
 Bald kriegt die Liebe einen Riß,
 Bald sinkt das gläubige Vertrauen,
 Bald wird die Hoffnung ungewiß;
 Mein Herz ist wie ein schwaches Haus,
 Da geht die Arbeit niemals aus.

Daß im Menschen immer eine sündliche Anlage und die reizende Lust zum Bösen bleibt, zeigte Schulmeister Kullen von Hülben (gest. 1905) gern an folgendem, treffendem Beispiel. „Ein Jäger hatte einen Fuchs gefangen und gezähmt. Er brachte es dahin, daß der Fuchs mit den Gänsen aus einem Gefäß fraß. Aber die Magd mußte immer mit dem Stecken dabeistehen; sobald sie ihm den Rückenkehrte, hatte er eine Gans am Halse. Dann mußte sie ihm mit dem Stecken auf den Kopf schlagen, damit er sein Opfer wieder loslasse. So müssen auch wir," schloß Kullen, „den ganzen Tag auf der Wache stehen und unsern alten Menschen hüten, damit er uns keine Lücke macht."

Immer wieder bricht die alte Natur hervor und „jeder Mensch hat seine Teufelsaugenblicke", wo die Finsternis Macht über ihn bekommt. Gerade auf selige Taborstunden folgen oft schnell schwere Anfechtungen und tiefschmerzliche innere Niederlagen. Hierüber sei ein Vorfall aus dem Leben des Clemens Marté (1767—1856) mitgeteilt. Einst wohnte er einer Versammlung in Dettingen bei und erfuhr während derselben einen besonders seligen Besuch der Gnade. Es war ihm so wohl, daß der Wunsch, auch eine ganze, völlige Übergabe an den Heiland zu werden,

in einer fast noch nie dagewesenen Stärke in ihm erwachte. So oft er auf dem Heimwege ein Plätzchen fand, da er verborgen sein konnte, kniete er nieder und übergab sich in seinem unaussprechlichen Seligkeitsgeföhle dem Heiland als ein ganzes Opfer, das da lebendig, heilig und ihm wohlgefällig wäre. Röm. 12, 1. Zu Hause angekommen, forderte ihn sein Weib auf, mit ihr noch in den Wald zu gehen und dürres Laub zur Streue zu sammeln und heimzutragen. Zu anderer Zeit würde ihn eine solche Zumutung vielleicht unwillig gemacht haben, er war denn doch von seinem Marsch etwas müde geworden; heute aber besaß er Mut, wär's nötig gewesen, nicht nur das leichte Laub sondern selbst die Bäume, an welchen es hing, heimzutragen. Leicht und hurtig ging die Arbeit von statten. Nachdem er seinem Weibe ihren Plunder auf den Kopf gehoben, band er auch den seinigen auf den Tragkorb und setzte sich an der steilen Halbe auf die Erde nieder, um durch Vornwärtsbeugen die Last auf den Rücken zu erhalten. Zweimal mißglückte der Versuch zum Aufstehen. Da sagte er zu sich: „Wie, siz nicht so liederlich vor deinen Tragkorb hin!“ hücte sich zugleich zum drittenmal kräftig nach vornen und — warf seinen Laubplunder über den Kopf weg, daß dieser in hohen Sprüngen, nach allen Seiten den Inhalt ausschüttend, dem Tale zueilte. Da geriet der noch eben so selige Martin in heftigen Zorn, stand rasch auf und schidte dem davoneilenden Laubplunder — einen Fluch nach! Das hatte er in seinem Leben noch nie getan. Kaum war das Wort über die Lippen, so stand er da elender als je einmal, ganz und gar vernichtet. „Jetzt ist's aus; jetzt kann ich nichts mehr glauben! Seit Mittag bis daher war ich so selig, übergab mich dem Heiland als sein ganzes Opfer und nun —! So, das ist meine Übergabe!“ Als er aufstand, war es ihm zu Mute wie jenem Knecht, mit dem sein Herr zu rechnen anfang und dabei eine Schuld von 10 000 Pfund herausbrachte. Doch er durfte dann auch erfahren: „Es jammerte den Herrn desselbigen Knechts und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch.“ Matth. 18, 27. Ja:

Da bei uns ist der Sünden viel,
 Bei Gott ist viel mehr Gnade;
 Sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
 Wie groß auch sei der Schade.

Nach ein andermal hatte Marie in größerer Noth die „Zehrigende Gnade“ zu erfahren. Er war genöthigt bei starker Winterkälte zwischen ein Schilfrohm Strauchweiden zu sich zu nehmen. Der Winter war trocken in einer stillen Dackammer und dort pflegte er gewöhnlich auch zu trinken. Es war nicht viel, aber doch hatte er kein ganz gutes Gewissen dabei, da es auch „heißt“ vor seinem Heile ist. Einmal stieg er auch wieder in die Kammer hinauf, wo es diesmal ganz dunkel ausfiel, da der Boden gelochten war. Kaum hatte er denselben ein wenig geöffnet, so brach ein gewaltiger Sturmwind zur Öffnung herein, stieß von unten an das Dach, riß ein großes Loch in dasselbe, und stürzend fielen die Fagel zur Erde nieder. Winter hand mit einem Male im hellen Tageslicht der seinen Schmelzen da und erlöst aus der Noth. Die innere Stimme sagte ihm: „Marie, was man heiliger sein muß, ist aus dem Reich der Fiebern. Wenn du dich finden willst, so laß dich in der Noth der Noth vor deinem Heile.“ Dieser Mahnung folgte er auch von da an, und die Gegenwart der Gattin bewachte ihn davor, daß er nie das Maß überschritt.

Man darf aber auch nicht meinen, daß durch einen Sturzfall in einer stürmischen Stunde das ganze Gebäude des inneren Lebens über den Haufen falle und man wieder von ganz vorne anfangen müsse. Der feste Grund steht bei sonst solchen Stürzen doch bestehen. Einer in diesem Sinn einmal sehr ausgezeichneten Seele, dem A. u. a. glatte in Erlangen, wurde es zum großen Trost, als sie einmal der Wallen von Bernad in einer Versammlung sagen hörte: „Gute Seelen, gebet mir den Muth nicht auf! Wenn ich einen Handel gemacht haben und entzogen worden sind, so kann einer allem nicht mehr zusetzen, wenn der andere fehlbleibt, so gilt der

Handel doch. So sollten wir dem Heiland das Jawort geben. Wenn es dann auch durch Schwachheiten und Anfechtungen geht und unsre Natur zurück wollte, so gibt der Herr das Jawort nicht gleich zurück, sondern hält daran, und der Handel bleibt gültig trotz unserer Schwachheit". Den Aufrichtigen läßt es der Herr endlich doch gelingen, wenn sie, wie Kolb einmal sagt, von sich bekennen können: „Meine Fehler sind meine besten Lehremeister gewesen.“

Aber dieses bei jedem Christen sich immer wiederholende Fallen auf dem schmalen Weg der Heiligung führt recht in die Demut und innere Beugung. Ein Baum wächst nicht bloß nach oben sondern auch nach unten, und die Demut vor Gott ist das sicherste Kennzeichen echten, inneren Lebens. Die wahre Demut lernt man in der Nachfolge Jesu Christi. „Heruntersetzen können uns auch Menschen; demütigen kann uns allein die göttliche Gnade“ lautet ein feines Wort von Schulmeister Kolb. „Und zur Demütigung ist alles recht,“ pflegte eine Korntaler Schwester zu sagen. Wie demütig war ein Michael Hahn bei all seinen großen Erfolgen und der ungemeinen Verehrung, die ihm wie einem „Propheten Gottes“ von Tausenden zuteil wurde. Wenn die Leute sich so um ihn und an ihn drängten und oft weither, auch aus fremden Ländern, zu ihm herreisten, so konnte er ganz mißmutig werden. Er schreibt einmal: „Um Gottes willen, was denken die Leute, daß sie ein solches Geläuf zu mir haben, da sie doch das, was sie bei mir finden, überall in Büchern, in Predigten ihrer Ortsgeistlichen oder durch herzlichste Gebet in vorzüglicher Art finden können!“

Der in reichem Segen wirkende Apotheker Zeller von Nagold (gest. 1864) schreibt in einem Brief nicht lange vor seinem Tode: „Zu meinen jämmerlichsten Erkenntnissen gehört diese, daß ich, wenn ich so bin und bleibe, keine Aussicht habe, in der Stadt Gottes, zu welcher kein Unreines eingehen kann, Hausbesitzer zu werden. Ich denke aber doch, wenn der alte Nagolder Apotheker so durch die goldenen Gassen droben wandert, dürfte mich vielleicht ein alter Ehhäuser

oder Wildberger in seinen Palast hinaufrufen.“ (Lut. 16, 9.) Vom sel. Schulmeister R u l l e n in Hülben (gest. 1905) sagte schon 40 Jahre vor seinem Tode ein bedeutender Mann: „Es ist gar keine Kunst, über Rullen hinaufzukommen; ob aber schon einer unter ihn h i n u n t e r gekommen ist, bezweifle ich.“

Solch aufrichtige Demut im Bunde mit dem Streben nach den höchsten und heiligsten Dingen verleiht dem Menschen, und gehörte er auch sonst dem niedrigsten Stande an, eine W ü r d e und einen Geistesadel, den alle Weltbildung nicht zu geben vermag. Von Ph. Eberh. W ö r n e r (1790—1833), einem Arbeiter in einer Baumwollfabrik in Berg bei Stuttgart, der nur ein Wein hatte, aber ein seltenes Friedenskind war, sagte Lud. S o f a d e r, der ihn aufs höchste schätzte: „Unter den unscheinbaren Wollsäcken jener Fabrik steht ein E n g e l f ü r s t.“ Und nach dem Tode des alten, schlichten K a r l e von Beuren (gest. 1898) gestand ein lustiger Weltmensch einer Tochter des Verstorbenen: „Oft wenn ich deinen Vater so still selig mit seinem schweren Schubkarren an meinem Hause vorbeifahren sah, packte mich's so, daß ich ganz unglücklich wurde und dachte: ‚D wär' ich wie der Karle, der hat einmal gut sterben!‘“ Dies nur zwei bezeichnende Beispiele unter vielen; wir werden noch bei einer andern Gelegenheit mehr davon zu reden haben. Wahre Christen sind, wie Petrus schreibt, das „königliche Priestertum“ Gottes. 1. Petr. 2, 9. Zum Erweis solcher Würde braucht es keine besonderen Manieren, keine selbsterwählte Heiligkeit und keinen selbstgemachten Heiligenschein. „Es ist lächerlich,“ sagt einmal Schulmeister R o l b, „fromm husen, sich fromm schneuzen, fromm reden, gehen und sehen wollen, das macht uns Fromme nur lächerlich vor der Welt.“ Dagegen hat aber auch T e r s t e e g e n recht, wenn er singt und sagt:

Außerforne, Hochgeborne,

S t a n d s g e m ä ß man wandeln muß.

Berufstreue.

Ringet darnach, daß ihr stille seid und
daß Eure schaffet. 1. Theß. 4, 11.

Man sagt den Frommen häufig nach, daß sie wohl beten aber nicht arbeiten können. „Ein guter Christ, aber ein schlechter Schuhmacher“, lautet ein böshafteß Sprichwort. Das mag wohl manchmal zutreffen; aber dann ist's eben eine bedauerliche Verirrung und Abweichung vom rechten, gottgewiesenen Weg und wird am meisten von echten Christen selber getadelt.

Es ist eines der großen Verdienste unseres Luther, daß er im Gegensatz zur Möncherei den gewöhnlichen, alltäglichen Beruf mit seiner Mühe und Arbeit wieder zu Ehren gebracht hat. „Gott hat uns nicht aus der Welt hinaus-, sondern in die Welt hineingewiesen“, schreibt er einmal . . . „Ein Knecht im Stall, eine Magd in der Küche, ein Knabe in der Schule, die wären eitel Gottesknechte und Gottesdiener, wenn sie solches mit Fleiß täten, was ihnen zu tun vom Vater und Mutter, von Herren und Frauen im Hause aufgelegt wird. Also würde ein jeglich Haus eine rechte Kirche sein, darin nichts denn lauter Gottesdienst geübt wird.“

Das hat man sich in den schwäbischen Stundenkreisen wohl gemerkt und zu Herzen genommen und ist in diesem Stück gut lutherisch und evangelisch geblieben. Schwarze Schafe gibt's ja in jeder größeren Herde, und so auch in den Gemeinschaften; aber diese werden immer ernstlich ermahnt und zurechtgewiesen. Für Überschwänglichkeit und Übergeistlichkeit ist überhaupt der nüchterne Sinn des gemeinen, hartschaffenden Mannes nicht angelegt. Dagegen: „In kleinen Dingen treu sein ist groß vor Gott“, dieses Wort des Kirchenvaters Augustinus hört man oftmals in den Stunden anführen.

Dem alten Bruder Martin Fauser in Glems war es immer eine besondere Freude, wenn ein fremder Gast in der Versammlung

durch hohe Reden besonderen Eindruck machen wollte, den Ton um eine Oktave tiefer zu stimmen und die Besprechung von den Höhen des Himmels auf den Boden des praktischen Christentums zu stellen. Wenn etwa eine neue Magd in seinem Hause gleich zu Anfang durch Stundenlaufen sich der Herrschaft empfehlen wollte, so wurde ihr bedeutet, man wolle zuerst sehen, wie sie im Stall mit dem Vieh umgehe und in der Küche mit Tellern und Töpfen hantiere, ehe besondere Proben ihrer Frömmigkeit erbracht werden.

Faul in der Arbeit, fleißig im Beten —
Orgelspiel ohne Balgentreten,

sagt ein Dichter.

Schulmeister K u l l e n von Hülben bezeugt von seiner wackern, energischen Mutter Marie Agnes: „Frömmelnde Art konnte sie fast nicht ertragen. Sie hätte zum Beispiel am großen Waschzuber lieber mit bösen Weibern gewaschen als mit solchen, die gar fromm und gottselig redeten, aber über diesem holdseligen Schwagen das Waschgeschäft vernachlässigten, und von denen man wußte, daß bei ihnen Wort und Wandel nicht übereinstimmten. Ihre Meinung war in jenem Verslein ausgedrückt, das von einem Jünger Jesu verlangt, daß er sich beweiße, „mehr im W a n d e l als im W o r t“. Er selber, der Sohn, teilte ganz diesen Sinn und war stets ein Muster treuester und gewissenhaftester Pflichterfüllung. Noch mit 78 Jahren, fünf Wochen vor seinem Tode, waltete er seines Amtes unter seinen geliebten Schülern. So bekennt der Greis von sich: „Ich bin gerne in meiner Familie, ich bin gern bei lieben Besuchen, gerne in erbau-lichen Gottesdiensten und Versammlungen; das s ü ß e s t e G e-
f ü h l habe ich doch in meiner S c h u l e.“ Gerne erzählte er von einem lieben, alten Freund, der bis in sein hohes Alter noch an der K u n f e l gefessen sei und gesponnen habe. Wenn jemand zu ihm gesagt habe: „J e r e m i a s, Ihr dürft jetzt doch Eure Hände ruhen lassen; Ihr habt in Eurem Leben genug gearbeitet“, so habe er

erwidert: „Wisset Ihr nicht, daß dort geschrieben steht: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest?“ Dieses „b i s d a ß“ sei ihm so wichtig gewesen, und dem suche auch er nachzueifern.

Als eine rechte Schande gilt es allgemein in Stundenkreisen, wenn einer anstatt durch Arbeiten sein Brot durch B e t t e l n sich erwerben will. Solche Bettelbrüder konnte Br. S c h ö n b e i n von Meßingen mit den Worten anfahren und heimschicken: „Wo habt ihr eure Jugendkräfte hingebracht? Nicht wahr euch geht es, wie die Fabel von der B i e n e und F e l d g r i l l e erzählt? Jene sammelte fleißig den Sommer über, und als der Winter anbrach, hatte sie Vorrats genug. Die Grille, welche für die Zukunft nur auch gar nicht sorgte, begehrte nun bei der eifrigen Biene Einlaß und Versorgung für den Winter. Diese fragte sie: „Was hast du während der Ernte getan?“ „Ich habe geegelt,“ lautete ihre Antwort. „Nun so tanze du jetzt,“ erwiderte die Biene und wies die Bettlerin ab.“ War freilich die Not der Bettler groß und dringend, so bekamen sie doch etwas „ohn' ihr Verdienst und Würdigkeit“.

Zum H a n s m a r t i n von Mägerkingen kam eines Tags im bequemen Spazierschritt ein Mann, der sich auch zu den Gläubigen zählte, einen Sack auf der Schulter, die Pfeife im Mund und bat ihn um einen Scheffel S a a t k o r n. Hansmartin, der gerade Dung auslud, hielt mit seiner Arbeit ein wenig inne, schaute den Bittsteller streng an und sagte zu ihm kurz und scharf: „Ich kann dir keinen Scheffel Korn geben. Du hast dir in der Umgegend wenigstens schon zehn Scheffel Korn geben lassen, ohne einen einzigen zu bezahlen. Wenn fleißige Leute an ihr Tagwerk gehen, so schaust du zum Fenster heraus und pfeiffst oder rauchst Tabak. S c h a f f d u , d a n n m u ß t d u n i c h t b e t t e l n !“ Damit ließ er den Bettler wieder seine Wege gehen.

Hansmartin selber war ein sehr, ja oft nur zu fleißiger Mann, der auch seine 10 Kinder von klein auf streng zur Arbeit anhielt.

Einmal war er mit einem derselben mit *Heden graben* beschäftigt. Die kleinen Arme waren endlich von der anstrengenden Arbeit so ermüdet, daß sie fast nicht mehr konnten. „Vater, warum läßt du die Wurzeln nicht stecken?“ fragte es; „du sagst doch immer, der *Antichrist* komme bald.“ „Und wenn der *Antichrist* morgen kommt,“ versetzte ihm darauf der nüchterne Vater, „so werden wir doch bis heute Abend noch *Heden* graben.“ — *Bengel* macht einmal die feine Bemerkung: „Man meint oft, wenn man der Arbeit abwartet, so sei man am weitesten vom rechtschaffenen Weg; aber um diese Zeit ist man ihm oft am nächsten. Gerade unter der Arbeit des *Fischens* wurden die Jünger vom Herrn *berufen*.“

Eine Bauersfrau traf an einem Montag ganz früh Schulmeister *Christ. Friedrich Kullen* (gest. 1850) bei der Feldarbeit. (Er besorgte neben seinem Schulamt noch eine größere Landwirtschaft.) „Wie, Herr Schulmeister“, fragte sie ihn verwundert, „so bald schon an der Arbeit, und Ihr habt doch gestern Abend in der Stunde so ernst gegen den irdischen Sinn geredet?“ „Aber es ist doch heute Montag“, gab er ihr kurz zur Antwort. Eben weil er vom irdischen Sinn frei war, konnte er so fröhlich seine Arbeit tun.

„Unser gewöhnlicher Beruf muß unser eigentlicher und bester Gottesdienst sein“, sagt Schulmeister *Kollb.* „Ich kann meinen Beruf wichtig oder unwichtig machen, je nachdem ich mich zu ihm stelle. Wenn z. B. ein Missionar seinen Beruf gedankenlos treibt, und ein Bauer einen Wagen Dung betend aufladet — welcher treibt seinen Beruf am besten? Ohne Zweifel der Letztere.“

Beate Sturm, die große Veterin, bezeugt aus ihrer Erfahrung, sie habe die besten Gedanken bei der verächtlichsten Arbeit und sie wolle lieber Magd in dem unruhigsten Wirtshaus sein als in der Einsamkeit bloß sich und ihren Gefühlen leben.

6. Berufstreue.

Eine andere Stuttgarter Jungfrau, ihrem Beruf nach eine einfache N ä h t e r i n , sagt: „Der Mensch arbeitet immer für die Ewigkeit. Alle meine Kleider, die ich gemacht habe, müssen sich sehen lassen können; es darf keines krumm oder schlecht genäht sein. Wenn sie auch irdisch vergehen, haben sie doch einen unvergänglichen Wert.“ Die Arbeit war ihr geradezu etwas H e i l i g e s , wie ein altes Mönchsspruchwort lautet: Laborare est orare = „arbeiten ist beten“. Das ist allerdings einseitig und mißverständlich ausgedrückt; besser ist das andere: Ora et labora = „bet und arbeit“.

Direktor Z i e g l e r von Wilhelmsdorf pflegte seinen Knaben gern folgende Geschichte zu erzählen. Ein m o h a m m e d a n i s c h e r D i e n e r trat eines Abends zu seinem Herrn in das Zelt. Dieser fragte ihn: „Hast du dein K a m e l angebunden?“ „Nein“, war die Antwort, „aber ich habe es dem Schutze Allahs (Gottes) empfohlen.“ Darauf befahl ihm der Herr: „Geh und binde es zuerst an, und dann befehl es dem Schutze Allahs.“

Daß übrigens L u t h e r mit seinem bekannten Sprüchlein: „Fleißig gebetet ist halb studiert“ auch recht hat, davon möge folgendes Beispiel zeugen. Eine fromme M a g d von der Alb war gewohnt, alle ihre Anliegen zuerst im Gebet vor den Herrn zu bringen. Eines Tags wurde sie von ihrer Herrschaft in den W e i n b e r g geschickt, um dort eine noch nie von ihr gesehene Arbeit zu verrichten; man hatte nicht daran gedacht, daß sie in ihrer Heimat zur Erlernung derselben niemals Gelegenheit gehabt hatte. Da stand sie nun und wußte nicht, wie die Sache angreifen. Sie kniete nieder, bat in aller Herzenzeinfalt den Herrn um seine Weisung, stand auf und entdeckte, daß in dem benachbarten Weinberg die betreffende Arbeit schon getan war; dieselbe machte sie jetzt nach und es geriet alles wohl.

„Arbeit a d e l t jeden Menschen“, sagt schon der altgriechische Dichter H e s i o d (ca. 800 v. Chr.). Auch unter Knechten und

Mägden, die „zwei Herren zugleich dienen“, nämlich dem irdischen und dem himmlischen, gibt es solche, die für andere „Prediger der Gerechtigkeit“ werden und überall, wohin sie kommen, den Segen Gottes mitbringen. Das gilt z. B. von *Heinrich Bräunlein* (1797—1875), der sein Leben lang nur ein armer *Dienstknecht* im Fränkischen war, aber seine Arbeit stets als einen Gottesdienst betrachtete und betrieb und zum Segen gesetzt wurde für viele. Als ihn in seinem 45. Lebensjahr ein adeliger Herr in *Frankenberg* (Bayern) als Strohschneider dingen wollte und von ihm hörte, er sei ein „Heiliger“, da hatte er Bedenken. Er fürchtete, da werde es mit der Arbeit nicht viel sein. Doch der frühere Herr von Bräunlein bezeugte ihm von diesem: Da sei gerade das Gegenteil der Fall; einen fleißigeren Knecht könne er nicht bekommen. So erhielt er die Stelle und füllte sie 11 Jahre lang zu bester Zufriedenheit seines Herrn aus.

Im Grunde genommen gibt es für uns alle keinen schöneren und höheren Titel als „Knechte und Mägde“ unsres himmlischen Herrn zu sein, wie ja auch die hohen Apostel sich in ihren Briefen mit demutsvollem Stolze als „Knechte Jesu Christi“ bezeichnen. Der fromme und getreue Knecht darf einmal eingehen zu seines Herrn Freude. Matth. 25, 21.

Einfachheit und Genügsamkeit.

Lasset euch genügen an dem, das da ist.
Hebr. 13, 5.

Einfachheit und Genügsamkeit in ä u ß e r e n Dingen ist ein Kennzeichen aller echten Heiligen. Ein Christ kennt und sucht bessere Güter als die Schätze dieser Welt. Er weiß und erfährt es alle Tage, wie ein Brüdervers sagt:

Ein Menschenherz wird niemals satt,
Wenn es nicht Jesu Fülle hat.

Ein schlichter, anspruchsloser Sinn zeichnet von jeher die echten Gemeinschaftsleute aus, wenn freilich viele von ihnen im harten Kampf des Lebens die Versuchung zum „Schäzefammeln auf Erden“ auch sehr wohl kennen und nicht selten ihr auch unterliegen. „Der Hunger des Menschen nach Erdengütern ist unersättlich“, schreibt einmal Schulmeister R o l b. „Wenn man ihm die ganze E r d k u g e l gäbe, so wäre es gerade, wie wenn man eine E r b s e in einen Scheffelsack fallen ließe.“ Er muß in dieser Beziehung auch über manche Frommen klagen: „Es ist eine böse Art bei den heutigen Pietisten, daß sie so viel W e l t f ö r m i g e s annehmen, statt Armut, Schmach, Verachtung und Niedrigkeit zu schätzen. Bei hölzernen Schüsseln, hölzernen Tellern und hölzernen Löffeln wäre mir am wohlsten“, bekennt er von sich selber. Einem gefallsüchtigen, eitlen Mädchen gab er zu bedenken: „Denk an des Heilands D o r n e n k r o n e, so wird dir bald dein Gefallen an deinem R o p f p u ß vergehen“. Gerne führte er den Vers an (aus: „Stille Schar, dein schöner Gang“):

Liebe gern die Niedrigkeit, Bleib ohnmächtig,
Halte Erdenherrlichkeit Für verdächtig.
D gedenke früh und spät, Was ein Kreuz zur Wurzel hat
Ist nicht prächtig!

Gerade Kolb ist in seiner äußeren Lebenshaltung das Muster eines schlichten, anspruchslosen Pietisten. Von Kind auf hatte er viel Entbehrungen zu erdulden. Noch in seinem Alter erzählte er, wie die Mutter daheim manchmal den Kindern die *Kartoffeln* vorgezählt habe, damit keines zu viel oder zu wenig davon bekomme. — In den ersten Jahren seines Schulamts in Dagersheim hagelte es in einem Sommer dreimal hintereinander, und da sein Einkommen hauptsächlich in Güternutzung bestand, so kam er dadurch in großen Schaden. Er geriet in Schulden hinein, die ihn schwer drückten, umsomehr, da er gar keine Aussicht hatte, jemals wieder davon frei zu werden. Auch Todesfurcht quälte ihn, und da war es ihm nun ein schrecklicher Gedanke, wenn ihm nach dem Tode noch vergantet werden mußte. Endlich aber konnte er im Glauben den Entschluß fassen, wenn es Gottes Wille sein sollte, daß ihm noch unter dem Boden vergantet werde, so solle es ihm auch recht sein. Von da an wurde er innerlich ganz ruhig; er stand jetzt nicht mehr unter, sondern über seinen Sorgen. Und Gott half ihm über Bitten und Verstehen. Gerade in dem Jahr des Hagelschlags floß ihm so mancher unerwartete Segen zu, daß er nicht nur keinen Mangel leiden mußte, sondern auch alle seine Schulden abbezahlen konnte. Darum pflegte er auch öfters in der Stunde zu sagen: „Ich komme mit einem *Sechser* und *Glauben* dazu weiter als mit hundert Gulden ohne Glauben.“ Zeit Lebens aber befließ er sich der größten Einfachheit. Eine Zeitlang hatte er eine Haushälterin, die nur dreierlei Gerichte kochen konnte, und er war auch zufrieden damit. Scherzend konnte er wohl sagen: „Mein Speisezettel ist einfach: im Sommer gibt's jeden Tag Späglein und Salat und im Winter Späglein und Kraut.“

Ebenso war *Michael Hahn* die Anspruchslosigkeit selber. Viele Jahre lang trank er weder geistige Getränke noch auch Tee oder Kaffee, sondern bloß Wasser und Milch und begnügte sich manchmal zu Hause beim Vater, wenn er über seinen Betrachtungen und

Gebeten den Ruf zum Essen überhört hatte, mit den Kartoffeln, die man für das Vieh gekottet hatte. Auch kleidete er sich stets in die bauerliche Tracht seiner Heimat: den langen, weißen Linnenrock mit kurzen Beinkleidern und groben Strümpfen. Dabei war er eine weitberühmte Persönlichkeit und wurde von vielen wie ein Prophet verehrt.

Wie armfelig hat man in den ersten Jahren in der Gemeinde W i l h e l m s d o r f gelebt! Direktor Ziegler erzählt uns in seinem Buch: „Ein Königskind“ manch rührende Züge davon. Wochenlang hat man in den Häusern nur mit dem Löffel gegessen, weil es fast nur Brei gab. Fleisch kam höchst selten auf den Tisch. Statt mit Schmalz wurden die Mehlnöpfle zuweilen mit Ingwer geröstet, wodurch sie zwar eine schöne gelbe Farbe, aber durchaus keinen feinen Geschmack erhielten. Der treffliche Hausvater S t a n g e r trug Kleider, die schon so oft geflickt waren, daß man den ursprünglichen Stoff gar nicht mehr erkennen konnte. Nur das saubere Samtkäppchen auf dem Kopf zeigte an, daß der Mann „etwas Besseres“ war. Als einmal ein Fremder den Vorsteher Thumm in spöttischem Ton fragte, was denn das für ein Mann mit den schwieligen Händen und den so unendlich geflickten Hosen sei, so erwiderte ihm dieser mit einem gewissen Stolz: „Das ist ein Mann, der das Neue Testament im griechischen Urtext liest.“ Stanger erlaubte es seiner Frau lange Zeit nicht, die Kartoffeln zu schmalzen. Er könne sie auch trocken essen, meinte er. Einmal, es war an einem Sonntag Mittag im August, belauschte er vor dem Garten seiner Rettungsanstalt aus, wo er spazieren ging, folgendes Zwiegespräch zweier alter Leutlein im Häuslein nebenan. Nachdem man dort zu Tisch gebetet hatte, beginnt der Mann: „Horch, Annemeile, ich hätte doch gedacht, an meinem G e b u r t s t a g tätest mir etwas Besseres kochen als einen M e h l b r e i, und nichts dahinter und nichts davor.“ „Jetzt guckst auch, das schleckige Märtel“, fährt da die Hausmutter auf, „ist mit einem Brei nicht zufrieden! Dank du dem lieben

Gott, daß er uns einen so guten Mehlbrei schenkt, wir haben diesen nicht verdient.“ — Jetzt erfreut sich allerdings Wilhelmsdorf, besonders durch seine großen Erziehungshäuser, eines guten Wohlstandes.

Der Christ kann, wie der Apostel Paulus von sich sagt: „niedrig sein und hoch sein, beides, satt sein und hungern, beides, übrig haben und Mangel leiden.“ Phil. 4, 12. Er weiß sich in alle Verhältnisse zu schicken, und darum ist auch in Sachen der leiblichen Nahrung und Notdurft so gut mit ihm auskommen.

Als Joh. Kullen im Jahr 1815 den Feldzug gegen Napoleon mitzumachen hatte, verdarb er es durch seine christlich ernste Gesinnung mit seinem Feldwebel, der ein roher, wüster Patron war. Als man im Badischen war und in einem Dorfe Quartier bezog, wurde Kullen durch seinen Quartierzettel in das elendeste Häuslein gewiesen, wo so arme Leute wohnten, daß sie kaum für sich etwas zu nagen und zu beißen hatten. Sie konnten ihrem Soldaten nur eine Wasser-suppe aus altem, schimmeligem Brot vorsehen. Er aß des Abends die Hälfte davon und ließ sich den Rest auf den andern Morgen aufsparen, um den Wirtsleuten keine weiteren Unkosten zu machen. Bei seinem Abschied waren diese so gerührt von seiner Anspruchslosigkeit, daß sie ausriefen: „Er ist wie unser Heiland; der hat die Armen auch so lieb gehabt!“ Nachher fragte ihn der Hauptmann mit böshaftem Lächeln: „Nun, Kullen, hat Er ein gutes Quartier gehabt?“ „Jawohl“, lautete die Antwort. „Was hat Er denn zu trinken bekommen?“ „Nichts.“ „Und was zum Nachtessen?“ „Eine Wasser-suppe.“ „Und was zum Frühstück?“ „Wieder eine Wasser-suppe.“ „Feldwebel“, sagte jetzt lachend der Hauptmann, „nehmen Sie den Kullen nur wieder in bessere Kost, sonst verhungert er uns noch.“

Zur Stuttgarter Gemeinschaft gehörte vor etwa hundert Jahren auch der gemüthvolle, treuherzige Goldarbeiter und Stadtauktionär Joh. Georg Hirsch. Eines Tags ließ die Magd aus Nachlässigkeit den Weinvorrat für zwei Jahre in den Keller laufen. Tiefbekümmert

berichtet dies die Hausfrau dem Mann bei seiner Heimkehr. „Liebes Weib“, gab ihr dieser in aller Gelassenheit zur Antwort; „es kann ja nichts geschehen ohne Zulassung unsres allweisen Vaters. Das sehe ich an als einen Brief von oben herab, auf dem mit deutlichen Worten geschrieben steht: *Hansjörgle, du sollst Wasser trinken!*“ Und auch beim Wassertrinken kann ja der Mensch bestehen.

Dagegen die Bitte um s t ä g l i c h e B r o t hat uns der Heiland selber im Vaterunser in den Mund gelegt. „Der Herr weiß, daß ich kein Dchse bin und mit Heu mich nicht ernähren kann; er muß mir und meinen Kindern das tägliche Brot bescheren“, sagte der originelle Gutmacher J. Fr. H a l l e r von Stuttgart (gest. 1866), als ihn Nahrungsorgen schwer bedrückten. Wunderbar ist auch oftmals zu sehen, wie der Herr denen durchhilft, „so ihn fürchten und auf seine Güte hoffen, daß er ihre Seele errette vom Tode und ernähre sie in der Teurung“. Ps. 33, 18 f.

Die schwersten Hungerjahre im letzten Jahrhundert waren bekanntlich 1816 und 17. Da hat man in vielen Häusern die Kartoffeln nicht mehr geschält, sondern mit den Häuten gegessen. Man bereitete Kleienbrot und Kleienuppe, grub Wurzeln aus dem Waldboden und verzehrte sie, ja stillte den nagenden Hunger oft mit geradezu ekelhaften Dingen. Der Scheffel Dinkel kostete 40 Gulden, ein Preis, der für die meisten Leute unerträglich war.

Beim Schmied L. in H. im Remstal mit seinen sieben Kindern war oft die Not zum Verzweifeln. Die fromme Mutter betete und flehte Tag und Nacht ohne Aufhören; aber wie schnitt es ihr durchs Herz, wenn sie des Abends ihrem Kleinsten nur ein Schüsslelein leerer Milch vorsetzen konnte und dieses darauf sagte: „Mueter, dös ist net g'essa; dös ist bloß trunka.“ Eines Abends mußte sie alle ihre Kinder ungeessen zu Bette schicken. Die Sorge um dieselben ließ sie die ganze Nacht keinen Schlaf finden. Mit dem Hahenschrei erhebt sie sich, nimmt ihr leeres Mehlsäcklein zur Hand und

will einen bekannten Müller um Hilfe angehen. Wie sie ans letzte Haus des Dorfes kommt, geht dort das Fenster auf und eine Stimme ruft: „Ameile, wohin schon so frühe?“ Es war ein alter Freund vom Welzheimer Wald, der hier übernachtet hatte. Sie kann nicht reden, sondern lehnt nur den Kopf an die Wand und weint bitterlich. Der Freund aber versteht auch diese Sprache. Er nimmt ihr das Säcklein aus der Hand, läßt es mit Mehl füllen und der Ochsenwirt, der zugleich Bäcker ist, muß ihr noch zwei ganz warme Laibchen, frisch vom Ofen her, geben. Mit dankerfülltem Herzen eilt sie damit nach Hause. — Bald aber kam die Not von neuem. Das Mehl im Rad war verzehret und der Vater hatte keine Arbeit. Jammernd legte er sich eines Abends zu Bette. Die Mutter aber blieb getrost und betete. Um Mitternacht klopft es ans Kammerfenster: „Schmied heraus! Auf der Straße beim Rappenneß ist ein Güterwagen zusammengebrochen, und der Fuhrmann hat Eile!“ Jetzt gab's Leben ins Haus. In der Schmiede wurde ein Feuer angezündet, geklopft und gehämmert; die Arbeit fiel zur Zufriedenheit des Fuhrmanns aus, und so kargte er nicht mit dem Lohne, spendete auch Brot und Wein für die Familie. Später kam er wieder, gab verschiedene Aufträge, und nun fehlte es auf lange nicht mehr an Verdienst. Die Familie kam schließlich in Ehren durch; man tröstete sich eben mit dem alten Sprüchlein:

Und geht's auch nicht im Scheffel ein,
So muß doch g'nug im Löffel sein.

Wie nahe liegt aber in solchen Zeiten äußerer Bedrängnis die Versuchung zur Unehrllichkeit. „Es gilt nun einmal, frommer Tor, erlisten und erraffen!“ raunt da der Bösewicht mancher Seele zu. Wir wissen aber eine Reihe glänzender Beispiele, wie wacker in solchen versuchlichen Lagen und wie nobel überhaupt in Geldsachen sich Stundenleute gehalten haben. Treffend sagt einmal eine Stundenchwester: „Erst, wo der Geldbeutelglaube aufhört, fängt der rechte Glaube an.“

7. Einfachheit und Genügsamkeit.

Ebenfalls aus dem Teurungsjahr 1816 erzählt der bekannte Br. **A d a m S t r a u b** aus Zell, Oberamts Kirchheim: „Zu Anfang des Jahrs kam jemand zu mir und sagte, der Heiland schicke ihn mit dem Auftrag, ich solle **D i n k e l a u f k a u f e n**; er werde im Preis sehr hoch steigen, und dann könne ich viel damit verdienen. Ich gab diesem Mann zur Antwort: ‚Sage du d e i n e m Heiland von mir einen Gruß, und wenn es auch m e i n Heiland ist, so sage ihm er sei ja auch kein Kornhändler gewesen, als er auf Erden gewandelt habe.‘ Wichtig wurde bald darauf von einem benachbarten herrschaftlichen Fruchtkasten ein bedeutendes Quantum Früchte dem Verkauf ausgesetzt. Meine Natur wiederholte mir gar eindringlich den nämlichen Antrag und malte mir vor, ich könne wenigstens 500 Gulden damit gewinnen. Ich gab ihr aber auch die nämliche Antwort. Da wollte sie mir zumuten, ich solle wenigstens so viel kaufen, als ich für mich die teure Zeit über brauche. ‚Nicht einmal so viel‘, sagte ich; ‚schickt mein Heiland teure Zeit, so soll und will ich mich auch in derselben leiden und sie erfahren.‘ Als nun die teure Zeit kam, segnete mir Gott meine sparsame Kost also, daß wir, ich und mein Bruder, mit so wenigem als in einen ‚Kagenscherben‘ ging, jedesmal völlig satt wurden und noch übrig war.“ So war also Br. Adam mit seinem heldenmäßigen Glauben glücklich dem goldenen Strick entgangen, den ihm der Versucher, in ein frommes Mäntelein gekleidet, um den Hals werfen wollte.

Der Korntaler **K u l l e n** sagte schon in seiner Jugend, als das Geld bei ihm sehr rar war: „Ich würde mich s c h ä m e n, wenn ich als r e i c h e r M a n n st ü r b e; ich wäre meinem geliebten Heiland so unähnlich.“ Zu dem Vater, der sich mit einem ziemlich großen Landbesitz herumzuschlagen hatte, bemerkte er einmal: „Vater, Ihr habt ein Kleinod im Haus, das Ihr gar nicht wisset.“ „Und welches denn?“ fragte ihn dieser. „Eure S c h u l d e n“, erwiderte der Sohn; „denn wenn Ihr diese nicht hättet, so wäret Ihr nicht in der Demut geblieben.“ „Du hast recht“, stimmte ihm dieser bei.

Er spürte wohl zuweilen auch die Anwandlung zum Geiz; z. B. wenn Weiber aus dem Dorfe ins Haus kamen, um mit ihrer Kunkel (Spinnrocken) der Schulmeisterin Gesellschaft zu leisten. Dabei war es Sitte, daß man denselben den *Brotlaib* herumreichte, damit sie sich ein Stück herunterschneiden. Das taten sie meist in recht bescheidener Weise, obwohl sie nach mehr verlangten. Drum nahm der Vater den Laib selber in die Hand und schnitt beim Austeilen recht tief hinein, gerade weil er damit seinem alten Adam schmerzlich ins Fleisch hineinschnitt. — Freilich, wer weiß immer genau die Grenze anzugeben und einzuhalten, wo die Sparsamkeit aufhört und wo der Geiz anfängt? Gut, wenn da auch andere über unser Leben und Gewissen wachen.

Martin *Fauser* von Glems sollte einst im Auftrag seines Weibs bei einer Auktion einen *Raſten* erstehen. Da er ihm aber zu teuer erschien, kam er mit leeren Händen wieder heim. Darüber gab's des Abends von seiten der etwas heftigen Ehehälfte eine kräftige Gardinenpredigt, auf welche der Mann die Antwort auch nicht schuldig blieb. Als der Wortwechsel geraume Zeit gedauert hatte, ließ sich nebenan von der Kammer aus, wo die Tochter ihr Lager hatte, deren Stimme vernehmen: „Laßt mich auch etwas sagen! Besthin war ich in einer Versammlung, in welcher von der Stadt Gottes geredet wurde. Da hieß es, wir seien zu ihren Bürgern erwählt. Ich meine nun, es passe schlecht, das Bürgerrecht in *Neueruſalem* haben und um einen *alten Raſten* streiten.“ Da ward es plötzlich ganz stille. Diese liebliche, geistlich frühreife Tochter starb dann schon in ihrem 19. Lebensjahr, zum tiefsten Schmerze der Eltern.

Terſteegen, der arme, aber innerlich so reiche Wandweber singt:
 Viel Sammeln, Halten, Handeln Macht unsern Gang nur schwer.
 Wer will, der trag' sich tot! Wir leben abgeschieden,
 Mit wenigem zufrieden Und brauchen's nur zur Not.

7. Einfachheit und Genügsamkeit.

Nach dieser Regel ging auch der blinde H a n s j ö r g einher, trotz seiner verdunkelten Augen eine Lichtgestalt auf dem Schurwald, einer der ärmsten Gegenden von ganz Württemberg. Beim Tode seiner Eltern erbte er ganze 9 Gulden, und als er mit 82 Jahren starb, bestand sein Vermögen in eben diesen 9 Gulden. Mehr konnte und wollte er auch nicht seinen Angehörigen hinterlassen. Er hatte als Haushaltungsregel, was der alte Stiftsprediger S t o r r (gest. 1773 in Stuttgart) seinen Kindern einprägte: „Haltet es für eine Last und keine Lust, wenn ihr mehr habt als ihr brauchet.“ Grundsätzlich nahm er von den Brüdern an Unterstützung nur soviel an, als er wirklich nötig hatte, und wenn es mehr wurde, so sagte er: „Jetzt nehme ich nichts mehr an; haltet ein! Wenn ich nichts mehr habe, dann werdet ihr es schon innwerden.“ Oftmals rühmte er glaubensvoll: „Ich bin reicher als ein König und Kaiser; mir gehört alles Silber und Gold, weil es meinem Gott gehört. Soviel ich brauche, schickt Er mir; es muß immer wieder kommen, sogar aus Amerika, Notabene — wenn ich's brauche!“ Einmal bekam er aus Nordamerika 25 Gulden zugesandt, die reichste Gabe, die er je empfangen hatte, und zwar gerade zu einer Zeit, da er besonders in Not war. Das war ihm sehr denkwürdig und dankenswert.

Es wird nicht eben häufig vorkommen, daß einer vor dem Reichwerden geradezu Angst hat, wie unser Hansjörg. Aber er hatte unter seinen Gesinnungsgenossen doch manchen, der ebenso dachte und handelte wie er. So hätte z. B. Karl B u ß von Beuren in seiner Jugend verschiedenemal Gelegenheit gehabt, eine reiche Frau zu bekommen. Doch er schlug alle solche Anträge aus, weil er fürchtete, „mit R e i c h t u m bringe er sein Christentum nicht hinaus“.

Solch ein genügsamer Sinn bewahrt vor viel Hader und Feindschaft. Man weiß, wie häufig beim Erben und T e i l e n die hinterbliebenen Familienangehörigen in Streit miteinander geraten und wie dadurch nicht selten auf lange hinaus die Eintracht unter ihnen gestört wird. Wie schön und großherzig ist es da, wenn eine Stunden-

schwester von Mössingen ihrem Mann, als er zur Nachlaßeröffnung aufs Rathhaus ging, zurief: „Gelt, Hansjörgle, wenn's uns drei Gulden trifft, so nimmst du zwei, und wenn's uns vier trifft, so nimmst du drei!“ Bei einem derartigen Anlaß konnte sich freilich ein Rathsherr nicht versagen, eine solche Bescheidenheit mit den Worten zu schelten: „Dümmere als ihr seid, habe ich doch noch nicht gefunden; ihr kommt wenigstens um 100 Gulden zu kurz!“ Worauf die junge erbberichtigte Frau ihm erwiderte: „Es geht niemand etwas an, wenn wir jemand 100 Gulden schenken.“ Der Friede aber, den sie von da an mit dem „b'häben“ (geizigen) Schwager hatte, war ihr mehr wert als 100 blanke Gulden.

Als dem Jakob Friedrich K u l l e n in Hülben im Jahr 1783 seine beiden Eltern starben, fiel ihm als erstgeborenem Sohn der ganze Landbesitz derselben, etwa 60 Morgen, als Erbe zu. Die Schwester verlangte für ihren Anteil 800 Gulden. Der Gemeinderat meinte nun, sie solle, da die Güter zur Zeit nicht viel gelten, ihre Forderung um 50 Gulden ermäßigen. Sie wollte aber nicht. Da ließ man den Bruder aufs Rathhaus kommen und legte ihm die Sache vor. Doch dieser sagte: „Nicht 50 Gulden weniger, sondern 50 G u l d e n m e h r gebe ich der Schwester; denn der Teil, der das Hauswesen überkommt, ist immer besser daran als der Wegziehende.“ So bezahlte er ihr 850 Gulden, und gewann dadurch für immer ihr Zutrauen und ihre Hochachtung.

Noch öfters bewies dieser wackere Mann solch edle Uneigennützigkeit. So pflügte er einmal mit seinem Sohn Johannes auf dem Acker. Der Nachbar, welcher ihm wohlwollte, hatte eine F u r c h e liegen lassen, in dem Gedanken, er solle sie zu seinem Feld hinüberschlagen. Dem Sohne wäre dies ganz recht gewesen; doch der Vater ging darauf nicht ein. „Warum denn nicht“, fragte Johannes; „der Nachbar will uns doch die Furche schenken?“ „Daß von unrechtem Gut Nichts untermenget sei“, lautete der Bescheid des Vaters. — Ein andermal bot K. ein Paar D o c k e n auf dem Markte feil. Bald

fand sich auch ein Liebhaber für die schönen Tiere. Aber er hatte ein Bedenken — sie hingen die Köpfe so weit auf den Boden. „Tun sie das auch bei der Arbeit?“ fragte er. „O da hängen sie die Köpfe noch viel weiter herunter“, sagte der ehrliche Verkäufer. So wurde aus dem Handel natürlich nichts. Doch bald darauf kam ein Metzger, der sagte lachend: „Wir können sie die Köpfe herunterhängen, so weit sie wollen; ich schneide sie ihnen doch bald ganz ab“, und kaufte die Döfjen.

Schulmeister H i l l e r in Rappishäusern, der später jahrelang eine Zierde der Wilhelmsdorfer Gemeinde war, trieb einst eine Z i e g e auf den Markt, um sie gegen eine bessere, nutzbringendere zu verhandeln. Während er nach einer solchen suchte, bot seine Tochter Agnes das Tierlein zum Verkaufe an, pries ihre Vorzüge in allen Tonarten und hätte bald auch einen Liebhaber zum Kaufe überredet. Da kam gerade noch der Vater dazu und sagte: „Vieher Mann, Ihr werdet mit dem Geisle angeführt sein; ich verkaufe es nur, weil es nichts nuß ist.“ Darauf entgegnete dieser, der zuerst kaum seinen Ohren traute: „Mag das Geisle jezt auch sein, wie es will; es muß mein werden, und wäre es auch nur zum Andenken an einen solch ehrlichen Mann wie Ihr seid.“ — Ja, „mit den Pietisten ist gut handeln“, hört man oft von Geschäftsleuten sagen. Der Beispiele könnten noch viele angeführt werden. Nur eines sei noch mitgeteilt.

Als Apotheker H. B e l l e r in Nagold im Jahr 1842 den Entschluß faßte, sein Geschäft aufzugeben und sich ins Privatleben zurückzuziehen, bezw. noch ausschließlicher als bisher der Reichsgottesarbeit sich zu widmen, so ließ er im Einvernehmen mit dem Vater die Apotheke durch sechs sachverständige Freunde schätzen, und forderte dann die n i e d r i g s t e Summe. Seinem Landhaus, in dem er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, gab er die Inschrift: L i n q u e n d a — auf deutsch: „Haus zum Verlassen.“ So war sein Wahlspruch, wie Tersteegen sagt:

Von allen Dingen ab,
Die nicht mitgehn ins Grab.

Johannes Schnaitmann von Fellbach (gest. 1847), nach seinem Vater Simon meist der „Simonshannesle“ genannt, ein armer Weingärtner, doch sehr einflußreich in der großen Fellbacher Gemeinschaft, wollte auch nie Schätze sammeln auf dieser Erde und äußerte einmal: „Wenn mir nur zuletzt noch meine silberne Tabaksdose übrigbleibt, daß man damit meine Begräbnis-kosten bestreiten kann, so ist mir das genug.“

Als Schulmeister Maier im Jahr 1831 einen Ruf an die Gemeinde Rorntal erhielt, folgte er ihm ohne Bedenken, obwohl er dadurch in finanzieller Beziehung gegen seine bisherige, sehr einträgliche und angenehme Stelle in Jßny stark in Nachtheil kam. Sein Gehalt im armen Rorntal betrug nämlich nur 150 Gulden. Dennoch übte er auch bei diesem geringen Einkommen noch reichlich Wohlthätigkeit. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens mußte er es erleben, daß er durch Bürgschaft fast um sein gesamtes Privatvermögen kam. Er ertrug aber das ohne Murren und Verzagtheit und meinte, Gott gebe manchem Christen zum Durchschwimmen durch dieses Weltmeer eben nur „ein Brett“ (wie dort beim Schiffbruch vor Melite manche Reisegenossen des Apostels Paulus sich gerade noch durch Bretter auf die Insel retten konnten. Apost. 27, 44). Übrigens wurde er hernach wieder mannigfach auch im äußern gesegnet, so daß er wieder wohlthun konnte und endlich im Jahr 1880 als 78 jähriger Greis unter Singen und Loben zu seines Herrn Freude eingehen durfte. Den wahren Schatz, den Frieden mit Gott, trug er eben im Herzen, und so konnte er sprechen, wie ein altes Verslein sagt:

Bleibt der Taler mein Gewinn,
Fahr' der Heller immer hin!

Familienleben.

Ich aber und mein Haus wollen dem
Herrn dienen. Josua 24, 15.

Das Familienleben ist die Goldprobe des echten Christentums. Zu Hause gibt sich jeder Mensch, wie er eigentlich ist, während er in der Öffentlichkeit vor fremden Leuten nur zu gern eine heuchlerische Maske annimmt. Der häusliche Kreis mit seinen täglichen Übungen und mannigfachen Reibungen bietet auch die reichste Gelegenheit zur Betätigung der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, zur Erprobung der Treue im großen wie im kleinen, zum Erweis einer ungesfärbten, nimmermüden Liebe mit der Tat und Wahrheit. Das christliche Haus ist eine Kirche im kleinen. „Der Ehestand ist der allergeistlichste Stand“, sagt Luther; „denn er treibt zum Schauen auf Gottes Gnade und seine milde Hand und wirkt so rechtshaffenem Glauben.“

Es ist bekannt, daß in manchen schwäbischen Stundentreisen, nämlich denjenigen der Hahn'schen Richtung, der ehelose Stand als der bevorzugtere dem ehelichen gegenüber gilt. Es hängt das mit der eigentümlich-theosophischen Lehre Mich. Hahn's von dem Sündenfall zusammen, wornach dieser bereits mit der Erschaffung des Weibes begonnen habe. Der Anblick der paarweis geschaffenen Tiere, die Gott dem Adam zur Namengebung vorführte (1. Mos. 2, 19), habe nämlich in diesem die „niedersinnliche Tierlust“ geweckt, auch ein Bild seinesgleichen zu besitzen. Und so habe die „himmlische Sophia“ (Weisheit) sich von ihm abgekehrt; jetzt heißt es zum erstenmal in der Schrift: „Es ist nicht gut“ — nämlich daß der Mensch allein sei, was ursprünglich dem göttlichen Schöpfungsplan entsprochen habe. Bezeichnend ist, daß viele der leitenden Brüder der Hahn'schen Gemeinschaft, so Mich. Hahn selber, auch Kolb u. a. nicht in die Ehe traten. Doch ist es nicht richtig, was man häufig sagt und auch in kirchengeschichtlichen Büchern liest, daß Hahn die

Ehe verachtet oder gar verworfen habe. Er hat sich öfters darüber deutlich genug ausgesprochen. So schreibt er einmal: „Gott ist mein Zeuge, daß ich den Ehestand hoch und teuer achte und Personen, die ihn heilig und in Ordnung halten, sehr respektiere, obschon meine Widersacher das Gegenteil behaupten. Ich hielte es für keherisch und teuflisch, wenn man allen erweckten ledigen Leuten vom Ehehichwerden abraten und den ledigen Stand allen insgemein anpreisen wollte. Ich bin also nicht nur wohl zufrieden, wenn viele in den Ehestand treten, ihn heilig halten und in Ordnung führen, sondern ich sehe es auch gerne und rate dazu, wo ich es für gut finde.“

In Wirklichkeit trifft man auch in Gemeinschaftskreisen sehr viele musterhaft geführte Ehen und lieblich-christliche Familien, von denen das Wort gilt: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen!“ Off. 21, 3. Wieviele treffliche Kinder, wieviele wackere Missionare und edle Diakonissen sind schon aus Stundenhäusern hervorgegangen! Und an der Frucht erkennt man den Baum.

Soll aber auf einem Hauswesen der Segen Gottes ruhen, so muß es vor allem in seinem Namen begründet werden.

Mit Gott den Anfang,
Sonst geht's den Krebsgang,

lautet ein Sprichwort unsrer frommen Alten. Rechte Ehen werden im Himmel geschlossen, d. h. wie Gott selber die Menschen für einander geschaffen hat und sie zu seiner Zeit auch zusammenführt. Nur zu leicht werden freilich bei der Eheschließung äußere, irdische Gesichtspunkte maßgebend gemacht, und gerade beim bauerlichen Volk ist der Ehevertrag oft nichts anderes als ein geschäftlicher Handel. Auch in frommen Kreisen mag das zuweilen vorkommen, wie ein sehr angesehener und sonst ganz lauterer Stundenhalter von sich einmal bekannte: „Ich habe bei der ‚Weibete‘ mehr aufs ‚Schöchle‘ (den Reichtum) gesehen als auf den inneren Sinn. Darum habe ich auch

eine ‚Sperre‘ an den Wagen bekommen.“ Regel ist aber das keineswegs; im Gegenteil gilt das Herz weit mehr als die Habe. — Als einmal ein „weidlicher Mann“ vom Gebirge her kurz und gut um die Hand einer sehr frommen, aber recht armen Tochter im Tale anhielt, da sagte der bibelsefeste Vater zu seinem Weibe: „Da können wir wägger (wahrlich) ja dazu sagen; denn er redet ja nichts vom ‚Mittagsland‘ und auch nichts vom ‚Wässerigen‘. (Richter 1, 15.) Und die Ehe wurde eine sehr glückliche.

Zu einem Sohn aus einem alten Stundenhaus, der durch eine Heirat mit einer sehr vermöglichen, aber ganz ungeistlichen Witwe ein reicher Mann hätte werden können, bemerkte derb und trocken der Vater: „Wenn du ein Esel sein willst, so tu es; einem Esel kann man viel aufladen.“ Ein Esel aber wollte der Sohn doch nicht sein, und so zog er die Hand vom Pflug wieder zurück. Freilich geht eine solche Verleugnung des alten Menschen nicht immer so glatt und leicht vor sich. Davon weiß uns Schulmeister Jak. Friedrich Kullen von Hülben aus seiner Erfahrung etwas zu erzählen.

Im Jahr 1784, bald nach dem Tode beider Eltern, hatte er am Sonntag Vätare in der Stunde über das Evangelium von der Speisung der Fünftausend sehr ernst und eindringlich geredet und auf die uns oft so geheimnisvollen, aber doch stets gnadenreichen Wege Gottes hingewiesen. Am Abend desselbigen Tages kamen einige Brüder zu ihm, die im Einverständnis mit ihm bei dem früheren Hülbener Pfarrer Ehtel wegen einer Ehefrau für ihn angefragt hatten. (Es ist überhaupt Sitte in den Gemeinschaftskreisen, daß man bei Heiraten ältere, erfahrene Brüder um ihren Rat angeht.) Ehtel hatte ihnen zur Antwort gegeben: „Da, die Magd meiner Schwiegermutter, der Frau Pfarrer Frider in Neuffen, würde eine treffliche Ehefrau für Kullen geben.“ Dieser aber, als er den Vorschlag vernahm, war anfangs ganz entrüstet darüber. „Wie?“ sagte er, ich, der „ich ein Schulmeister und dazu ein vermöglicher Bauer bin, soll eine ganz arme, fremde Person, die noch dazu

eine simple Magd ist, heiraten? Die Brüder sind nicht recht gescheit!" Aber dann kam ihm die Stunde vom Nachmittag in den Sinn, wie er da selber seine Gedanken in das Wort zusammengefaßt hatte: „Was der Vernunft am widersinnigsten vorkommt, das eben ist der göttliche Weg.“ Und siehe, nach langem, heftigem Kampf fand er den Mut, ja zu sagen, und am 5. August desselben Jahres führte er seine Barbara heim, mit der er wirklich aufs beste beraten war. Gab es auch zuweilen in der Ehe kleine Verstimmungen, so daß sich der Mann aus der Wohnstube in die daran anstoßende Schlafkammer zurückzog, so erschien er doch bald wieder unter der Kammerthür und sagte mit freundlichem Lächeln: „Mutter, mir ist das Trüben entleidet.“ „Mir auch“, erwiderte sie dann regelmäßig darauf, reichte ihm die Hand zur Versöhnung, und schnell war der Himmel über ihnen wieder rein und klar. Prälat T i n g e r vergleicht solche Ehezwistigkeiten einmal mit den „Erdschöhen“, die schnell kommen und wieder schnell verschwinden, die aber doch manchem Pflänzlein das Herzblatt abfressen, wenn man sie nicht beachtet und eifrig bekämpft. „Im Ehestand ist's bald Karfreitag bald Ostertag“, sagte Stadtpfarrer D a n n von Stuttgart einst zu einem Bruder von der Alb, der ganz damit einig war. Tröstend fügte Dann noch bei: „Aber so ist's überhaupt im Christenleben; doch die Osterjonne behält den Sieg“.

Freilich, oftmals gibt's auch einen harten, stürmischen Kampf, bis das Licht die Finsternis überwindet, besonders wenn die Eheleute innerlich nicht auf dem gleichen Grunde stehen. So hatte der H a n s - m a r t i n von Mägerkingen, droben auf der Rauhen Alb, von seinem Kosele dereinst das Jawort nur unter der Bedingung bekommen, daß er mit ihr den „Weg zum Himmel“ gehen wolle. Zunächst aber schlug der Mann gerade die umgekehrte Richtung ein. Er betrieb eine Wirtschaft, saß selber fleißig beim Glas und war besonders ein leidenschaftlicher K a r t e n s p i e l e r. Ein Sprichwort aber sagt:

Die Kart' und die Kanne
Macht manchen zum armen Manne.

Das sah auch Rosele mit tiefer Betrübniß kommen. Da nimmt sie eines Tages kurz entschlossen das Kartenspiel und wirft es ins Feuer. Der Mann, als er es bemerkt, macht ein böses Gesicht dazu, sagt aber zunächst nichts. Doch ersetzt er bald das verbrannte Kartenspiel durch ein neues. Aber auch dieses findet unter Roseles Hand das gleiche Schicksal wie das erste. Jetzt wird aber Hansmartin sehr entrüstet und droht dem Weibe, wenn sich das noch einmal wiederhole, mit Schlägen. Ein drittes Kartenspiel kommt ins Haus. Es wird in tapferem Mut von Rosele den beiden ersten nachgesandt. Nun setzte es wirklich einen bedenklichen Auftritt ab. Der Mann ergreift einen Stoc und will seine Drohung wahrmachen. Rosele flüchtet sich vor ihm; plötzlich aber, wie er sie erhascht hat, wendet sie sich ihm entgegen und sagt mit ernstem Ton: „Hansmartin, hast du mir nicht vor der Hochzeit versprochen, du wollest mit mir dem *H i m m e l* zu? Ist das der Weg dahin?“ Jetzt war dieser entwaffnet; er warf den Stoc zur Seite und sagte beschämt: „Du hast recht; ich sehe wohl, so geht es nicht.“ Von da an kamen keine Karten mehr ins Haus; eines Tags wurde auch der Wirtshauschild mit dem „Hirsch“ darauf abgenommen und zu einer Tischplatte gemacht, die heute noch von den Kindern benützt wird. Hansmartin schloß sich an die Gemeinschaft des Dorfes an und sein Haus wurde eine vielbesuchte und reichgesegnete Brüderherberge. Da hat sich auch wieder das Wort des alten Königs Samuel bewahrheitet: „Wem ein *t u g e n d s a m* Weib beschert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen . . . Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.“ Sprüche 31, 10. 30. Unser frommes und tapferes Rosele hörte einmal in einer Versammlung den Ausspruch: „Jede Frau, deren Mann nicht unter Christo dem Haupt ist, ist mit ihm angeführt.“ O wie dankte sie da Gott, daß ihr Hansmartin sich unter das himmlische Oberhaupt gebeugt hatte und daß sie innerlich ganz eines Sinnes geworden waren! Ja, wie *G e r h a r d* singt:

Dem Mann, dem Mann
 Dem prächtigen, dem gemagten,
 Was Gott gihet
 Dem Mann, das in ihm sich hebet.

Als Hochzeiter Zeller in Magde, bereits 56 jährig, mit einer
 sehr geliebten, christlichen Jungfrau aus Eutinern, einer Schülerin
 von Stadtkircher Mann, sich verheiratete, sagte sein Freund,
 Dr. Hatz in Eutin, in scherzhafter Weise zu ihm: „Heiner, deine
 guten Tage hast du jetzt gehabt; aber sei getrost, nun kommen deine
 Beileiden.“ So soll es bei jeder Ehe sein: denn:

Daß eins das andre glücklich mache,
 Das ist des heiligen Ehestands Sache.

Ein wackerer schwäbischer Schulmeister (Völter) hatte am Hoch-
 zeitstag mit seiner jungen Frau ausgemacht, sie wollen so lange
 miteinander aus einem Teller essen, bis sie den ersten Zwist
 bekommen hätten. Und 57 Jahre nachher (1838) fand sie Dr. Barth
 immer noch aus einem Teller essen; erst zwei Jahre später aß die
 Frau allein — weil nämlich der Mann auf dem Kirchhof lag. — Der
 Schreiber dieses hörte einmal auf einer Bräderkonferenz einen
 bekannten und mit Recht sehr angesehenen Stundenhalter sagen,
 in 40 Jahren habe er mit seiner Frau noch nie einen Streit
 und Verdruß gehabt; aber jeden Morgen habe er Angst, es könne
 doch noch einmal dazu kommen, und da bitte er dann Gott, er möchte
 ihn in Gnaden davor bewahren. Das heißt „seine Seele immer in
 den Händen tragen“. Ps. 119, 109.

Wie schön ist es, wenn ein junger Bruder, Jak. Klab von
 Weuren, seiner Braut folgende Verse widmet:

Hier hast du meine Hand, reich mir die deine;
 Wir wollen Hand in Hand der Heimat zu,
 Und was dein Vorsatz ist, sei auch der meine,
 Den schmalen Weg erwähle ich wie du.

8. Familienleben.

Damit wir aber nur nicht beide weichen,
So wollen wir um Christi Geist recht fleh'n,
Er möge uns zu allem Krafft darreichen,
Daß wir vor aller Welt als Christen steh'n!

Der Segen, der bei einer solchen Ehe nicht ausbleiben kann, zeigt sich vor allem auch bei den *K i n d e r n*. Die apostolische Mahnung: „Ihr Väter, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn“ (Ephes. 6, 3), wird in Gemeinschaftskreisen ernstlich befolgt. Die Krone des Lebens hält man für sie weit wichtiger als jeden irdischen Ehrenkranz, und „höher hinauf als in den Himmel“ kann ja kein Mensch kommen. „*K i n d e r s i n d M a j e s t ä t e n*“, sagt Zinzendorf. Darum „laßt uns doch mit unsern Kindern ebenso behutsam umgehen wie mit dem *L i c h t e*“, mahnt der Kirchenvater *E r h s o f s o m u s*.

Über *K i n d e r e r z i e h u n g* hat der gottbegnadete Pädagoge und Altmeister des schwäbischen Pietismus, Joh. Albrecht *B e n g e l*, goldene Worte gesagt. Er schreibt: „Man meide alle Künstelei; denn Erziehung ist keine Kunst. Man überlasse die Kinder, solange ihre Aktivität (Tätigkeitstrieb) unschuldig ist, mehr ihrem eigenen als fremden Willen, z. B. im Springen und andern Handlungen, wozu eine jugendliche Munterkeit antreibt; da einige Aufseher oft alles für Leichtsinns schelten, soll man eben nicht gar so genau sein. Wenn man die Kinder allzu sorglich hütet, so pflegen sie hernach, wenn sie nur ein wenig Luft bekommen, desto mehr auszuschweifen. Man muß nur die Kinder nicht nach erwachsenen Personen beurteilen. Man verschaffe den Kindern eine reiche Gelegenheit zum Wort Gottes, ob etwas davon sich eindrücken möchte. Aber sie sind nicht mit vielen Erklärungen und andringenden Zumutungen zu überladen, sonst werden sie gegen alles verschlossen und widrig gesinnt. Man halte sie wenigstens morgens und abends zum Gebete an; übrigens bete man auch selbst fleißig für sie in der Stille. Der Gesichtspunkt muß einig und allein dieser sein, ihnen zurecht zu helfen.“ Nach diesen

gefunden Grundsätzen hat er auch seine 6 Kinder, 2 Söhne und 4 Töchter, erzogen und sie sind ihm alle wohl geraten. Einer seiner Hausgenossen erzählt von seiner Praxis: „Bengel macht es also mit seinen Kindern: er ist gut, tadelt nicht alles an ihnen, läßt ihnen gleichgültige Sachen passieren, bringt zur geschickten Zeit taugliche Berweggründe aus der hl. Schrift, schwächt ihnen keine solchen Dinge, auch nicht Lügen vor, wie man insgemein Kinder damit geschweigen will; schreckt sie manchmal mit Drohen, auch gelinden Schlägen, wo er Eigensinn siehet. Wo aber das Kind schon sich nicht mehr in der Gewalt hat, sondern sich mit Unlust versangen hat, daß es sich selbst nicht mehr helfen kann, da braucht er keine Schärfe, sondern sucht ihm mit Freundlichkeit oder Belehrungen beizukommen und ihm die Verdrießlichkeit und Störrigkeit zu benehmen. Alsdann, wenn das Kind wieder heiter worden, ist es erst imstande, eine liebe- reiche Erinnerung anzunehmen.“

Und nun neben dem großen Theologen, der als langjähriger Präzeptor in Denkendorf der württembergischen Landeskirche Hunderte von Pfarrern in musterhafter Weise erzogen und herangebildet hat, die Erziehungsart eines ganz schlichten Mannes aus dem Volke, die ganz verwandte Züge mit der Bengel'schen trägt. Von Karl Buch, Weingärtner in Beuren, berichtet seine jetzt noch lebende Tochter Wilhelmine: „Der Vater versagte uns nie im äußeren die notwendigen Bedürfnisse. Trotz seiner fast sprichwörtlichen Bescheidenheit und Sparsamkeit gab er uns immer die Kleider, die wir brauchten, schloß auch nicht das Brot vor uns ein, obwohl es manchmal sehr knapp im Hause war. Wenn es Obst gab, durften wir essen, soviel wir wollten; kein Kirschbaum war zu hoch — der Vater stieg noch in seinem Alter hinauf und holte uns die Erfrülinge herab. Niemals kam er vom Markte oder von der Stadt zurück, ohne uns eine kleine Gabe, und wäre es nur ein Milchbrot, mitzubringen. Er war sich selber sehr hart und hielt auch uns frühzeitig zur Arbeit an, doch nie so, daß es über unsere Kräfte ging. Zum Spielen mit uns hatte

er freilich weder Zeit noch Lust; doch durften wir, als wir klein waren, ungestört im Garten herumspringen, uns allerlei Schaukeln, Bretterhäuschen, Wägelein u. dergl. machen, oder ‚bästelte‘ er selber ein Spielzeug für uns. Von dem unartigen Gassentreiben hielt er uns dagegen ab, auch zu weltlichen Vergnügungen, wie Karussell, Tanz, durften wir nicht, und so lernten wir die Welt gar nicht recht kennen. Wir sahen aber an unserem Vater, daß das wahre Glück nicht im äußeren, sondern im inneren zu finden sei. Es kam fast nie vor, daß er eins von uns strafte. Nur wenn eins, etwa beim Essen, sehr streitig war, griff er zu seiner Samtkappe, und gab ihm einen Schlag damit. Weh tat das nicht, aber es wirkte mehr als die Rute, welche manchmal die Mutter über uns schwang. Und wenn sie uns bei einer Unart drohte: ‚Wart, ich sag’s dem Vater!‘ das war uns ärger als Schläge von ihrer Hand. Waren wir zuweilen recht mutwillig und ausgelassen, so sagte der Vater oft bloß: ‚So, so hab’ ich Kinder!‘ Und dann wurde es ganz mäuschenstill. Sonntags, wenn er die Predigt gelesen hatte, saß er meist ganz still in seinem Lehnstuhl. Wir machten da manchmal lauten Lärm um ihn her. Solange er dabei die Augen geschlossen hatte, ging’s noch an; wurde es aber zu arg, so öffnete er sie ein wenig. Wenn dies dann eins von uns bemerkte und sagte: ‚Der Vater hat geguckt!‘ so nahmen wir uns schnell zusammen. O, der Vater war so gut, ja oft nur zu gut gegen uns! Wir wußten auch, daß er uns alle auf betendem Herzen trug und keines aus den Augen verlor, auch wenn es in weiter Ferne war. — Als unser ältester Bruder *Karl*, der in seiner Jugend die Welt liebgewonnen hatte, in Leipzig im Bahrischen in einer Stelle war, wurde der Vater eines Nachts durch den Ruf: ‚Karl, Karl!‘ aus dem Schlafe aufgeschreckt. Sofort hatte er die Überzeugung, dem Sohne drohe ein Unglück, und gleich mit dem ersten Zug fuhr er zu ihm nach L. Richtig stand der Sohn im Begriff, mit einer Wirtstochter eine leichtsinnige Verlobung einzugehen, von der ihn der Vater gerade noch zurückhalten konnte. Bald darauf bekehrte sich dieser Sohn, wurde

zur großen Freude der Eltern Missionar, wirkte in reichem Segen auf der Goldküste, starb aber dort schon mit 32 Jahren am Schwarzwasserfieber im Jahre 1883“.

Im allgemeinen ist die Kinderzucht in pietistischen Familien mehr milde als streng, enge und strenge dagegen der Welt gegenüber. Man sucht die Kinder von der Berührung mit der Welt möglichst fern zu halten, auch das Lesen von rein weltlichen Büchern, z. B. den Klassikern, sieht man nicht gern. (Es hängt das eben auch mit der Enge des geistigen Horizonts zusammen und darf uns darum nicht wundernehmen.) Ebenso werden in manchen Familien die Kinder zum Besuche der Stunde genötigt oder doch überredet. Besser wäre es, aus dem „Muß“ würde ein „Darf“ gemacht. Doch ist es schwer, in dieser Beziehung allgemeines zu sagen. Die einzelnen Familien halten es da auch wieder ganz verschieden; die meisten stellen doch wohl den Stundenbesuch frei. Jedenfalls aber ist der s i t t l i c h e E r n s t der Kindererziehung bei Stundenleuten durchaus größer als beim gewöhnlichen Volk, wo landauf landab von Pfarrern und Lehrern über zu große Laxheit und Nachsicht der Eltern geklagt wird. Wirtshausgehen, Tanzen, Kartenspielen, nächtliches Umherschwärmen u. dergl. Dinge werden rechte Stundenleute ihren heranwachsenden Söhnen und Töchtern nicht gestatten.

Schultheiß Klaß von Neckartenzlingen hatte einen Sohn, namens J a k o b, der in seiner Jugend auf böse Wege geriet und das Wirtshauslaufen anfang. Des öftern wurde er ermahnt und gewarnt, aber es half nichts. Da, wie er eines Tags wieder hinter seinem Schoppen sitzt, geht die Türe der Wirtsstube auf und der Vater tritt herein. „Sofort gehst du mit mir nach Hause!“ sagt er in gebieterischem Tone zu ihm. Der Sohn bittet, er möchte ihn noch zuvor sein Glas austrinken lassen. Doch der Vater würde es ihm vom Munde weggeschlagen haben, wenn er es versucht hätte. Zu Hause nimmt er den Sohn ins Kämmerlein und betet in ergreifender

Weise mit ihm. Alle im Hause weinen, am meisten der Vater, der sonst gar nicht rührsam ist. Jetzt ist aber auch das Eis beim Sohn gebrochen. Von da an war er ein gehorsamer, lieber Sohn, der bald darauf auch in den Dienst der Basler Mission trat, freilich schon in seinem 26. Lebensjahr vom mörderischen Klima der Goldküste weggerafft wurde.

Von größtem, wenn auch zumeist stillem und verborgenem Einfluß ist das Vorbild der Mutter auf die Kinder. Ist der Vater das Haupt der Familie, so die Mutter das Herz. „Die Mutter ist die Hauptmacht der Erziehung und ihr Wirken schlecht-hin durch nichts zu ersetzen“, sagt ein berühmter Pädagoge. Das hat sogar der sonst so herzlose Napoleon I. zugestanden. Eines Tages sagte er zu der geistreichen Frau von Campan: „Die alten Erziehungssysteme scheinen nichts zu taugen. Was aber fehlt uns, um den Menschen die rechte Erziehung zu geben?“ Darauf lautete die kurze und schlagende Antwort jener Frau: „Sire, Mütter“. Der Kaiser war damit ganz einverstanden und bemerkte dazu: „Ja, in diesem einzigen Wort liegt ein Erziehungssystem. Lassen Sie es also Ihre Sorge sein, Mütter zu schaffen, die ihre Kinder zu erziehen wissen“. Schon von den ersten Christen hat der römische Redner Libanius, sonst einer ihrer erbittertsten Feinde, bewundernd ausgerufen: „Welch herrliche Frauen haben doch die Christen!“ Dies Wort läßt sich auch auf viele pietistische Familien anwenden.

Wir greifen nur ein Beispiel heraus, das Ameile, die Frau des Schmieds in H. Mit 10 Kindern war die Familie gesegnet und die Frage: „Wo kaufen wir Brot, daß diese alle essen?“ machte den Eltern oft schwere Sorgen. Nun, der Vater war fleißig bei der Arbeit und die Mutter verstand und übte vor allem „des Christen bestes Handwerk“ — das Beten. Dabei hatte sie ein scharfes Auge auf alle Unarten und Schwachheiten der Kinder. Als der David, ihr ältester Sohn, das Felleisen schnallte, um in die Fremde zu

ziehen, so sagte die Mutter zu ihm: „Komm noch einmal her, lieber Sohn, ich küsse dich zum letztenmal; vielleicht sehen wir uns nicht wieder. Ich lege dir dreierlei ans Herz: für's erste hüte dich vor dem Wirtshaus, für's zweite vorm Spiel und für's dritte vorm Tanz. Von Gott aber erbitte ich, daß er dich, lieber David, gleich beim ersten Tanz, zu welchem du dich etwa verleiten lässest — einen Fuß brechen lasse“. Mit den besten Versprechungen zog der Sohn in die Welt hinaus und arbeitete volle 7 Jahre in Frankreich auf seinem Schmiedehandwerk. Seine Berichte lauteten immer gut; eines Tages aber lief ein Brief ein, der begann: „Ohn, den . . . Liebe Eltern! Da mein Fuß, den mir ein Pferd beim Beschlagen abgeschlagen hat und welcher zweimal wegen schlechter Einrichtung wieder gebrochen werden mußte, soweit hergestellt ist, daß ich nun an der Krücke im Spital herumlaufen kann, so theile ich Euch solches mit usw.“ Das war natürlich für die Eltern ein großer Schrecken; die Mutter aber hatte im geheimen so allerlei Gedanken dabei. Noch einige Jahre stand es an, da erscheint eines Tags vor der Schmiede ein schwarzes, bärtiges Männchen, den Hut in Wachtuch gehüllt, ein Staubhemd über die Kleider geworfen, ein stattliches Felleisen auf dem Rücken und einen derben Knotenstoß in der Hand, der bei dem hinkenden Gang des Burschen recht nötig erschien — es war David. Vieles weiß er zu erzählen von fremden Ländern und Städten; sein wichtigstes und zugleich schmerzlichstes Erlebnis berichtet er aber nur der ältesten Schwester, einer edlen, verschwiegenen Seele. Einmal, an einem Feierabend, hätten ihn seine Mitgesellen zu einem Glas Bier in eine benachbarte Wirtschaft mitgenommen. Im obern Stock fand eine Tanzunterhaltung statt, und David wollte sie wenigstens sich doch auch ansehen. Kaum aber hatte er auf dem lustigen Tummelplatz einige Schritte gemacht, so wurde er von einem ausgelassenen Paar umgerannt, fiel zu Boden und brach das Bein! So war also das Gebet der Mutter erhört worden. Den David aber sah man sein Lebetage auf keinem Tanzboden mehr.

8. Familienleben.

Auch dem jüngsten Sohne G o t t l o b, im Hause nur „Lob“ genannt, wußte die Mutter zur rechten Zeit die eindrücklichsten Ermahnungen zu geben, noch besser als Pfarrer und Lehrer in der Schule. Eines Tages spielte der kleine Lob mit seinen Kameraden auf der Gasse. Dabei verlor einer derselben einen K r e u z e r. Schnell hob er ihn auf und trug ihn unbemerkt heim. „Mutter, ich hab’ einen Kreuzer gefunden!“ rief er triumphierend aus. „Ge-
funden?“ fragte die Mutter, und schaute ihn mit durchdringendem Blicke an. Da schlug er beschämt die Augen nieder und fing an zu weinen. Jetzt war der Dieb entdeckt. „Was soll ich tun?“ fragte er endlich. „Den Kreuzer wieder in das Haus tragen, wohin er gehört“, befahl die Mutter, und spornstreichs, wie von der Polizei verfolgt, entledigte sich Lob dieses Auftrags. O, wie war es ihm nachher so leicht ums Herz, und wie glücklich war er, daß ihn die Mutter wieder freundlich anschaute! — Als er nach vollendeter Schulzeit in die Inzipienz oder Lehre kommen sollte, gab ihm der Vater als Not- und Ehrenpfennig einen Sechsbägnner (etwa 70 Pfg.) in die Hand, die Mutter aber sagte: „Der Vater hat dir das Reisegeld gegeben; ich will dir den R e i s e p a ß geben“. Damit drückte sie ihm einen Zettel in die Hand, auf dem folgender Vers geschrieben stand:

Ach leit und führe mich,
Solang ich leb’ auf Erden;
Denn ich kann ohne Dich
Ja nicht geführt werden.
Führ’ ich mich ohne Dich,
So bin ich bald verführt.
Wenn Du, o Herr, mich führst,
Du’ ich, was mir gebührt.

Nach dieser Regel ging auch unser Lob einher, und er ist damit bis an sein Lebensende gut gefahren. Nachdem er seine erste Anstellung als junger Lehrer erhalten hatte, schrieb ihm die Mutter:

„Herzlich geliebter Sohn! Ich wünsche Dir von Herzen Glück zu dem Ort, den Dir der liebe Gott angewiesen hat. Halte an im Anklopfen an der Himmelstür, und Du wirst nicht unerhört bleiben, sondern immer mehr im Glauben befestigt werden. Liebes Kind! Bleib vor Deinen Augen klein, So wird Gott Dir nahe sein. Und weil Du in Deinem Schreiben über Versuchungen geklagt hast, so habe ich auf der Stelle eine Bittschrift über die andere eingeschickt zu dem ‚Oberkonsistorialrat‘, nämlich zu dem Herrn aller Herren, und ihn gebeten, Er möchte Dir durchhelfen.

Es grüßt Dich herzlich und tausendmal

Deine Dich liebende Mutter.“

Fürwahr, wir glauben dem Sohn, der später ein hochgeschätzter Gemeinschaftsleiter geworden ist, wenn er in der Erinnerung an solche Jugenderfahrungen dankbar und freudig ausruft: „E s g e h t h a l t n i c h t s ü b e r e i n e r e c h t e M u t t e r!“ Man wird im Württemberger Land manche Leute finden, deren größter Ruhm und Stolz ist, daß sie in einem Stundenhaus hatten aufwachsen dürfen und die mit unbegrenzter Verehrung an ihren pietistischen Eltern hinausschauen. Liebe um Liebe wird da ausgeteilt, und Kindern und Kindeskindern ist es eine Ehrenpflicht, das erfahrene Gute mit Zinsen heimzubezahlen.

In einer Zeit schwerer Drangsal mußte der fromme Großvater, der ein eifriger Imker war, die Hand an seinen letzten B i e n e n - s t o c k legen, um ihn zu verkaufen. Der Enkelsohn C h r i s t e l erhielt den Auftrag, einen Käufer dafür zu suchen. Bald konnte er berichten, er habe einen Liebhaber gefunden, der sofort 8 Gulden dafür bezahle. Der Käufer aber war — e r s e l b e r. Als das der Großvater entdeckte, breitete er die Hände über dem Enkel aus und sagte: „Du sollst den Segen haben wie Jakob“. Dann segnete er auch den Bienenstock, und er war auch gesegnet. Der Bienenstock und der Christel, diese zwei haben über 40 Jahre gut miteinander

8. Familienleben.

gehaust, und zwar so, daß der Stod sich in ununterbrochener Reihe durch starke Schwärme fortpflanzte und nie „weisellos“ geworden ist. Ja, „des Vaters Segen baut den Kindern Häuser“. Sir. 3, 11.

In manchen christlichen Häusern findet man den Wandspruch:

Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Segen,
Wo Segen, da Gott,
Wo Gott, keine Not.

Und wenn das sich erfüllt, so fühlt sich jedermann wohl in einem solchen Haus, fremde Gäste nicht weniger als die nächsten Familienangehörigen. Führen wir zum Schluß dieses Abschnitts den Leser an der Hand eines sehr offenherzigen und ganz unverdächtigen Zeugen in ein solches Haus ein. Es ist das Schulhaus von Hülben, wo seit zwei Jahrhunderten die Familie Kullen ein Hort und Herd der Gemeinschaften auf der Alb ist. (Vgl. Dr Busch: Aus einem schwäbischen Dorfschulhause.) Als dort am 4. März 1905 der greise Joh. Kullen zur ewigen Ruhe eingegangen war, schrieb ein Freund des Sohnes Albrecht K., ein früherer Lehrer, an diesen: „Ich erinnere mich in diesen Tagen lebhaft an meinen ersten Besuch in Hülben in Deinem Hause. Es war Sonntag Mittag, als ich mit einigen andern vor H. ankam. Was nun tun? ‚Natürlich‘, hieß es, ‚müssen wir den Albrecht besuchen. Ja, aber, wenn nur sein Vater nicht wäre! Der soll ja ein großes Pietistenhaupt sein. Cavete consules!‘ Da wir zu keinem festen Entschluß kommen konnten, überließen wir dem Zufall das weitere. Wir wollten an Deinem Hause vorüberziehen; wurden wir bemerkt, nun so hieß des Schicksals Stimme: ‚Rehret ein in diesem Hause!‘ Wurden wir nicht bemerkt, so konnten wir mit leichtem Herzen weiterziehen. Im Grunde genommen, wünschten wir alle das letztere, indem uns vor dem ‚finstern, in die Hölle verdammenden Pietisten‘ heimlich graute.

Wir wurden bemerkt. Es war gerade Versammlung im Hause. Du sahest am Fenster und sahest uns, und bald saßen wir um Deinen Familientisch herum. Soweit war es ja gut. Wenn nur schon der gefürchtete Augenblick vorbei wäre, wo wir vor den stolz und kalt blickenden Augen in unseres Nichts durchbohrendes Gefühl versinken mußten. Die Thür ging auf, und herein kam — ja herein kam der sonnigste Sonnenstrahl, ein Abglanz der Güte und Heiligkeit unseres Gottes, dein Vater. Wir wurden aufgenommen, als ob wir Engel wären. Und dann — keine Predigt! Nein. „Wie, Kinder, habt ihr noch keinen Most geholt? Unsere Gäste sind durstig. Bringt doch auch Brot und Butter!“ Dann wollte er unsere weiteren Reisepläne wissen. Wir sagten ihm, daß wir bald weitergehen wollten. Aber das fand keine Gnade vor seinen Augen. Es wurde der Vorschlag gemacht, daß Du uns noch auf die Ruine des Neuffen führest und daß wir die Nacht in Hülben blieben. Und so geschah es. Wir hatten immer noch ein wenig Angst. Wir wußten, daß abends Familienandacht gehalten werde. „Da muß er uns doch den Leviten verlesen“, dachten wir. „Was wäre denn sonst eine Andacht?“ Auch das geschah nicht. Wir saßen nach unserem Ausflug noch einige Stündchen beisammen. Ich erinnere mich nicht mehr, was im einzelnen gesprochen wurde; es waren allerlei lehrreiche Geschichten. Aber als wir am andern Morgen weiterzogen, war unser aller Eindruck: „Das ist ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein.“

Ut rex sic grex, sagt der Lateiner — „wie der Hirt so die Herde“. Das gilt nicht bloß von dem hier gezeichneten Rullen'schen Haus und seiner weitverzweigten Familie, sondern mancher andere Hausvater von demselben Sinn und Geist wird einmal am großen Tag der Offenbarung unseres Gottes mit Freuden sprechen können: „Siehe da, ich und die Kinder, die mir der Herr gegeben hat — ich habe deren keines verloren, die du mir gegeben hast.“ Hebr. 2, 13. Joh. 17, 12.

Brüderlichkeit.

Bleibet fest in der brüderlichen
Liebe. Hebr. 13, 1.

„Ohne Gemeinschaft statuiere ich kein Christentum“, sagt Zinzendorf, der größte und erfolgreichste Gemeinschaftsmann in der ganzen pietistischen Bewegung. Der Pietismus hat von Anfang an die Gemeinschaftspflege aufs eifrigste gepflegt, ja zu seinem eigentlichen Schibboleth und Wahrzeichen gemacht. Darin liegt vor allem seine Anziehungskraft und sein Segen für seine Mitglieder.

Auch in den schwäbischen Kreisen gilt:

Wir als die von einem Stamme
Stehen auch für einen Mann.

Wie überall, sind es auch hier einzelne hervorragende Männer, die den Kristallisationspunkt und festen Halt der einzelnen Gemeinschaft bilden. Wo es dagegen an anregenden Sprechern und tatkräftigen Leitern fehlt, da erlahmt auch die Gemeinschaft und „zerfällt wie ein Kleienlaiblein“; wo aber auch nur eine eifrige, in der Liebe zum Herrn glühende Seele ist, da entzündet sie auch andere zu einem inneren Leben und fesselt sie an sich.

Zu Mich. Hahn's Stunden in Altdorf kam öfters auch eine fromme, äußerlich in den dürftigsten Umständen lebende Nähterin vom benachbarten Weil im Schönbuch. Zu dieser sagte eines Tags Hahn: „Ameile, solange du so allein kommst, hat dein Christentum noch nicht die rechte Art“. Daraufhin fing sie an, der Häuserreihe nach für jede Familie im Ort besonders zu beten, und bald kam es zu einer Erweckung, infolge deren sich eine zahlreiche Gemeinschaft in ihrem Heimatort bildete.

Hahn selber übte überall, wohin er kam, eine ungemein große Anziehungskraft auf alle wahrheitsuchenden Seelen aus. Es

war ihm das oft persönlich recht unangenehm und lästig, und einmal entzog er sich geflissentlich durch größere Reisen in die Schweiz und ins Baiische dem bedrückenden und Aufsehen erregenden Zulauf der Leute. Aber ein Traum, in dem ihm bei einem Hausbau ein kostbares, wie Gold glänzendes *Kleinod* anvertraut wurde, gab ihm die Überzeugung, er dürfe sein Pfund nicht im Schweifstuch vergraben, sondern solle damit wuchern und es auch für andere nutzbar machen. So unterzog er sich wieder mit aller Treue und Selbstverleugnung der ihm von Gott gewiesenen Lebensaufgabe, und die reiche Frucht, die er schaffen durfte, bewies, daß er den rechten Weg gegangen war. So ermahnte er einmal einen jüngeren, etwas schüchternen, aber tiefgründigen Bruder: „Du mußt sein wie ein *Jude*, der stets auf Gewinn ausgeht und seine Ware jedermann anpreist“. — Ein armer *Knecht* in Böblingen, der durch *Hahn* erweckt worden war und regelmäßig dessen Stunden in Sindlingen besuchte, bekannte nachher davon: „Mir war jedesmal in Sindlingen so wohl, daß ich, wenn jemand zu mir gesagt hätte, man brauche in Sindlingen einen Gänsehirtten oder Schweinehirtten, ich mich gleich dazu hergegeben hätte, um nur immer in Sindlingen sein zu können“.

Ein ähnlicher Anziehungspunkt für viele war jahrzehntelang das Schulhaus in *Hülben* bei Urach. So pilgerte z. B. jede Woche einmal ein Bruder von *Glems* zu dem einige Stunden entfernten Alldorfe hinauf, um dort die Stunde des alten Kullen zu besuchen. Das war oftmals bei schlechter Witterung oder nach einem arbeitsreichen Werktag keine Kleinigkeit, und manche wohlmeinende Leute hielten das für unnötige Mühe, da man ja auch zu Hause jederzeit das Wort Gottes haben könne. Einem solchen „barmherzigen Samariter“ aber gab unser wackerer Bruder eines Tags den Bescheid: „Nicht wahr, wenn du droben auf der Alb einen guten ‚Schick‘ machen könntest, so würde dich auch ein nächstlicher Weg nicht zurückhalten?“ „Gewiß nicht“, erwiderte ihm dieser. „Einen Profit muß man nehmen, wo man ihn haben kann, sei’s bei

Tag oder bei Nacht". „Nun, so geht's mir auch", versetzte lachend der andere. „Ich habe von meinen Gängen allerdings nicht jedesmal den gleichen Gewinn. Wenn ich nun aber auch zehnmal unisonst laufe, bekomme aber das elftemal einen Segen, so bringt dieser eine Gang mir reichen Ersatz auch für die zehn andern. Dein Gewinn wäre ein vergänglicher, der meinige ist ein bleibender."

Vor allem werden auch die Monatsstunden, in denen die Gemeinschaftsleute einer ganzen Gegend zusammenkommen, fleißig besucht. Mancher arbeitet da in fünf Tagen der Woche soviel wie sonst in sechs, um diese Gelegenheit zu brüderlicher Erbauung nicht zu versäumen. „Die alten Brüder", sagt einmal einer, „sind wie die Lagerbücher, aus denen man die Grenzsteine der Felder am besten finden kann".

Besonders wurde das im Jahr 1819 gegründete und von ausschließlich pietistisch gerichteten Familien besiedelte Korntal bei Stuttgart ein Mittelpunkt und Sammelpunkt der „Stillen im Lande". Die Jahresfeiern der dortigen Anstalten wurden wahre Wallfahrtsfeste der Stundenleute weit und breit. „Wir kommen nach Korntal", sagte einst ein Besucher, „wie die Kaufleute auf die Frankfurter Messe. Da kauft man große Ballen Tuch ein, die man nachher wieder ellenweise verkauft". Um die dreißiger Jahre, dem Höhepunkt der Gemeinde, finden wir hier eine Reihe ganz hervorragender Männer, so vor allem den originellen und urschwäbischen Vorsteher Gottlieb Wilhelm Hoffmann, Pfarrer Rapp, den späteren Prälaten und Stuttgarter Stiftsprediger, Schulmeister Maier u. m. a. Ein angesehener Bruder von der Alb, der bei einer überfüllten Stunde im Pfarrhaus zu Korntal nur noch einen Platz auf der Treppe erhalten hatte, war zuerst ziemlich ungehalten darüber. Aber als er die Worte hörte, die da gesprochen wurden, so sagte er zu sich: „Die Stiege ist noch viel zu gut für dich. Danke Gott, daß er dich überhaupt da zugelassen hat".

Ein armer Dienstknecht vom Fränkischen, Heinrich Bräunlein, schildert uns seinen ersten Besuch in Korntal also: „Als ich einst meinen Bruder in Stuttgart besuchte, erfuhr ich dort von einem Mann, daß zwei Stunden davon vor einigen Jahren eine neue Gemeinde ‚Korntal‘ gegründet worden sei, wo lauter Pietisten und sehr fromme Leute seien. Wer war begieriger als ich, diesen Ort und diese Leute zu sehen! Stracks richtete ich mein Angesicht nach diesem Ort. In Korntal angekommen, ging ich zuerst ins Gemeindegasthaus und fand dort den alten Hoffmann. Und was hörte ich da bei den vielen Brüdern! Lauter Worte des Lebens für meinen hungernden, neu erwachten inneren Menschen. Sie erzählten allerlei Glaubensproben von den Vätern und Brüdern. Da dachte ich: ‚Ihr seid meine lieben Brüder und habt den rechten Glauben, auf den man sich gründen kann. Aber wer bin ich? Ein Mensch voller Sünden, der nicht wert ist, mit euch zu reden.‘ Ich blieb noch länger, da zwei Feiertage kamen. Man ging vor der Kirche in die Andachtsstunde, dann in die Predigt. Da hörte ich Pfarrer Friedrich, den majestätischen Mann. (Friedrich war der erste Pfarrer von Korntal, 1819—1827.) Ich kann ihn heute, nach 45 Jahren, noch vor mir sehen. Dann ging’s in die Privatversammlung und wieder in die Kirche, dann wieder in die Versammlung und so diese zwei Tage fort, und jedesmal hatte ich einen unbeschreiblichen Eindruck erhalten. Die Tränen rollten mir oft über die Wangen herunter. Ich war wie schon halb im Himmel bei den seligen Geistern, war so mürbe und zusammengeschmolzen wie Wachs, recht arm und niedergeschlagen in mir selber, und doch recht hoffnungsvoll aufs weitere. Das waren mir unvergeßliche Tage in dieser Himmelsluft“.

Oftmals sieht man in den Brüderversammlungen neben dem schlichten Mann aus dem Volk auch Leute hoher und höchster Stellung sitzen. So fuhr zuweilen der fromme und demütige Minister von Seidenborn (ca. 1810) in seinem vierspännigen Staats-

wagen von Stuttgart nach Fellbach hinauf und besuchte die dortige große und blühende Gemeinschaft. (Dieselbe zählt heute noch etwa 500 Mitglieder.) Einmal brachte er die Brüder in nicht geringe Verlegenheit. Sie waren gerade an dem Text Jak. 2, 2 ff.: „So in eure Versammlung käme ein Mann mit einem güldnen Ringe und mit einem herrlichen Kleide“ usw. Sedendorf aber half ihnen schnell über ihre Verlegenheit weg, indem er in brüderlich-herzlicher Weise bemerkte, es sei ganz recht, daß gerade dieser Text zur Betrachtung vorliege, und weil sie ihn, soviel er merke, als einen dieser Reichen ansehen, so wolle er sich gern, wie der Apostel ermahne, seiner Niedrigkeit rühmen. Wenn einer der Brüder ihn als „Erzellenz“ anreden zu müssen glaubte, anstatt einfach als „Herr Minister“, so konnte er lächelnd auf seinen abgelegten Mantel zeigen und sagen: „Die Erzellenz hängt dort an der Wand“. Einmal besuchten ihn einige Brüder in Stuttgart, die er zu sich eingeladen hatte. Der Kammerdiener aber wollte die Bauersleute in ihren Lederhosen und Schnallenschuhen nicht vorlassen. Sobald aber der Minister hörte, es seien Fellbacher da, so öffnete er ihnen selber die Türe und rief bei ihrem Anblick dem Diener zu: „Das sind ja meine B r ü d e r; die muß man einlassen!“

Ein anderer hoher S t a a t s b e a m t e r von Stuttgart sagte eines Tags zu einem Bekannten: „Heute Nachmittag gehe ich nach Obereßlingen, um dort einen Freund zu besuchen“. „Dann gehe ich mit Ihnen“, erwiderte dieser darauf. So wanderten denn die beiden den etwa zweieinhalbstündigen Weg nach Obereßlingen hinauf. Vor dem Dorf angekommen, sagte der Beamte zu seinem Begleiter: „Mein Freund wohnt aber im A r m e n h a u s“. Jetzt wurde der andere doch etwas stutzig und trennte sich mit Kopfschütteln von seinem Genossen. Der Mann aber, den dieser besuchte, war der Weberjakoble, eine Leuchte und Säule der Obereßlinger Gemeinschaft, der durch die reichgesegnete Wirksamkeit B r a s t b e r g e r s (Pfarrer in Obereßlingen 1745—1756) zu einem neuen Leben erweckt worden war.

Zur Gemeinschaft sich halten und in die Stunde gehen, bringt auch heute noch vor der Welt manche Schmach mit sich. Manches muß auf der Gasse, etwa von nächtlicherweile herumstehenden Burschen, allerlei Spottreden über „Frömmerei, Muckertum, Bessersein-wollen als andere“ u. dergl. über sich ergehen lassen, und viele, besonders Anfänger im Glauben, meiden deswegen gern die freie Dorfstraße und schleichen sich lieber auf Gäßlein und durch verstopfene Hinterpförtlein in die Versammlung. In M. pflegten eine Zeitlang die Stundenweiber ihre Wasserfübel mitzunehmen, um den Schein zu erwecken, als gingen sie bloß an den Brunnen. Da sagte eines Tags Br. Matthäus Hipp in der Stunde: „Solange unsere Weiber noch die Wasserfübel mitbringen, ist ihre Sache noch nicht recht“. Jetzt schämten sich diese ihrer Feigheit, und von da an blieben die Wassereimer zu Hause. Wie oftmals kommt es vor, daß einem Stundenbesucher, wenn er des Nachts heimkehrt, von den andersgesinnten Hausgenossen die Türe verschlossen ist. So mußte z. B. Joh. Kullen, als er Probiror in Lauffen war (1805—1809), nach dem Besuch des Bettstündleins der alten Brüder längere Zeit wie ein Dieb durchs Fenster ins Haus steigen, da ihm die Magd im Einverständnis mit der Herrschaft den Hausschlüssel versteckt hatte.

Einem Meßinger Fuhrmann, der von dem Revolutionsgeist des Jahres 1848 angesteckt war, bereitete es einst eine böshafte Freude, den Wagen umzuwerfen, der mit Missionsgästen angefüllt war. Er hielt es nämlich für eine Schmach, Pietisten führen zu müssen. Die Insassen wurden fast alle mehr oder weniger verletzt, am meisten der wadere, einflußreiche Br. Christian Richerer, der dabei den Arm gebrochen hatte. Mancher junge Bruder ist auch schon von dem weltlich gesinnten Vater für sein Stundenlaufen mit Schlägen traktiert worden, so des öfteren z. B. Michael Hahn, der es endlich zu Hause gar nicht mehr aushalten konnte und deswegen nach auswärts sich verzog.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts, unter der gewalttätigen Regierung König Friedrichs I., hatten die Gemeinschaftsleute auch von seiten der weltlichen Obrigkeit mancherlei Pladereien und Bedrückungen zu erfahren. Hr. Adam Straub von Zell bei Kirchheim wurde einst wegen Stundenhaltens 48 Stunden lang auf der Wachtstube des Oberamts in Untersuchungshaft gehalten und nachher noch zu zwei Tagen Arrest verurteilt. Bei seiner Entlassung sagte übrigens der Oberamtmann zu ihm: „Mein lieber Straub, Er ist mit Unrecht gekreuzigt worden. Ich sehe wohl, Er ist kein Separatist, sondern bloß ein Pietist, nur einer von den echten“. Verschiedene Jahre lang wurde er noch unter Polizeiaufsicht gestellt und einem Landjäger der Auftrag erteilt, regelmäßig ihn zu visitieren, ob er keine auswärtigen Besucher annehme. Das war ihm äußerlich sehr unangenehm, innerlich aber hatte er, wie er selber gesteht, oft die seligsten Stunden dabei.

Um dieselbe Zeit, da Straub durch diesen Hecchel gezogen wurde, erging einmal in Eningen bei Reutlingen über eine ganze Schar von Gemeinschaftsleuten eine schwere Leidenstaufe. Der junge Johannes Kullen, der feurige Organisator der Gemeinschaften auf der Alb, begab sich mit dem ihm eng verbundenen Glemser-Marte nach E. und hielt dort eine Versammlung ab, die sehr stark besucht war. Der dortige Amtmann, ein geschworener Feind der Pietisten, freute sich nun eine Gelegenheit an sie zu finden und sie wegen „staatsgefährlicher Zusammenrottung“ zu bestrafen. Kaum hatte die Versammlung begonnen, so traten einige Gemeinderäte mit Polizisten und Landjägern zur Türe herein und riefen: „So, jetzt haben wir sie!“ Der größte Teil der Versammelten stob auseinander, wie das Hühnervolk, wenn der Habicht drein stößt. Der Rest aber blieb im Bewußtsein eines guten Gewissens ruhig sitzen und ließ sich mit den Führern, Kullen und Marte, ins Amtshaus transportieren. Nach kurzem Verhör und scharfen Drohungen wurden sie nach Geschlechtern getrennt und die Männer in einem

besonderen Gelaß, die Weiber einen Stock höher eingesperrt. Hier hatten sie die Nacht zuzubringen. Der Raum war so eng, daß sie kaum stehen, geschweige denn sitzen konnten. Die Luft war bald zum Ersticken dick und dumpf und unter den Weibern befanden sich stillende Mütter. Dennoch, so schwer die Nacht war, so selig waren die Gefangenen. Unter Gebet und gegenseitiger Stärkung durchs Wort Gottes erwarteten sie den Anbruch des Tages; auch durch angestimmte Loblieder, die ein Häuflein vom andern hörte, belebten sie einander den Mut. Am andern Morgen wurden sie ohne weiteres Verhör entlassen. Kullen und Marte als die Gefährlichsten wurden einem Landjäger übergeben, damit er sie über die Grenze schaffe. Der Abschied der Geschwister war so herzlich und warm, daß das Händeschütteln vor dem Amtshaus gar kein Ende nehmen wollte. Der Amtmann riß im Zorn darüber das Fenster auf und rief seinen Leuten zu: „Schlagt ihnen die Hände ab!“ Das geschah nun freilich nicht; vielmehr zogen alle fröhlich ihrer Heimat zu, ja der Landjäger erhielt draußen vor dem Dorfe einen Sechsbägnner (nicht ganz eine Mark) mit der Versicherung, sie werden von selbst die Ortsgrenze verlassen. Keins der Bestraften erhob auch eine Klage wider den gewalttätigen Amtmann, obwohl dies dem Oberamtmann von Reutlingen ganz erwünscht gewesen wäre. Dieser geriet nämlich sehr in Zorn, als er von dem so harten und ungerechten Vorgehen des ihm unterstellten Beamten hörte und hätte es ihm gern gehörig ins Wachs gedrückt. Die Brüder aber gedachten an das Wort ihres Herrn und Heilandes: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen. . . seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnet werden“. Matth. 5, 11. 12. Das war ihnen Trost und Bergehung genug.

Wie oftmals wurde Michael S a h n vor das weltliche oder geistliche Amt zitiert, verhört und vermahnt, ohne daß jemals ein eigentliches Vergehen ihm nachgewiesen werden konnte. Es hat ihn das zuweilen ganz schwermütig gemacht. Als er einmal wieder

wegen eines mächtigen Andrangs der Leute zu einer Versammlung, die er in Deckenpfronn gehalten hatte, vor den Oberamtmann in Calw geführt wurde, fragte ihn dieser, was er denn eigentlich gesagt habe, daß es einen solchen Volksauflauf gegeben habe. Darauf entgegnete Hahn: „Gar nichts weiteres, als daß ich das Gleichnis vom verborgenen Schatz im Acker nach Matth. 13 ausgelegt habe“. „Das ist allerdings nichts Besonderes“, erwiderte ihm der Oberamtmann. „Ja“, sagte nun Hahn, „es ist nichts Besonderes. Wenn ich mich aber frei aussprechen darf, so will ich sagen, woher der starke Zulauf kommt — die Herren sind selber schuld daran. Nachdem ich gestern nach Deckenpfronn gekommen bin, hat man mich hieher transportiert. Wo nun dieses bekannt wird, hält man mich für einen apostolischen Märtyrer, und dann will mich alles sehen und bewundern. Würde man mich in der Stille meinen Weg gehen lassen, so wäre der Zusammenlauf nicht halb so groß“. Das leuchtete auch dem Herrn Oberamtmann ein, und er entließ ihn mit aller Freundlichkeit. Heutzutage, in der Zeit der Vereins- und Versammlungsfreiheit, kommen gottlob solche Dinge nicht mehr vor. Aber auch der obrigkeitliche Druck hat seinerzeit, wie wir gesehen haben, die Stundenleute nur noch enger verbunden, das Feuer äußerer Anfechtung hat sie nur noch mehr zusammengeschweißt. Je feindseliger die Welt sich stellte, um so mehr suchte man sich durch gegenseitige Liebe zu stärken und zu erquicken. Diese Liebe zeigt sich schon in äußeren Dingen.

Das schwäbische Volk ist im allgemeinen durch seine Gastfreundschaft bekannt, besonders aber ist diese in Gemeinschaftsreisen zu Hause. Ein Stundenmann wird auf seinen Brüderreisen nicht leicht in einem Wirtshaus einkehren; er hat es aber auch nicht nötig. Überall, wo Glaubensverwandte sind, findet er offene Thür und Herberge, und zwar hält man es da nach der Regel des alten Pfarrers Flattich: „Seid gastfrei“, soll eine Hausfrau außen auf die Rüchentür schreiben, „ohne Murren“ dagegen innen. Eine

solche Gastfreundschaft mit fröhlichem Gesicht und willigem Herzen ist nicht schwer bei echten und gerechten Brüdern; aber wie Vorfesher *H o f f m a n n* von Rorntal über Hebr. 13,12 einmal sagte: „Wir dürfen bei unsern Besuchern nicht auf lauter *E n g e l* rechnen; es kommen zuweilen auch *S c h l i n g e l*.“ So war es schon in den ersten Christengemeinden, wo nicht selten auch unlautere Elemente sich in die Häuser eindrängten und das Brot zu unrecht mitaßen. Echte Glieder der Gemeinschaft erkennt man daran, daß sie immer recht b e s c h e i d e n auftreten und die leibliche Speise mit geistlicher Handreichung vergelten. Darum pflegte auch Bruder *S c h ö n b e i n* zu sagen: „Ich will lieber sechs Brüder nach der Liebe traktieren, als einen einzigen nach der Herrenlage.“ Und ein anderer, der viel auf Brüderreisen war und auch zu Hause mit seinem nicht stets gelinden Weibe oft überlaufen wurde, gibt die Regel: „Stille lieber deinen Hunger und Durst zuvor in einem Gasthaus, als daß du so ausgehungert in die Brüderherberge gehst. Vermeide es, spät dort einzutreffen. Die Weiber werden ungeduldig, wenn sie deinetwegen besonders kochen und so spät noch Betten richten müssen. Bleibe nie länger, als ein Fisch außer dem Wasser sich gut erhält.“

Unerwartete Besuche sind besonders für den Landmann, bei dem die Feldarbeit oft so sehr drängt, keine kleine *G e d u l d s - ü b u n g*. Da war einmal ein schöner Sommermorgen angebrochen und ein bejahrter, aber noch ganz rüstiger Bruder hatte eben die Haue zur Hand genommen, um die Kartoffeln zu felgen, die es sehr nötig hatten. Aber da tritt ein auswärtiger *F r e u n d* bei ihm ein, der etwas Dringendes mit ihm besprechen will. Es wird 10 Uhr, bis er sich wieder entfernt. Nun, der Tag ist immer noch lang. Doch schon kommt ein zweiter Gast, eine *S c h w e s t e r*, die über den Mittag bleibt und erst gegen 3 Uhr sich verzieht. Jetzt aber heißt es sich sputen, daß auf den Abend noch etwas geschafft wird. Aber, o Schreck! Da kommt eine *a n d e r e* Schwester mit ihrem Körblein aufs Haus zu, und die will auch mit Geduld angehört werden.

Gelassen stellt unser Bruder seine Haue wieder in die Ecke und opfert den Rest des Tages dem dritten Besuch. Die Kartoffeln bleiben so für diesen Tag ungeselgt. Beim Fortgehen des Abends fragt die Besucherin, ob sie nicht lästig gefallen sei? „Das geht dich nichts an“, sagte der Bruder, „wenn du nur nichts davon gemerkt hast“. Und das war nicht der Fall gewesen.

Manchmal schon haben Weltleute über solches „Geläuf der Frommen“ den Kopf geschüttelt und den dadurch heimgesuchten Häusern den wirtschaftlichen Ruin prophezeit. Man hat aber noch nie etwas davon gehört, daß wegen zu weitgehender Gastfreundschaft einem Bruder vergantet worden wäre. Vielsach kommen die Besucher auch nicht mit leeren Händen, sondern bringen allerlei Gaben: Eier und Butter, Kaffee und Zucker, Früchte des Feldes u. a. in ihren Taschen und Körblein mit. Manchem Gastgeber wird das nur zu viel, und Joh. Kullen von Körtal rief einmal unmutig aus: „Die Zuckerhüte treiben uns noch zum Hause hinaus!“ Und doch war er als Hausvater einer großen Erziehungsanstalt, deren Zöglinge zum großen Teil keine vollen Preise bezahlten, nicht selten in schweren Geldverlegenheiten. In solchen Fällen pflegte er dann durch ein frisches Lied seinen Glauben wieder zu stärken. Die Hausgenossen sagten dann wohl unter einander: „Man hört Herrn Kullen durchs Haus singen; vermutlich wird er wieder kein Geld haben“. Aber es bewahrheitete sich an ihm das Wort: „Der Menschen Verlegenheiten sind Gottes Gelegenheiten“. Wenn die Not am größten, war auch die Hilfe am nächsten. Immer wieder fanden sich Brüder und gute Freunde, die zur rechten Zeit ihm hilfsreich zur Seite standen. Und so konnte er von sich sagen und rühmen: „Ich habe es sehr gut: ich habe ein großes Haus und brauche schon zum Frühstück für mehr als einen Gulden Milch, weiß aber gar nicht, wo die Kühe alle stehen, die sie mir liefern. Ich brauche täglich viele Laibe Brot, und doch reicht das Korn, das mir selber wächst, auf nur ungefähr 8 Tage. Wo mögen nur die Äcker sein, wo all unser

vieles Getreide steht? Doch wenn der Heiland zu mir sagte, wie dort zu dem reichen Jüngling Matth. 19: „Verkaufe alles, was du hast“, so würde ich heute noch dem Ausrufer einen Groschen geben, daß er meine Güter im Ort herum feilbiete, und würde gewiß glauben, daß mich Gott ebensogut ohne ein Vermögen durchbringer kann, als mit einem Vermögen“. — Am Sonntag kam es häufig vor, daß, wenn die 60—80 Insassen des Hauses gespeist hatten, alle Tische noch einmal für die vielen auswärtigen Besucher gedeckt werden mußten. Über die Festzeiten aber blieben viele derselben auch über Nacht da, und es galt, ihnen noch Herberge zu beschaffen. Für die jüngeren Brüder reichte es da oft nur zu einem Strohlager mit wenigen Bettstücken. Der Hausvater konnte sie dann damit trösten: „Denket an den Herrn Jesus, der oftmals nicht hatte, wo abends sein Haupt hinlegen, so werdet ihr gewiß gut schlafen“. Überhaupt war seine Meinung: „Je ärmer auf Erden, je näher dem Heiland“. Darum war es gerade auch armen Geschwistern so wohl unter seinem Dache.

„Lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit“, mahnt der Apostel Johannes. 1. Joh. 3, 18. Eine Reihe glänzender Beispiele lassen sich dazu aus dem Gemeinschaftsleben anführen, die z. T. in originelle Form gekleidet sind. Als der junge Thumm im Jahr 1838 als 19jähriger Provisor nach Sternenfels kam, hatte er Kost und Logis in einem Schulhaus, das durch die Trunksucht der beiden Hauseltern in einem unglaublich verwahrlosten Zustand sich befand. Das Essen war so miserabel, daß der junge Lehrer nie aus dem Hunger hinauskam; auch nach seinen dürftigen Kleidern sah niemand, oft hatte er am Sonntag Morgen ein von flüchtiger Wäsche her noch halbnasses Hemd anzuziehen. Die Brüder in Olbronn, an deren Gemeinschaft er auf seiner vorigen Stelle dort sich angeschlossen hatte, hörten von seinen jammerwürdigen Verhältnissen. Eines Tags erscheinen drei derselben im Schulhaus zu St. Der eine, ein Schuhmacher, trägt

ein Paar neue Stiefel am Stecken über der Schulter, der andere ein Päckchen unter dem Arm, in dem ein Vorhemd mit Socken sich befindet, der dritte ist mit einem Säckchen belastet, das Obst und Weißbrot in sich birgt. O, wie das den hungrenden Provisor erfreute, am meisten aber die Liebe, die sich darin ausdrückte! Nach etwa 2 Jahren wurde er auch aus diesem Fegfeuer in St. erlöst und kam in die Brüdergemeinde Wilhelmsdorf, wo er uns schon des öfteren in diesem Buch in seiner originellen, markigen Art begegnet ist.

Aber begleiten wir ihn gerade nach Wilhelmsdorf in Oberschwaben und sehen, was hier für ein Saatsfeld brüderlicher Liebe sproßte. Die Gemeinde befand sich zu der Zeit, als Thumm aufzog, in der bedrängtesten Lage. Es war eine Zeit „des Ringens ohne Hoffnung“. Die Kolonisten, lauter Pietisten, die im Jahre 1824 Wilhelmsdorf gegründet hatten, verstanden nicht den Anbau des sauren, unfruchtbaren Rieds, und so folgte eine Mißernte auf die andere. Der Besitz galt als gemeinsam; alle öffentlichen Ausgaben wurden von der Gemeindefasse bestritten, die aber bald auf erborgtes Geld angewiesen war. Der Korntaler Hoffmann hatte fast sein ganzes Privatvermögen in die Gemeinde gesteckt. Aber auch ihm, dem sonst so glaubensstarken Mann, wollte endlich der Mut entsinken. Als er einst nach W. auf einem Wägelein fuhr, hörte ihn der Fuhrmann einmal über das andere seufzen und rufen: „Meister, laß dein Werk nicht liegen!“ Und zu seinem Freund, Joh. Schnaitmann in Fellbach, trat er eines Tags in die Stube mit den Worten: „O, Bruder Hannesle, mit Wilhelmsdorf ist's gefehlt!“ Dann fielen die beiden Männer einander um den Hals und weinten wie die Kinder. Noch auf seinem Sterbebett legte Hoffmann den Brüdern in Württemberg es ans Herz, sie dürfen Wilhelmsdorf nicht untergehen lassen.

Gleich an seinem Begräbnistag, den 1. Febr. 1846, trat auch ein Brüderkollegium zusammen und beriet über die Rettung der

oberschwäbischen Schwestern-Gemeinde. Zunächst wurde eine Kommission eingesetzt, welche den ökonomischen Stand derselben untersuchen und feststellen sollte. Das Ergebnis war ein verzweifelttes; es lautete kurz: b a n k r o t t ! Und zwar wäre in den Ruin von Wilhelmsdorf auch Korntal mit hineingezogen worden, da dieses umfassende Bürgschaften übernommen hatte. Was da tun? Der ganze württembergische Pietismus wäre vor der Öffentlichkeit in große Schmach gekommen; die Welt hätte gesagt und gespottet: „Da seht ihr's; beten können die Frommen, aber nicht arbeiten und sparen!“ Und wo ist in einer Gemeinde mehr gearbeitet, gespart, ja gedarbt worden, als jahrelang in Wilhelmsdorf?

Den Ausweg aus dieser trostlosen Lage fand Schulmeister K o l b in Dagersheim, das Haupt der Hahn'schen Gemeinschaften zur damaligen Zeit. Er sagte selber, Gott habe ihm zur rechten Zeit den rechten Gedanken eingegeben. Er erzählt: „Gott sagte mir: ‚Wenn ein König Geld braucht, so schreibt er S t e u e r n aus, und die Bürger müssen je nach ihrem Vermögen bezahlen‘. Wie wäre es nun, wenn dieses Mittel auch bei den Gläubigen Württembergs angewandt würde? Ich beriet mich mit einigen Brüdern über die Sache und sie fanden sie ausführbar“. Kolb ließ nun ein übersichtliches Verzeichnis drucken, auf welchem genau in Zahlen angegeben war, wie jedes Gemeinschaftsmitglied nach seinem Vermögen sich selbst zu besteuern hätte. Den Armen, die nur verdienten, was ihre Hände erarbeiteten, wurde zugemutet, 1 bis 10 Gulden zu geben, weniger aber nicht, da mit kleinen Mitteln diesmal nicht geholfen sei, denn mindestens 100 000 Gulden seien nötig. Dieses Schriftstück wurde in den Hahn'schen Kreisen in Umlauf gesetzt, und der Erfolg war ein überraschender. Innerhalb vier Wochen gingen 40 000 Gulden ein, nach einem halben Jahr waren es 50 000. Allerdings befinden sich unter den Michelianern viele wohlhabende Brüder.

Wie es übrigens bei dieser Sammlung z. T. zugeing, davon ein kleines Beispiel. Zu Br. Adam S t r a u b in Korntal kam eines

Tags eine ledige, sehr begüterte Schwester und brachte eine Rolle mit 100 Gulden. Straub nahm die Gabe in Empfang, sah aber die Spenderin scharf und unmutig an und sagte endlich zu ihr: „Und du bei deinem Reichtum schämst dich nicht, nur 100 Gulden für diese Not zu geben? Sofort gehe wieder heim und hole noch einmal hundert!“ Gehorsam machte die Schwester den einstündigen Weg nach Hause zurück und brachte das Verlangte. — Durch solch kräftige Unterstützung von den verschiedensten Seiten aus wurde das auf den Sand geratene Wilhelmsdorfer Schifflein wieder flott gemacht und durch rationelle Neueinrichtungen im Innern, in der Gemeindeorganisation, kam die Gemeinde mit der Zeit sogar in blühenden Wohlstand.

Daß die Wilhelmsdorfer aber auch solch brüderlicher Beihilfe wert waren, davon möge folgender Vorfall zeugen. Ein lediger Mehger in der Gemeinde, der aber nur Beisasse, nicht eigentlicher Bürger war, betrog beim Kaufe einer Kuh im benachbarten Ilmensee den Verkäufer um 5 Gulden. Darüber machte dieser der ganzen Gemeinde ein böses Geschrei und sagte überall, so etwas habe er von einem Wilhelmsdorfer nicht erwartet. Das ging einem wackern Bürger, namens Johannes Laitenberger, sehr zu Herzen. Die Schuld des einzelnen empfand er als Gesamtschuld. So nahm er 5 Gulden, die er gerade zu Hause hatte — es war sein gesamtes Bargeld — und brachte sie jenem Mann mit der Bitte, er möchte von jetzt an über die Gemeinde schweigen, bat ihn auch in deren Namen um Verzeihung. Als Laitenberger im Jahr 1855 selig heimging, saß die Witwe des Abends sorgenvoll in ihrem Stüblein, weil sie nicht wußte, wie die Leichenkosten zu bestreiten. Da bringt ihr ein Bruder 7 Gulden, und nun ist ihr die hochherzige Gabe des verstorbenen Ehegatten mit Zins und Zinseszins wieder zurückerstattet.

Wie Rorntal im Unterland so war Wilhelmsdorf im Oberland jahrzehntelang ein Sammelpunkt der zerstreuten Brüder, besonders derer von der Rauhen Alb. Man kam aber nie

mit leeren Händen. Hatte der Segen Gottes im Herbst Scheune und Keller gefüllt, so wurden ganze Wagenladungen voll Früchte aller Art gesammelt und zu Weihnachten nach Wilhelmsdorf gebracht. Einige Duzend Brüder begleiteten immer diese Fahrten und nahmen dafür geistliche Gaben und Segnungen in Empfang. Der Führer dieser Liebestarawanen war 20 Jahre lang der *Hans Martin* von Mägerlingen. Sein Haus war auch stets die Haltestelle und Herberge für die Wagen, welche im Mai die sechsjährigen Anstaltskinder von Korntal nach Wilhelmsdorf brachten und als Rückfracht die zehnjährigen von Wilhelmsdorf in das große Rettungshaus nach Korntal überführten. Das war immer ein Fest im Hause, wenn es hieß: „Die Korntaler Wagen kommen!“ und jede Arbeit wurde beiseite gelegt, um die kleinen Schutzbefohlenen freundlich aufzunehmen und weiter zu besorgen.

So herzlich aber auch alle echte Liebe ist, so verträgt sie sich doch wieder gut mit einer gewissen Strenge, wie Gott selber die *heilige* Liebe ist. „Apfel und Rute gehören zusammen“, lautet eine der pädagogischen Regeln Luthers. So verbindet sich auch in Gemeinschaftskreisen mit einer ungefärbten Bruderliebe eine heilsame *Zucht* und Ordnung, welche die Ungezogenen vermahnt, die Irrenden zurechtweist und die Unlauteren abschreckt. Geht es dabei auch zuweilen eng und gefeßlich streng zu, besonders in Hahnschen Kreisen, so ist es doch wohl gemeint, und bittere Pillen sind oft die allerheilsamsten.

Einer der Führer der Altpietisten, zugleich aber auch ein hoher Verehrer von Mich. Hahn, war der originelle Andreas *Schönbein* (gest. 1825), seines Zeichens Vortennmacher in Mezingen. Er übte in den ihm anvertrauten Gemeinschaften unnachsichtig strenge Zucht und fegte gründlich jeden Sauerteig aus, wo er ihn antraf. Als einst zwei Brüder miteinander Streit hatten, nahm er sie nach der Stunde vor und redete ihnen in das Gewissen. Doch seine Vermittlung wurde nicht angenommen. Da trat er vor den

einen der beiden Streitenden und sagte in ernstem Tone zu ihm: „Jetzt frag' ich dich: ‚Willst du dich geben oder nicht?‘ Ich hab' eine Macht, und diese werde ich brauchen, daß du dich wundern wirst!“ Auf diese wollte es der Bruder nun doch nicht ankommen lassen, und gab jetzt nach. Schönbein sagte nachher, er hätte von Gott eine Krankheit oder sonst ein G e r i c h t erbeten und er sei seiner Erhörung dabei versichert gewesen. — Ein junger T u c h m a c h e r g e s e l l e, der die Versammlung besuchte, wurde von einem Kameraden gebeten, für ihn um ein gewisses Mädchen zum T a n z anzuhalten. Er erfüllte auch diesen Wunsch. Als er am Sonntag darauf wie gewöhnlich in die Stunde kam, sagte Schönbein u. a.: „Man macht sich so häufig fremder Sünden theilhaftig; so z. B. kann einer seinem Freunde ein Mädchen zum Tanz holen“. Der also Getroffene blieb nachher sitzen, bis alles fort war, und fragte dann Schönbein: „Wer hat Ihm die Vollmacht gegeben, mich in der Stunde bloßzustellen?“ Darauf nahm Schönbein, wie er in solchen Fällen zu tun pflegte, das Neue Testament zur Hand und las 1. Tim. 5, 20: „Die da sündigen, die strafe vor allen, auf daß sich auch die andern fürchten“. — „Hat Er meine Vollmacht gehört?“ fragte er jetzt jenen. Dieser drohte, von nun an werde er von der Stunde wegbleiben. Doch Schönbein erwiderte ihm ruhig: „Unserm Herrn Gott liegt wenig daran, ob so ein schmutziger Tuchmachergeselle kommt oder nicht“. Und dieser blieb nicht weg.

Ebenso war aber auch Schönbein stets für seine eigene Person bereit, sich unter die „züchtigende Gnade“ (Tit. 2, 12) zu stellen. Einst hatte er auf seinem Gütle an einem Feiertag einen O b s t b a u m ü b e r s c h ü t t e l t. Das wurde bekannt und erregte weithin solchen Anstoß, daß sogar auswärtige Brüder kamen, um ihn darüber zur Rede zu stellen. (Auf die Heiligung des Sonntags und auch der Apostelfeiertage wird in frommen Kreisen Württembergs stets streng gesehen.) Doch Schönbein konnte die Brüder beruhigen. „Ihr kommt zu spät“, sagte er zu ihnen. „Zwar schadet meiner

Person eine Feiertagsarbeit nichts, weil ich oft in der Woche Sabbat halte. Allein, weil ich Schwache damit ärgerte, so habe ich mich bereits vor Gott gebeugt und gebe mich auch vor den Menschen schuldig". — Ein andermal hatte er sich in einer Versammlung über einen unredlichen auswärtigen Bruder zwar wahr, aber ungebührlich scharf geäußert. Dies wurde ihm von verschiedenen Seiten übel vermerkt, und er selbst kam, weil eine persönliche Kränkung ihn verbittert hatte, darüber innerlich so unter die züchtigende Hand Gottes, daß er schrie: „Ach Herr, laß mich nur los! Ich will diesem Menschen gern die Füße küssen, wenn du es verlangst".

Solche redlichen Seelen nehmen die Wahrheit an, woher sie kommt, und finden darum immer wieder den rechten Weg. Als der schriftgelehrte Spezial R. J. Hartmann, ein warmer Freund und Förderer der Gemeinschaften, im Herbst 1795 als Stadtpfarrer in Neuffen aufzog, freute sich besonders Schulmeister J. Fr. Kullen im benachbarten Hülben sehr, diesen geistvollen Mann in der Nähe zu haben. So besuchte er ihn gleich in den ersten Tagen und wollte ihm auch beim Einräumen hilfreich zur Hand gehen. Er traf aber den gelehrten Herrn in keiner rosigen Stimmung. Denn die Räume des bescheidenen Pfarrhauses erwiesen sich als zu klein für den mitgebrachten Hausrat, und Hartmann machte in wenig schönen Worten seinem inneren Unmut Luft. Da fragte ihn Kullen in freundlich-ernstem Ton: „Herr Spezial, ist das auch aus dem Lautern Strom?" (Off. 22, 1.) Jetzt war die Erregung wie weggeblasen. Ein andermal durfte der schlichte Laienbruder den geistlichen Herrn auch trösten und aufrichten. Hartmann hatte angefangen, in seinem Hause Versammlung zu halten. Was er nun da im engern Kreis vertraulich sagte, wurde von losen Leuten zum Wirtshausgespräch gemacht und verspottet, worüber er ganz niedergeschlagen wurde. Er klagte dies Kullen, als dieser ihn wieder einmal besuchte. Der aber ermunterte ihn mit den Worten: „Herr Spezial, jetzt geht's den rechten Weg; nun ist's, wie es vom Heiland heißt

in jenem Leidenspsalm: „In den Rechen singet man von mir“. Ps. 69, 13.

Unter den Stuttgarter Geistlichen des letzten Jahrhunderts ist neben den beiden Hofacker und Kapff besonders der bekannte Viederdichter **Albert Knapp** als Freund der Gemeinschaftsleute zu nennen. Er verkehrte gern und viel mit dem ungemein kraftvollen, aber auch etwas knorrigen und scharfsantigen Weißgerber **Immanuel Josenhans** (1780—1847). Knapp sagte einmal zu ihm: „Sie sind Ihrem neuen Menschen nach mir wie eine **Sonigpflaume**, der Natur nach aber gleich einem herben, gesalzenen **Retlich**“. Einst hatte er Knapp durch eine rauhe Rede weh getan, und dieser blieb darauf längere Zeit aus seinem Hause weg. Da trat Josenhans eines Nachmittags gar mild und freundlich zu ihm herein, setzte sich neben ihn aufs Sofa und begann endlich nach allerlei Hin- und Herreden: „Ich trage noch etwas auf dem Herzen, das mich schon lange drückt: ich habe Sie mit einer schnellen, ungebührlichen Rede vor andern beleidigt; können Sie mir das **vergeben**?“ Dabei blickte ihn der sonst so strenge Mann mit feuchten Augen an. Knapp erwiderte ihm mit den Worten eines alten Gedichts:

Nicht sich rächen, meine Liebsten!
Hier in Salem ist es Brauch,
Wem der König hat vergeben,
Dem vergibt der Bürger auch.

Er reichte Josenhans die Hand, dieser gab ihm den Bruderkuß, und so schieden sie voll Segens auseinander. So werden etwaige Spannungen in der Stille wieder ausgeglichen, und man vermeidet es, „seine schwarze Wasch öffentlich auszuhängen“.

In Zeiten innerer **Anfechtung** oder Trockenheit ist jeder Christ besonders dankbar, wenn er brüderlichen Zuspruch und glaubenstärkende Ermunterung findet. In bauerlichen Stundenreisen geschieht dies oftmals auf eine recht drastische und originelle, aber

dadurch desto eindrucklichere Weise. Als einmal ein Bruder in einer Stunde mit etwas trübseligem Gesicht sagte, er möchte nicht so gar alt werden, denn sonst bekäme er einen vier­spännigen Wagen voll S ü n d e zusammen, so erwiderte ihm ein anderer: „Macht nichts, dann bekommst du auch einen sech­spännigen Wagen voll G n a d e“. Das war ganz nach dem Wort Pauli geredet: „Wo die Sünde mächtig worden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger worden“. Röm. 5, 20. — Ein anderer Bruder, der auch mehr den „Baß als den Tenor“ zu singen pflegte, war wieder einmal daran, einigen andern von seinem e l e n d e n C h r i s t e n t u m zu erzählen. Da unterbrach ihn einer: „Marte, ich möchte dir dein schlechtes Christentum abkaufen, was verlangst du dafür?“ Jetzt besann sich der eine kurze Weile und gab dann zur Antwort: „Was ich verlange? O, wenn ihr mir den ganzen Tisch mit G o l d überlegen, ja meine Stube damit erfüllen wollet, so gäbe ich es noch lange nicht!“ Lächelnd entgegnete ihm darauf der andere: „So, so, da muß doch etwas dran sein“. — Noch origineller verlief ein anderer Fall. Ein Bruder war eines Nachts wegen seines Seelenheils sehr bekümmert, so daß er nicht einschlafen konnte. So erhob er sich von seinem Lager und ging zu einem bewährten und glaubensstarken Bruder im benachbarten Dorfe, um bei diesem sich Trost und Rat zu holen. Um Mitternacht weckte er ihn durch Klopfen am Fenster aus dem Schläfe auf. „Was willst, Johannesle?“ fragt dieser. „O mei Sach ist nix; mit mir ist's ganz und gar nix!“ ruft der draußen mit kläglichem Stimm. „Ach was“, sagt ihm da der Freund, „einen S a c k voll E r d b i r n e n gebe ich dir doch noch dafür“. Jetzt aber springt der andere auf und ruft: „Net um die g a n z W e l t!“ „So, du schlägst auf“, entgegnete ihm darauf der von drinnen. „Wenn du deine Sach' so hoch hältst, dann kannst wieder heimgehen“. Und getröstet pilgerte dieser darauf nach Hause.

Eine 19 jährige, geistlich frühreife T o c h t e r aus einem Stundenhaus ging dem Tode entgegen, und ihr Glaubensklitzlein

9. Brüderlichkeit.

war manchmal am Erlöschen. Sie konnte ihre Erwählung nicht mehr glauben. Öfters besuchten sie zwei ältere Freundinnen, die des Feindes Lücke durchschauten. Eines Tags sagten sie zu der geängsteten Dulderin: „Annamadele, wenn du deine Erwählung auch selber nicht mehr glauben kannst, so glauben wir für dich“. Das war ein kühnes Wort; aber es träuflte neues Öl in das erlöschende Glaubensdöchtlein. Das Licht ging der Sterbenden wieder auf und, zwar gänzlich arm in sich selber, aber desto fester an ihren Heiland sich klammernd, ging sie zur ewigen Ruhe ein.

Drum, sollt ein Schwacher fallen,
So greif' der Stärkre zu;
Man trag, man helfe allen,
Man pflanze Lieb und Ruh.
Kommt, schließt euch fester an;
Ein jeder sei der Kleinste,
Doch auch wohl gern der Reinste
Auf unsrer Pilgerbahn! (Tersteegen.)

Allgemeine Nächstenliebe.

Du sollst deinen Nächsten lieben als
dich selbst. Matth. 22, 39.

Die Liebe gleicht dem Feuer. Am wärmsten ist das in der Nähe; aber auch in die Ferne, nach allen Seiten hin, sendet es seine milden, belebenden Strahlen aus. „Reichet dar in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe *a l l g e m e i n e L i e b e*“, mahnt der Apostel. 2. Petr. 1, 7.

Der Pietismus hat von Anfang an durch eine reiche und umfassende Liebestätigkeit sich ausgezeichnet, ein Zeichen und Beweis, daß sein Glaube ein echter und lebendiger war. August Hermann Francke, der große Glaubensheld, war zugleich ein Vorkämpfer und Bahnbrecher praktischer Nächstenliebe. Sein Waisenhaus in Halle ist seit mehr als zwei Jahrhunderten ein hochragendes Wahrzeichen edler Menschenliebe. Über 100 000 Kinder, darunter mehr als 7000 Waisen, haben in ihm schon eine christliche Erziehung und Unterweisung genossen. Das Rettungshaus für verwaiste und verwahrloste Kinder war vor allem im Anfang des vorigen Jahrhunderts das Schößkind des Pietismus, und die Jahresfeiern solcher Anstalten sind heute noch eine Art christlicher Volksfeste. Württemberg ist besonders reich an christlichen Anstalten aller Art. In manchen Gegenden, z. B. im untern Remstal, gibt es fast kein größeres Dorf, das nicht irgend eine Anstalt oder ein Asyl hätte. Und die Gemeinschaftsleute überall gehören zu deren treuesten Freunden und eifrigsten Förderern, sofern dieselben wenigstens in einem entschieden christlichen Geist geführt und geleitet werden. Gegen bloß humane Einrichtungen dieser Art verhält man sich dagegen ziemlich kühl, oft sogar mißtrauisch und ablehnend.

Für den praktischen Liebeszeifer des schwäbischen Pietismus spricht besonders, daß seine beiden Hochburgen, Rorntal und Wilhelmssdorf, je eine ganze Reihe von blühenden Er-

ziehungsanstalten haben. Wir finden hier Rettungsanstalten für Waisenkinder, Pensionate für Söhne und Töchter, eine Taubstummenanstalt und ähnl. Interessant ist, wie das Rettungshaus in R o r n t a l — zugleich das e r s t e in ganz Württemberg — entstand.

Im Mai des Jahres 1823 saß an einem Sonntag Vorsteher H o f f m a n n im Gemeindegasthaus unter seinen Gästen, freilich ein merkwürdiger Wirt, da er selber alle geistigen Getränke verschmähte. Da geht die Thür auf, und herein tritt ein etwa sechsjähriger K n a b e, der um ein Almosen bittet. Hoffmann schaut dem frischen, noch unverdorbenen Jungen in die hellen Augen und sagt wehmuthsvoll: „Wenige Jahre noch, und der Bursche hat seinen treuherzigen Blick verloren. Zum Betteln wird er auch das Lügen und Stehlen gelernt haben. Ach“, fährt er fort, „daß ich ein reicher Mann wäre, so wollte ich eine A n s t a l t gründen, wo solche noch hoffnungsvollen Knaben erzogen und gerettet werden könnten!“ Das hört der Kutscher eines Stuttgarter Herrn, der in einer Ecke sitzt. Er zieht seinen ledernen Geldbeutel aus der Tasche und nestelt daraus einen Sechsbägnier hervor, den er vor Hoffmann mit den Worten auf den Tisch legt: „Das ist der erste Beitrag zu einer solchen Anstalt“. Da ging es Hoffmann wie A. H. F r a n c e, als diesem eines Tages (1694) von einer Frau für seine Armen 4 Taler und 16 Groschen geschenkt wurden. Er sagte: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anlegen“. Und damit begann er den Bau seiner großen Anstalten. Auch Hoffmann trat sofort der Sache näher, erließ einige Wochen später ein Flugblatt mit der Überschrift: „Aufruf an alle Menschenfreunde um Mithilfe zu einer R e t t u n g s a n s t a l t in Rorntal“. Schnell und reichlich flossen ihm auch die Mittel zu. Geld und Schmucksachen wurden ihm gegeben, die Bauern der Umgegend führten Holz und Steine herbei, und bereits am 9. November 1823 konnte die neue Anstalt eingeweiht werden. Am 1. Dezember traten die ersten

10 Kinder ein, im Sommer 1825 waren es schon 57. Bei der Einweihungsfeier sagte und betete Hoffmann: „Wenn in diesem Hause auch nur eine Kinderseele aus dem Irrtum zu dir, dem großen Hirten, zurückgeführt würde, wie freudig und groß würde die Ernte an jenem Tag der Vergeltung sein für alle, welche zu diesem Hause und der Erhaltung der Kinder beitragen!“

Die Gaben zum Unterhalt dieser Anstalten fließen meist aus Beiträgen wenig bemittelter Leute zusammen, und wenn man immer wüßte, aus welchen Verhältnissen sie herkommen, so müßte man oftmals nur staunen über die Hochherzigkeit der Geber. Da geht im März 1895 Direktor Ziegler von Wilhelmsdorf über den Kirchplatz und begegnet der ledigen, 70 jährigen Christine Laitenberger, einer der ärmsten Schwestern der ganzen Gemeinde. Es fällt ihm ein, daß der Zins von 300 Mark, die sie bei ihm stehen hat, bereits am 2. Februar fällig war, und er bittet sie, denselben gleich bei ihm zu holen. Als er ihr zu Hause die 13 Mark 50 Pfennig einhändigt, macht sie Bedenken geltend — daß sei zu viel, sagt sie, sie wolle nur 12 Mark (anstatt 4½ Prozent nur 4). Ziegler aber beruhigt sie, sie dürfe mit gutem Gewissen die angebotene Summe nehmen. Zugleich fragt er sie, warum sie nicht früher schon, gleich an Lichtmeß, den Zins erhoben habe? „Ach“, erwiderte sie da, „ich wollte ihn Ihrer Taubstummennanstalt schicken“. „Ja, ob sie denn so gut bei Kasse sei, daß sie das könne“, forscht Ziegler weiter. Da erzählt er, daß sie noch ganze zwanzig Pfennige im Besitz habe, mit denen sie eben auf dem Wege war, sich ein wenig Schuhschmiere zu kaufen! — „Weiser, zieh den Hut ab vor einer solch armen, alten Person!“ schreibt mit Recht Ziegler dazu.

Nicht selten sind auch die Fälle, daß einzelne Familien verlassene Waislein in ihr Haus aufnehmen und sie wie eigene Kinder halten und erziehen. Nach den Teuerungsjahren 1816 und 1817 kam es vor, daß in Meßingen ein blutarmer Tagelöhner starb, der ein

Töchterlein hinterließ. Was mit dem Würmlein anfangen? Die Gemeinde bot es durch den Büttel an denjenigen aus, der am wenigsten Kostgeld dafür verlange. Das ging einer wohlhabenden, christlich gesinnten Frau zu Herzen, und sie beschloß, das Kind auf ihre Kosten erziehen zu lassen. Da sie aber das im geheimen tun wollte, bat sie den jungen Lehrer Joh. Kullen, zu dem sie ein besonderes Vertrauen hatte, er möchte seinen Namen dafür hergeben, sie wolle dann die Kosten bestreiten. Doch der trügerische Schein widerstrebte dessen zartem Gewissen, und so bat er die Frau, er möchte ihr das Kind ganz überlassen. Darauf ging sie dann auch ein. Als er nun am nächsten Sonntag seine Eltern besuchte, teilte er ihnen geheimnisvoll mit, es sei ihm ein Kleinkind anvertraut worden — ob er es ihnen vielleicht zur Aufbewahrung geben dürfe? „Warum nicht“, lautete die Antwort, „wenn's etwas Gutes ist?“ Aber wie waren sie erstaunt, als man ihnen in den nächsten Tagen einen Korb ins Haus trug, und darin saß, wie Mose in seinem Schilfkästlein, ein bleiches, kleines Mägdlein, erst wenige Jahre alt. Nun es wurde mit aller Liebe aufgenommen und gepflegt. Die Eltern durften auch das Wort des Heilands erfahren: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“. Matth. 18, 5. Das Madele (Magdalene) wurde ein rechter Segen für die Familie. Es entwickelte sich lieblich und erfreulich nach Leib und Seele. Als einmal die Mutter, welche zuweilen zu Schwermut neigte, ihr Herz halb unbewußt durch einen Seufzer erleichterte, so sang das Kind an:

Was quält dich so?
 Droben in dem Land des Lichts
 Weiß man von den Sorgen nichts;
 Sei himmlisch froh.

Zufällig war dem Kind dieser Vers in den Sinn gekommen, und er tröstete die Mutter mehr als die schönste Predigt. Auch später, bis in ihr hohes Alter, blieb das Madele ein treues und hilfreiches

ziehen, so sagte die Mutter zu ihm: „Komm noch einmal her, lieber Sohn, ich küsse dich zum letztenmal; vielleicht sehen wir uns nicht wieder. Ich lege dir dreierlei ans Herz: für's erste hüte dich vor dem Wirtshaus, für's zweite vorm Spiel und für's dritte vorm Tanz. Von Gott aber erbitte ich, daß er dich, lieber David, gleich beim ersten Tanz, zu welchem du dich etwa verleiten lässest — einen Fuß brechen lasse“. Mit den besten Versprechungen zog der Sohn in die Welt hinaus und arbeitete volle 7 Jahre in Frankreich auf seinem Schmiedehandwerk. Seine Berichte lauteten immer gut; eines Tages aber lief ein Brief ein, der begann: „Lyon, den . . . Liebe Eltern! Da mein Fuß, den mir ein Pferd beim Beschlagen abgeschlagen hat und welcher zweimal wegen schlechter Einrichtung wieder gebrochen werden mußte, soweit hergestellt ist, daß ich nun an der Krücke im Spital herumlaufen kann, so theile ich Euch solches mit usw.“ Das war natürlich für die Eltern ein großer Schrecken; die Mutter aber hatte im geheimen so allerlei Gedanken dabei. Noch einige Jahre stand es an, da erscheint eines Tags vor der Schmiede ein schwarzes, bärtiges Männchen, den Hut in Wachstuch gehüllt, ein Staubhemd über die Kleider geworfen, ein stattliches Felleisen auf dem Rücken und einen derben Knotenstock in der Hand, der bei dem hinkenden Gang des Burschen recht nötig erschien — es war David. Vieles weiß er zu erzählen von fremden Ländern und Städten; sein wichtigstes und zugleich schmerzlichstes Erlebnis berichtet er aber nur der ältesten Schwester, einer edlen, verschwiegenen Seele. Einmal, an einem Feierabend, hätten ihn seine Mitgesellen zu einem Glas Bier in eine benachbarte Wirtschaft mitgenommen. Im obern Stock fand eine T a n z u n t e r h a l t u n g statt, und David wollte sie wenigstens sich doch auch ansehen. Kaum aber hatte er auf dem lustigen Tummelplatz einige Schritte gemacht, so wurde er von einem ausgelassenen Paar umgerannt, fiel zu Boden und brach das Bein! So war also das Gebet der Mutter erhört worden. Den David aber sah man sein Lebetage auf keinem Tanzboden mehr.

Gott!" Sein Haus war ihm zu schmutzig, in das er nicht eingetreten wäre, kein Palast aber auch zu vornehm, an dessen Thür er nicht um Gaben für seine Pflegebefohlenen angeklopft hätte. Bei den Jahresfesten der Rettungsanstalten wurde ihm gewöhnlich die *Schlusrede* übertragen, und seine volkstümliche, packende Art zu sprechen, gewürzt mit allerlei anziehender Anekdoten und dazu die mächtig tönende Stimme schlugen immer durch und hinterließen bei allen Zuhörern einen tiefen Eindruck. Auf seinen vielen Reisen steckte er sich stets die Taschen voll mit allerlei Bildern und guten *Traktaten*, fing auch gern, etwa in Wartesälen, in auffälliger Weise darin zu lesen an. Fragte ihn dann jemand, was er denn da Interessantes lese? so war ihm das eine erwünschte Gelegenheit, mit demselben ein ernsthaftes Gespräch anzuknüpfen, wozu sich nicht selten ein großer Kreis aufmerksamer Zuhörer gesellte. Landauf landab wurde er so eine bekannte Persönlichkeit, und als er nach dem großen Stuttgarter *Kirchentag* im Jahr 1857 eine Anzahl fremder Festgäste auf Leiterwagen das Remstal hinauf begleitete, um ihnen die dortigen zahlreichen Anstalten zu zeigen, da taten sich überall in den Dörfern eine Menge Fenster auf, aus denen ein herzliches: „Guten Tag, Herr Scholl!“ herausschallte. Die norddeutschen Brüder erhielten so einen lebhaften Eindruck davon, wie angesehen und geliebt der „schwäbische Pietistengeneral“ überall war.

Nach seinem Tode im Jahr 1873 schrieben die „*Liegenden Blätter*“ aus dem Rauhen Haus“ bei Hamburg: „Zu unsrem Schmerz lesen wir eben die Kunde von dem Heimgang des trefflichen G. Scholl. Es ist eine Pflicht, seinen Namen in das Gedenkbuch einzutragen, in dem wir gerne die Namen solcher verzeichnen möchten, die in großen *Reisen* für das Reich Gottes tätig und volkstümlich gearbeitet, und namentlich auch solche, die ohne kirchliche Ämter dieser höheren Verpflichtung nachgekommen sind. Unter den uns bekannten — nicht wenigen derartigen Männern stand uns der sel. Scholl seit lange oben an, und namentlich deswegen, weil

er ebenso als ein g a n z e r M a n n wie als ein g a n z e r C h r i s t erschien, der nichts anderes wollte und kannte als das Reich Gottes. Er war eine fernige, vollstümliche, süddeutsche Gestalt. Darüber ist nur e i n e Stimme gewesen. Ein derartiger Mann wie er ist uns in Norddeutschland nie vorgekommen."

Wie für die Innere Mission so tritt auch für die Äußere oder Heidenmission der Pietismus überall kräftig ein, sowohl durch persönliche Kräfte, die er ihr zur Verfügung stellt, als auch durch reichliche Gaben, die er ihr zufließen läßt. Für Württemberg ist der Sammelpunkt und das Sammelbecken das B a s l e r Missionshaus und das schon von Anfang an, seit dessen Gründungsjahr 1815. Sämtliche I n s p e k t o r e n der Anstalt: Blumhardt, Hoffmann, Josenhans, Brätorius, Schott, Ohler, waren Württemberger; die meisten und bedeutendsten von ihnen sind aus schwäbischen Stundenhäusern hervorgegangen. So hat der schwäbische Pietismus dem Basler Missionshaus sein Gepräge gegeben. Nach einer Mitteilung der Missionsverwaltung sind von den 11 derzeitigen Lehrern 5 Württemberger, von den 108 Zöglingen 51. Von letzteren kommen nicht weniger als 39 aus schwäbischen Gemeinschaftskreisen her, die meisten von altpietistischen, nur 7 aus Hahnischen. Das Basler Missionsest, das eine ganze Woche dauert, wird viel von württembergischen Vandleuten besucht, die vielfach durch ihre charakteristische bäuerliche Tracht: Lederhosen und lange Röcke, auffallen. Für manchen Stundenmann ist der Besuch des Basler Festes das große und unvergeßliche Ereignis seines Lebens, für nicht wenige bedeutet es allerdings kein geringes Opfer an Zeit und Geld. Das war besonders früher der Fall, wo noch keine Eisenbahnen gingen.

Da hat einmal ein frommer, aber recht armer B a u e r s m a n n einen Acker verkauft, um das nötige Reisegeld sich zu verschaffen. Unterwegs wurmte es ihn doch, ob die ganze Sache auch einen solchen Aufwand verdiene. Aber als er dann den großen Festversammlungen anwohnte und die herrlichen, glaubenstärkenden Reden

hörte, da schlug er voll Freude auf den lederbehafteten Schenkel und sagte halblaut vor sich hin: „'s i st 's A d e r l e w e r t!“

Überall, wo in Württemberg die Stunden blühen, wird man auch den Missionseifer glühen sehen. Einzelne Orte und Gegenden sind aber von jeher noch besondere Herde für die Heidenmission gewesen. In L e o n b e r g war das gemeinsame Haus von Kaufmann Joh. Friedrich J o s e n h a n s und Bürgermeister G. W. H o f f m a n n, die beide der Basler Anstalt einen Sohn als Inspektor geschenkt haben, sowohl ein Mittelpunkt der Gemeinschaftsleute als der Missionsfreunde. Schon am 8. Mai 1816 riefen die beiden den ersten württembergischen Hilfsverein für die Basler Mission ins Leben, auch „subskribierten“ die Leonberger Freunde auf einen Missionar, d. h. verpflichteten sich zur Aufbringung der Kosten für einen Missionszögling.

Für den Schwarzwald wurde neben G a l w besonders N a g o l d ein Hort und Herd eifriger Missionstätigkeit. Die Seele hier war Apotheker Dr. G. Heinrich Z e l l e r (1794—1864). Er gründete im Jahr 1855 neben der Bezirksmissionskasse eine H a l b b a h e n - K o l l e k t e und sagte schön dazu: „Beide Kassen gehen schweesterlich nebeneinander her und ergänzen sich gegenseitig: was die eine in Gulden leistet, richtet die andere mit Kreuzern aus; die eine gibt mit freier, voller Hand, die andere methodisch und sparsam; die eine schneidet Garben, die andere besorgt das Aehrenlesen, damit Reichen und Armen die Seligkeit des Lebens und durch viele Körnlein den hungernden Heiden ein Stücklein Brots zuteil werde.“ Und weiter: „Wer an der Befehrung der Heiden teilnimmt, muß hiedurch auch immer wieder an die Befehrung des eigenen Herzens erinnert werden. So werden die Missionsgaben, -stunden, -feste, -blätter zu fleißigen Assistenten (Gehilfen) dessen, der für und für an unfres Herzens Thür klopft.“

Mit Zeller eng befreundet war der eifrige Gemeinschaftsmann Gottlob H a a g in Oberjettingen (1804—55). Von Haus aus ein

gewöhnlicher Bauer hatte er nicht unbedeutende künstlerische Anlagen. Er baute sich nach langem Nachsinnen, unterstützt von einem Schreinergeiellen, eine Hausorgel, die er mit Gewandtheit spielte, schnitzte ein Christusbild für den Altar der Kirche zu Nebringen und bemalte mit kunstfertiger Hand ein „Prophetenstüblein“ in seinem Haus zur Beherbergung christlicher Freunde. Allgemein bekannt und verbreitet ist jetzt der nickende Missionägneger, zu dem er das Original entworfen und den darunter stehenden Vers gedichtet hat. Derselbe lautet:

Ich war ein armer Heidensohn,
Nun kenn ich meinen Heiland schon,
Und bitte darum jedermann:
Nehmt euch der armen Heiden an!

In seinem Haus hatte er eine ebenso sinnige als kunstvolle Missionäskasse aufgestellt. Sie bestand aus einem achteckigen Kästchen, auf dem sich 12 menschliche Figuren in ihren Trachten und Farben befanden. Hinter einem Altar stand ein Missionar, der mit der einen Hand gen Himmel und mit der andern auf die Kasse deutete. Auf jeder Seite des Kästchens waren passende Verse geschrieben, welche von den auf der Büchse vertretenen Nationalitäten nähere Kunde gaben. So fügte er, um mit dem Dichter zu reden: „Zum Guten den Glanz und den Schimmer“.

Es ist oft schwer zu sagen und zu entscheiden, nach welcher Seite hin der Christ am meisten Verpflichtungen hilfreicher Nächstenliebe hat, ob mehr in die Ferne oder mehr in der Nähe. Häufig kommt es vor, daß einer das nächste liegende übersieht und versäumt, was vielfach daher rührt, daß man bei Leuten, die man persönlich genauer kennt, eben auch deutlich die Fehler und Mängel bemerkt und sie darum der Unterstützung nicht würdig erachtet. Aber die wahre Liebe fragt mehr nach der Bedürftigkeit als nach der Würdigkeit. Sie hilft zunächst dem, welchen ihr Gott an den Weg und vor die Türe legt.

In manchem schwäbischen Stundenhaus ist ein Bett aufgeschlagen, in dem jeder, der dort abends anklopft, ein Nachtlager findet, wenn er es auch nur mit einem „Vergelt's Gott“ bezahlen kann. Schulmeister Chr. Fr. Kullen, bei dem dies z. B. der Fall war, pflegte zu seinen Kindern zu sagen, wenn diesen manchmal das Geläuf der Landstreicher und Bettelleute zuviel werden wollte: „Kinder, jeder Mensch hat etwas Gutes an sich, wenn es auch nah zusammengeht. Was unter Gottes Himmel läuft, ist sein Geschöpf.“ — Es war ihm ganz unerträglich, Leute mit finsterem, mürrischem Blick um sich her zu sehen. Als man seiner ältesten Tochter den Hausrat packte, war auch ein fremder Packer aus einem benachbarten Städtchen da. Diesem war es sehr zuwider, daß er in einem frommen Haus mithelfen sollte, und er zeigte dies gleich bei seinem Eintritt durch ein barsches, widerwärtiges Wesen. Kullen aber war desto freundlicher gegen ihn, erwies ihm alle erdenkliche Aufmerksamkeit, trug ihm fleißig Speise und Trank zu und nannte ihn nur „seinen Fritz“. Nicht lange stund es an, so verschwand vor dieser Sonne der Deutseligkeit die Wetterwolke auf dessen Gesicht; er wurde ein ganz anderer Mensch, sang und pfiff zu seiner Arbeit und schied endlich mit größter Herzlichkeit aus dem Pietistenhause.

K. machte es sich überhaupt zur Pflicht, Leute, die gegen die Frommen voreingenommen waren, mit besonderer Liebe zu behandeln, um ihnen das wahre Christentum im rechten Lichte zu zeigen. So lud ihn einmal ein freigeistig, ganz weltlich gerichteter Demofrat, der sein Patenkind gewesen war, zur Taufe eines Kindes ein, damit er auch bei diesem die Patenstelle übernehme. Nur ungern folgte er dieser Aufforderung, und im Kreis der oberflächlichen, leichtsinnigen Gäste war es ihm nichts weniger als behaglich zu Mut. Aber deswegen befolgte er gerade recht die Mahnung des Apostels: „Eure Lindigkeit laßet kund sein allen Menschen“, und sagte schließlich: „Ihr Herren, ich habe ein Herz wie ein Scheunentor; wenn es auf mich ankäme, so würde ich Sie alle mit in den Himmel

nehmen." Darauf meinten diese, so seien die andern Pietisten nicht. „Doch, doch“, erwiderte ihnen Kullen, „so haben die andern auch ein Herz; nur rücken sie vielleicht nicht so offen damit heraus wie ich“.

Ein Mann aus seiner Gemeinde, der sein geschworener Feind war und viel Böses über ihn austreute, kam eines Tages in großer Geldverlegenheit zu ihm und bat ihn um Hilfe. Kullen aber hatte damals selber kein Geld. Was tut er? Er geht hin und e n t l e h n t für ihn auf seinen eigenen Namen die gewünschte Summe. Das hieß „feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes sammeln“. Röm. 12, 20.

Dies alt- und wohlbewährte apostolische Rezept pflegte er auch andern Leuten zu empfehlen. Wenn ihm z. B. seine Frau klagte, sie habe eine Abneigung gegen eine gewisse Person im Dorfe, was ihr selber leid sei, so riet er ihr, sie möchte etwas r e c h t G u t e s k o c h e n und der Betreffenden ins Haus bringen. Und das Mittel erwies sich immer als probat.

Ein junger Bruder gestand ihm eines Tags, daß es ihm so schwer falle, mit der S c h w i e g e r m u t t e r im Hause auszukommen; was er denn da tun solle? Kullen sagte ihm: „So oft du in die Stadt oder auf den Markt gehst, mußt du ihr immer etwas Gutes mitbringen, und wäre es auch nur ein kleines Kaffeebrot“. Wirklich, dieser Tropfen Öl bewirkte, daß die Tür nicht mehr so knarrte wie früher.

Ganz wie der Vater war auch der Sohn und Nachfolger in dessen Schulamt, J o h a n n e s R. Der Schreiber dieses, der öfters mit ihm zusammenkam, hörte ihn einmal folgendes erzählen: „Unlängst wurde ich aus der Schule vor die Tür hinausgerufen. Da stand ein Weib aus dem Dorfe, die überschüttete mich mit einer wahren Flut von Schmäh- und Scheltreden, so daß ich gar nicht zu Worte kommen konnte. Und warum? Weil ich ihren Buben, einen faulen Schlingel, wegen versäumter Schularbeiten hatte n a c h s i ß e n lassen. Mir kochte endlich auch das Blut, und am liebsten hätte ich der Frau eine Ohrfeige gegeben. Aber ich gedachte an das Wort

unsres Heilandes: „Nemet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demüthig.“ Als endlich der Sturzbach sich erschöpft hatte, sagte ich zu der Frau: „Ich habe gehört, daß Ihr eines der fleißigsten Weiber im ganzen Flecken seid, und ich begreife, daß Ihr deswegen auch nicht gern euren Buben zur Arbeit entbehrt.“ Jetzt war das Weib wie ein umgekehrter Handschuh. Sie entschuldigte sich nun aufs angelegentlichste wegen ihrer hitzigen Rede und versicherte mich, daß sie es nicht so arg böse gemeint habe und ich möchte nichts für ungut nehmen. Seitdem ist sie immer ganz freundlich gegen mich, wo ich ihr auf der Straße begegne.“

K. pflegte gern die Regel des alten Bruders Handel von Dettingen anzuführen, der sagte: „Wir müssen es in der Behandlung des Nebenmenschen machen wie ein Holzspalter. Der haut mit der Axt auch nicht auf den Knaupen, sondern sucht sich den weichsten Fleck am Holze aus. So springt es leicht und glatt, im andern Fall aber fliegen ihm die Späne ins Gesicht. Und es ist kein Mensch so ungeschlacht und rauhhäutig, an dem nicht noch ein gutes Fleckchen zu entdecken wäre.“

„Alles zum Besten kehren“ mahnt schon Luther im Katechismus.

Der oben erwähnte Johannes Kullen hatte ein so zartes Gewissen, daß, wenn in einer Gesellschaft über andere Leute Böses gesagt wurde, er sofort das Gespräch auf ein anderes Thema lenkte. So wichtig war ihm das Wort Jesu: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Matth. 7, 1.

„Wer schimpft, hat unrecht“, lautet ein Sprichwort. Goldselige Worte aber sind wie ein Sonnenstrahl, der leicht und mühelos die verschlossenen Knospen öffnet und zu schönen Blüten entfaltet. Schulmeister Kolb, von Haus aus eine derbe Krafnatur, befließ sich stets gegen jedermann, besonders aber seinen Vorgesetzten gegenüber, eines feinen Tactes und Anstandes. Wollte man ihn einmal wegen gar zu großer Höflichkeit und Bescheidenheit tadeln, so sagte er: „Grobheit ist keine Kunst, die braucht man nicht erst zu

lernen, wohl aber Feinheit." Auch führte er gern das Wort von Prälat Stinger an: „Höflichkeit ist eine Tochter des Glaubens, Unhöflichkeit des Unglaubens." Die Höflichkeit ehrt aber in jedem Menschen das Ebenbild Gottes, auch wenn dieses oftmals sehr getrübt und verderbt ist.

Schon einigemal hoben wir hervor, welch schöne Blüten und Früchte die Liebe, „die da ist des Gesetzes Erfüllung" (Röm. 13,10) in den Gemeinschaftskreisen treibt, und zwar die Liebe „nicht allein mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit". Beweist sie sich auch zunächst und zumeist gegen Glaubensverwandte und Gesinnungsgegnossen, so wissen wir doch auch manch schöne Proben ganz anders gerichteten Personen gegenüber. Wie bezeichnend ist es z. B. für einen Stundenhalter, der sonst zu den Stillsten der Stillen im Lande gehörte, wenn er jährlich einmal in die Wirtschaften seines Dorfes einfuhrte und dort einen Schoppen Wein trank, — um auch den Wirten seine Liebe zu zeigen. Sie waren immer ganz beglückt über diesen Besuch, und einer ließ sich einmal durchaus die Rechnung nicht bezahlen, weil ihm der Besuch des Br. Karle eine so „große Ehre" sei.

Eben dieser Bruder — es war Karl Buch von Beuren — hat verschiedenemal durch eine sonst in bauerlichen Kreisen nicht gewohnte Noblesse die Hochachtung seiner Mitbürger sich erworben. Ein Mann seiner Gemeinde mußte einst eine Wiese verkaufen, da er einen Wechsel über 400 M einzulösen hatte und ihm das bare Geld hiezu fehlte. Doch niemand wollte soviel dafür geben; die Wiese war offenbar das nicht wert. Schließlich bot Karle 390 M, und er erhielt sie auch zugeschlagen. „Ich muß aber notwendig 400 M haben!" jammerte da der Mann auf dem Rathhaus. „Sei ruhig", tröstete ihn Karle, „du bekommst auch 400 M von mir." Und er selber stak doch damals tief in Schulden. Dieser Vorfall wurde viel besprochen und von jedermann bewundert und gerühmt. — Ein andermal kaufte Karle einen Weinberg ziemlich billig von

armen Leuten. Da derselbe in den folgenden Jahren einen reichlichen Ertrag abwarf, so hätte er gern den Kindern des früheren Besitzers nachträglich noch etwas dazu gegeben. Aber sie waren alle verzogen und verschollen. Da, nach langer Zeit, kurz vor seinem Tode, rief ihm eines Tages ein Weib aus einem Neuffener Weinberg zu: „Ach, Karle, seid Ihr's? Wie freue ich mich, Euch einmal wieder zu sehen!“ Bei weiterem Gespräch stellte es sich heraus, daß es eine Tochter eben jener Leute war und daß sie in sehr dürftigen Verhältnissen lebte. Karle gab ihr bei dieser Gelegenheit 10 Mark Nachzahlung zu dem Weinberg, worüber sie natürlich hoch beglückt war.

Die Tochter W. erzählt von dem elterlichen Haus: „Wieviel wurde das ganze Jahr hindurch von uns nach allen Seiten hin verschenkt: Brot und Mehl, Obst und Eier, Kraut und Schmalz, Kleider und Geräte, und wir hatten es doch selber gar nicht so reichlich. Wenn der jährliche Schlachttag war, so hatten wir Kinder den ganzen Tag Gasse hin Gasse her, treppauf treppab zu laufen und Mehelsuppe auszutragen. ‚Das ganze Jahr hatten wir kein Fleisch‘, sagte eine Nachbarin nach des Vaters Tod zu mir; ‚wenn aber ihr schlachtetet, dann immer‘. Benötigte jemand ein Geräte: Sense, Rechen, Art, Säge, Pflug, Wagen — beim Buckenkarle bekam er es immer geliehen. Und wie oft wurde es beschädigt, oder auch gar nicht zurückgegeben! Wurde dem Vater von einem filzigen Nachbar eine Furche weggeackert oder der Boden vom Weinberg weggescharrt oder er im Handel übervorteilt — er litt und schwieg und stellte es dem anheim, der da recht richtet. Brauchte jemand Geld oder einen Bürgen — der Karle war am ehesten dafür zu haben.“

Und so nobel und freigebig wie der Hausvater war auch die Hausmutter, die als frühere arme Magd die Not des Lebens aus eigenster Erfahrung kannte. In den fünfziger Hungerjahren trat einmal ein hungerndes Bettelkind in die Stube und bat um ein Stücklein Brot. Sie gab ihm das letzte „Niebele“, das im Hause war. Das kam selbst dem Vater als zuviel vor; er dachte,

diesmal hätte es auch ein „Schnipfele“ getan, man müsse doch auch an sich und an die Hausgenossen denken. Jetzt hatte man ja nicht einmal ein Abendessen mehr. Doch auf den Abend kam eine *B a s e* und gestand, sie habe den ganzen Nachmittag wegen des „Karles“ keine Ruhe; sie möchte deswegen fragen, ob sie denn auch noch etwas zu essen hätten? Als man ihr mit „nein“ antwortete, lief sie schnell heim und brachte die größte Schüssel Mehl mit den Worten: „So, jetzt habt ihr, bis ihr schneiden könnt; und das will ich euch gleich sagen: heimgeben dürft ihr es nimmer!“

Wenn arme Leute des Dorfes um *P a t e n s c h a f t* für ihre Kinder verlegen waren, so gingen sie zum „Karle“, und nie versagte er ihnen diesen christlichen Dienst. Öfters nahm er *W a i s e n* in sein Haus auf, einmal auch einen alleinstehenden *G r e i s*, der wider Erwarten noch 12 Jahre lebte und der ganzen Familie viel zu tragen gab.

Daß es übrigens doch nicht immer so leicht war, mit dem sanftmütigen Karle zusammenzuleben, daß mußte einmal ein *S c h n e i d e r* erfahren. Es war ein roher Mensch und arger Flucher, dabei äußerlich so heruntergekommen, daß er endlich mit Weib und Kind in einem leeren Holzschuppen Unterkunft suchen mußte. Niemand wollte ihn bei sich aufnehmen. Das verbarmte unsern Karle, und er räumte der Familie eine Ecke in seiner Wohnstube ein, wo sie zusammen hausen durfte. Aber dem Manne wurde es hier bald wind und weh. Er wollte fluchen, und konnte nicht, ja er konnte fast nicht atmen in dieser Luft. Nach etwa acht Tagen sagte er: „Karle, ich sehe, wir taugen nicht zusammen; bei dir ist mir's zu eng.“ So ging er von selbst wieder. Der Hausvater erwähnte dabei das Wort Off. 21, 25. 27: „Die Tore Jerusalems sind offen bei Tag und Nacht; dennoch wird nichts Gemeines hineingehen.“

In *S t o c k a c h* bei Duflingen lebte vor etwa hundert Jahren Schulmeister J. Klett, den sein Freund Dr. Barth scherzhaft den „Prälaten von Bethlehem“ nannte. Er war wegen seines kind-

lich frommen Gemüths in Brüdertreue weithin bekannt und beliebt. Seine Besoldung betrug in dem geringen Filialort nur 70 Gulden, womit er mit Weib und 9 Kindern sich durchbringen mußte. Das war besonders in den Teurungsjahren 1816 und 17 fast unmöglich. Dennoch hörte er auch da nicht auf andern wohlzutun. So kam an einem regnerischen Novembertag 1816 ein Hausiererpaar zu ihm, das er freundlich bei sich aufnahm und zum Übernachten einlud. Zum Abendessen gab's bloß eine dünne Wassersuppe, von der die fremden Krämersleute die erste und größte Portion erhielten, die Kinder dann kleinere, der magere Rest verblieb den Hauseltern. Die Krämersfrau fragte, ob denn sonst nichts mehr zum Essen im Hause sei? „Gar nichts“, erwiderte die Schulmeisterin, „kein Mehl, kein Brot, kein Schmalz, keine einzige Kartoffel.“ Doch ihr Mann bemerkte glaubensvoll dazu: „Der, welcher mit 5 Broten einst 5000 Menschen gespeist hatte, kann auch mit 5 Löffeln uns alle sättigen. Wer weiß, was bis morgen früh da ist!“ Das ging den beiden Gästen tief zu Herzen, und sie beschloßen, ihre Eßvorräte, die sie bei sich hatten: Kaffee, Zucker und Weißbrot, den Leuten zum Frühstück zu schenken. Die Hausfrau durfte nur noch für Milch sorgen, und so gab's einen köstlichen Morgenimbiß. „Hab ich's nicht gesagt“, rief da der Schulmeister triumphierend aus, „wenn der Herr sieht, was wir nötig haben, so wird's schon kommen? Und für den Mittag wird wohl auch etwas da sein.“ Als dann die Hausierer am Vormittag wieder weiterzogen, begegneten sie vor dem Dorf draußen einem Mann, der in einem Schubkarren zwei Säcke vor sich herschob, die mit Brot, Mehl, Schmalz, Kartoffeln, Gerste, Bohnen u. dergl. angefüllt waren. „Ob er damit zu Markte wolle“, fragten sie ihn. „Nein, zum Schulmeister von Stofach“, lautete die Antwort, „und ich muß mich sputen, daß er noch auf den Mittag etwas Warmes kochen kann.“ Das war besonders dem Krämer sehr wunderbar, und er wurde von da an ein ganz anderer Mensch. Vorher hatte er der Frau verboten, mit den Kindern zu

beten, jetzt betete er selber und besuchte auch Stunden, wenn er Gelegenheit dazu fand.

In D e t t i n g e n bei Urach, das heute noch ein Hauptstundenort ist, finden wir im 18. Jahrhundert den wackern Bäckermeister Christoph H a n d e l, in Brüdertreissen kurz der „alte Christoph“ genannt. Er war durch S t e i n h o f e r erweckt worden, und als dieser gesalbte und gesegnete Zeuge des Evangeliums nach nur vierjähriger Wirksamkeit (1749—53) D. wieder verließ, konnte er sagen: „Mir geht er wohl; ich hab mein Teil empfangen.“ Er wurde nicht nur für viele Gläubigen ein „Vater in Christo“, sondern hatte auch durch seine edle Uneigennützigkeit und Nächstenliebe ein gutes Gerücht bei allem Volk. So war er eifrig bemüht, mit allen seinen N a c h b a r n in gutem Einvernehmen zu leben und scheute zu diesem Zweck vor keinem Opfer zurück. Er hatte z. B. in seinem Hof eine große bedeckte T r e p p e, die einen bequemen Eingang in sein Haus bildete, aber den Nachbarn beim Einfahren sehr hinderlich war. Nachdem er dies eine Weile bemerkt hatte, ließ er, ohne daß jene ein Wort zu ihm gesagt hätten, die Treppe abbrechen und an einem für ihn selber weit unbequemerem Ort anbringen. Diese selbstlose Gefälligkeit gewann ihm so die Herzen der beiden Nachbarn, daß sie sich erbieten, ihm alle zu der Veränderung nötigen Baumaterialien unentgeltlich beizuführen. Christoph zwar, der ihren Charakter aus Erfahrung kannte, nahm dies Anerbieten nicht an, damit sie nachher nicht sagen würden: „Wir haben es wieder wett gemacht.“ Doch hatte er von da an ihre Liebe für immer gewonnen.

Drunten im Uracher Thal hatte er eine schöne B a u m w i e s e, die er nach obrigkeitlich festgesetzten Stunden während der Nachtzeit wässern durfte. Da mußte er zuweilen einem Nachbar, der unfugter Weise die Falle nach seiner Wiese geöffnet hatte, dieselbe schließen. Einmal ging er wieder zu diesem Geschäft das Thal hinunter. Da hörte er in der Dunkelheit zwei Männer miteinander reden und seinen Namen dabei nennen. So oft er dies zufällig vernahm,

pflegte er sich zu sagen: „Was will der I. Gott wieder von dir?“ Der eine der beiden sagte allerlei Löbliches von ihm; aber der andere entgegnete darauf: „Er ist halt doch auch ein rechter W ä s s e r e r; von seinem Recht läßt er nichts ab.“ Das schrieb sich Christoph hinter die Ohren, und von da an verzichtete er auch auf gute Rechte, wenn es galt, Verstimmung und Übelwollen bei andern Leuten zu vermeiden. Solch eine Gesinnung trifft man nicht selten unter den Brüdern, wovon noch folgende Beispiele zeugen mögen.

Dem H a n s m a r t i n von Mägerkingen, der mit seinen 10 Kindern auf der Rauhen Alb droben sich tapfer um das tägliche Brot wehren mußte, wurde einst eine S ä g m ü h l e zu äußerst billigem Preis angetragen. Da die Sache ganz ungesucht an ihn herantrat, so glaubte er mit gutem Gewissen einmal auch einen „Profit“ machen zu dürfen. Er kaufte also die Sägerei und fing an das Geschäft zu betreiben. Aber nach drei Tagen schon kam der frühere Besitzer in sein verlassenes Anwesen, weinend und klagend: er könne es nicht ertragen, nichts mehr umtreiben zu müssen; Hansmartin möchte ihm doch seine Sägmühle wieder z u r ü c k g e b e n. Das Rosale, die Hausfrau, die sonst auch ein gutes Herz hatte, meinte diesmal im Blick auf die große Kinderschar: „Was geschrieben ist, das ist geschrieben, und Recht soll Recht bleiben“. Aber der Mann gab dem Verkäufer zur Antwort: „Dir soll geholfen werden“, und machte den Kauf wieder rückgängig. Er wäre sonst ja auch seines Besizes nicht froh gewesen.

Ganz ähnlich benahm sich verschiedenemal Hansmartins Freund, der G l e m s e r M a r t e. In Glems, seiner Heimatgemeinde am Fuße der Alb, wurden alljährlich H o l z l o s e versteigert, die dem Käufer nicht selten einen schönen Gewinn abwarfen. Die bemittelten Bürger, unter ihnen auch Marte, waren stets Liebhaber bei solchem Kauf. Einst hatte er wieder ein solches Los erstanden, als ein ärmerer Lusttragender neben ihm laut murrte: Der arme Bürger könne nichts mehr verdienen, die Reichen nehmen einem

alles vor dem Munde weg. „Willst du mein Loos?“ sagte da schnell Martin zu ihm. „Gern, wenn ich's bekomme“, lautete die Antwort. Sogleich überließ er es ihm. Und nicht nur das — von da an blieb er überhaupt diesen Versteigerungen fern, um niemand ein Argernis zu geben.

Ebenso machte er es in einem andern Fall. Die Glemser Bürger hatten das Recht, alle zwei Monate in den großen Gemeindeforsten einen Tag dörres Holz zu sammeln. Man hieß diese Tage *H o l z t a g e*, und jedermann benützte sie; denn die meisten Familien erhielten auf diese Weise ihr ganzes Jahresbedürfnis. Weil aber Martin den armen Leuten ihre Holzernste nicht schmälern wollte, so verzichtete er bald auf dieses Recht. Er kannte ganz gut seine Schwäche: die starke Neigung zum irdischen Gut, und darum trat er in ernster Selbstverleugnung immer wieder diesem Fehler entgegen.

Zu Vorsteher *H o f f m a n n* in Norntal kam eines Tags ein Bürger und klagte ihm, er müsse für Bauzwecke einen Platz hergeben, auf dem so s c h ö n e B ä u m e stehen, die ihm nicht vergütet werden. „Wie hoch schlägst du deinen Schaden an?“ fragte ihn Hoffmann. „Auf 50 Gulden“, sagte dieser. Da gab ihm Hoffmann diese Summe aus seiner eigenen Tasche. Der Mann konnte es fast nicht glauben; aber es blieb dabei. Und gerade um diese Zeit opferte Hoffmann viele Hunderte für die hartbedrängte Schwesterngemeinde Wilhelmsdorf. Er kam dadurch selber so in Not, daß er mit seiner Familie oft fast nicht mehr hinausjah. Und doch, als einem armen Bruder wegen 200 Gulden Schulden v e r g a n t e t worden wäre, gab er auch diesem das nötige Geld und rettete dadurch seine wirtschaftliche Ehre und Selbständigkeit. Und wie merkwürdig — wenige Tage darauf mußte er zwei reichen Familien Testamente machen, und erhielt als Belohnung gerade 200 Gulden.

Etwas ganz ähnliches durfte Br. Johannes *H e h n* (1782 bis 1867) in seiner Jugend erfahren. Er versah jahrzehntelang die Stelle

eines geschäftsführenden Gesellen beim Herrenküfer in Mar-
g r ö n i n g e n. Die Arbeit war sehr anstrengend und der Tagelohn
betrug nur 6 Kreuzer (17 Pfennig). Öfters wurde ihm ein besserer
Platz angeboten; aber er blieb auf dem ihm einmal angewiesenen
Posten und sagte: „Wenn ich auch alles Gold und Silber der Erde
besäße und die Ewigkeit in mir wäre nicht mit Gott und Jesus erfüllt,
so wäre ich doch ein armer, bedauernswerter Mensch.“ Immer
teilte er von seinem geringen Verdienst auch Dürftigen mit. Einst
bekam er mit einem zugereisten K ü f e r g e s e l l e n, der durch
einen kranken Arm an der Arbeit verhindert war, ein solches Mitleid,
daß er ihm seine ganze Barschaft, die damals in 24 Kreuzern bestand,
schenkte. Am folgenden Tag drückte ein Weinhändler, der mit
den von ihm gelieferten Fässern sehr zufrieden war, gerade das
Doppelte, 2 Sechsbäbner (48 Kreuzer), ihm in die Hand. So durfte
er die Wahrheit des Sprichwortes erfahren: „Almosengeben armet
nicht.“ Wir begreifen auch, wie seine Hauswirtin bei ihrem Sterben
ihrer Tochter zurief: „Mife, laß den Johann nicht aus dem Haus,
sonst weicht der S e g e n von dir!“ Solche Küfergesellen sind aller-
dings rare Vögel. Aber auch solche B a u e r n k n e c h t e wie Heinrich
B r ä u n l e i n (1797—1875), der uns seine Lebenserfahrungen
in seinem hohen Alter selber aufgezeichnet hat und der u. a. aus seiner
Dienstzeit in Bradenlohr im Frankenland schreibt:

„Seit der Zeit, da mir Gnade und Barmherzigkeit von Gott
geschenkt war, entschloß ich mich, alles, was ich konnte, für die S a c h e
G o t t e s zu tun, und weder Geld noch Mühe zu scheuen, um den
Leuten die Gelegenheit darzubieten, auch zu einem so glücklichen
Zustand zu gelangen, wie der Herr mich darein versetzt hatte. Ich
hätte damals mein Leben lassen können für die Bauern an jenem
Ort, wenn ihre Seligkeit dadurch hätte zustand gebracht werden
können. Ich fing an, g u t e B ü c h e r um den billigsten Preis zu
bestellen, damit die Leute keine schlechten kaufen möchten. Nun
kauften sie im ganzen Ort Predigtbücher von mir, da sie glaubten,

ich verstehe die guten. Gewinn nahm ich keinen, denn ich las einmal: „U m s o n s t h a b t i h r ' s e m p f a n g e n , u m s o n s t g e b e t e s a u c h ! “ Es war Gnade, daß ich es tun konnte. Von Armen nahm ich lieber weniger, denn es war mir nur darum zu tun, das Gute zu befördern. In dieser Gesinnung und in der besten Meinung fing ich auch an, T r a k t ä t l e i n z u s c h r e i b e n , u m d e n M e n s c h e n e i n W o r t d e r L i e b e a n s H e r z z u l e g e n u n d u m s i e a u f m e r k s a m a u f i h r e S e l i g k e i t z u m a c h e n . Es trug sich auch zu, daß ich etlichemal in einem Ort mit gläubigen Seelen zusammentam, ein Lied sang und eine Predigt von Hofacker las. Das kam aber vors Konsistorium, und eines Tags wurde ich vor G e r i c h t z u r V e r a n t w o r t u n g g e l a d e n . Dort erzählte ich mit großer Freudigkeit eine halbe Stunde lang, und es wurde alles zu Protokoll genommen. Ob der Richter gleich katholisch war, so klopfte er mir doch beim Abschied auf die Achsel und sagte, ich solle nur in Gottes Namen hingehen, ich tue keinen Schaden. Und so war's vollendet.“

Von solch reicher Liebesaat, theils leiblicher theils geistlicher Art, gilt, was H i l l e r sagt:

Hat man kein Verdienst davon,
Gibt die Gnade dennoch Lohn —
Wer hier reichlich Gutes tut,
Sammelt dort auch reiches Gut.

Stellung zur Welt.

Stellet euch nicht dieser Welt gleich.
Röm. 12, 2.

Über die Stellung des Christen zur Welt gibt die Schrift verschiedene Anweisungen, die zu vereinigen im einzelnen Fall oft viel Weisheit erfordert. Einerseits soll der Christ die (sündige) Welt fliehen und meiden und sich von ihr „unbefleckt erhalten“ (Jak. 1, 27), andrerseits sagt der Herr zu seinen Jüngern: „Ihr seid das Salz der Erde — ihr seid das Licht der Welt.“ Matth. 5, 13 f. Das Salz aber gehört in die Speisen hinein, wenn es dieselben würzen soll; das Licht wird auf den Leuchter gestellt, damit es „leuchte allen, die im Hause sind“.

Es ist nun bekannt, daß der Pietismus von Anfang an durch eine gewisse Weltflüchtigkeit sich ausgezeichnet hat und mehr die negative Seite der Weltverleugnung als die positive der Weltbeherrschung betont und gepflegt hat. Dieser Zug tritt uns auch bei den schwäbischen Gemeinschaften entgegen, die am liebsten in der Stille ihren Weg gehen — mögen dann „die andern, breite, lichte, volle Straßen wandern“. Man hütet sich ernstlich, „die Grenzsteine zwischen dem Reich Christi und dem Reich der Welt zu verrücken“ und spannt lieber die Seile seines Wanderzeltes zu enge als zu weit. In einer Zeit, wo in kirchlich-christlichen Kreisen vielfach die Weltoffenheit in Weltseligkeit übergeht, wollen wir das nicht zu streng tadeln, auch dem Bildungsgrade der meist bäuerlichen Pietisten manches zugute halten.

Als einmal ein schlichter Bruder von der Alb, der in seinem ganzen Leben nur selten aus seinem abgelegenen Heimatdorse hinausgekommen ist, durch eine der schönsten Straßen Stuttgart ging, da sagte er nachher, er habe den ganzen Weg hinunter nur ein Wort an allen Häusern gelesen und in Gedanken buchstabieren müssen — „Eitelkeit!“ Dagegen meinte ein anderer, ein Lands-

mann von ihm, wenn er in die Nähe von R o r n t a l komme und das glänzende Türmlein über dem Gemeindesaal schimmern sehe, so werde es ihm ganz eigen und weisevoll zu Mute; er müsse dann immer an die glänzenden Zinnen vom himmlischen Jerusalem denken. — „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“ Matth. 6, 21.

Eine Schwester klagte einmal ihrem Bruder, einem hochangesehenen, einflußreichen Stundenhalter, sie sei oft ihres Gnadenstandes so unsicher und wisse nicht, ob sie überhaupt zum Volk Gottes gehöre. Darauf sagte ihr dieser: „Denke dir, du kämest in eine fremde Stadt. Das erste Haus wäre ein W i r t s h a u s , das zweite ein T h e a t e r und das dritte ein S t u n d e n h a u s . In welches würdest du da zuerst eintreten?“ „Natürlich in das S t u n d e n h a u s “, lautete ihre Antwort. „Also weißt du schon, wohin du gehörst“, sagte er ihr darauf.

In ein Theater wird ein Stundenmann nicht gehen, ebenso hält man sich in Gemeinschaftskreisen vom T a n z b o d e n fern. Jeder Kenner unsres Volkslebens weiß auch, wieviele junge Leute hier schon zu Fall gekommen sind und Schaden an Leib und Seele genommen haben. Beim alten H o f f m a n n in Rorntal war einmal eine Gesellschaft jugendlich fröhlicher Personen versammelt, die gern auch einen Tanz veranstaltet hätten. „In der Bibel komme ja auch manchmal ein ‚Reigen‘ vor“, meinten sie. „Ja, dann tanzet aber auch b i b l i s c h “, bemerkte ihnen dieser: „Buben mit Buben, und Mädchen mit Mädchen.“ Das wollten sie aber doch nicht. Denn, sagten sie, „so habe die Sache keinen Reiz für sie“. — „Ob man im N a m e n J e s u t a n z e n könne“, schreibt Schulmeister K o l b , „weiß ich nicht; ich glaube aber schwerlich. Darum soll es ein Christ lieber sein lassen; denn die Mahnung des Apostels lautet: ‚A l l e s , was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles in dem Namen Jesu Christi.‘“ Kol. 3, 17. — Treffend bemerkte auch einmal der alte Apotheker H. Z e l l e r von Ragold: „Ich weiß keine sichere Kontrolle für erlaubte, gesunde, Leib und Seel' erquickende Vergnügen als

den fragenden Gedanken: „Kannst du in diesem Augenblick des Genusses mit gutem Gewissen, gerüstet und gesammelt, vor den Richterstuhl Gottes treten? Denn es gibt nur ein Gewisses, Sicheres, unfehlbar Berechenbares: daß der Herr uns in jeder Minute zur Rechenschaft abfordern kann.“

Manches weltliche Vergnügen sieht zwar äußerlich harmlos aus, und doch heißt's: „Der Tod ist im Topfe!“ 2. Kön. 4, 4. Br. M e h g e r von Böblingen (1782—1866), ein lauterer, sehr demütiger Christ, wurde eines Tages von einem jungen Manne, der eine G e m ä l d e s a m m l u n g besucht hatte, aufgefordert, dieselbe sich auch anzusehen. „Es seien sehr schöne Sachen darin“, sagte er, „allerdings auch einiges Anstößige darunter.“ Darauf erwiderte ihm Mehger: „Wenn mir jemand ein Essen vorsetzen und mir sagen würde, es sei nur ein klein wenig G i f t darunter, so würde ich eben nichts davon anrühren.“ Und so blieb er weg.

„Kinder, merkt euch“, pflegte ein frommer Vater zu sagen, „daß die Blüte des S t e c h a p f e l s eine große Ähnlichkeit mit der weißen L i l i e hat, und doch ist sie giftig.“ Das hat sich besonders die jüngste Tochter, das A m e i l e zu Herzen genommen. Die Mahnung des Apostels Johannes: „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist“, befolgte sie von Jugend auf mit ernstem Sinn und Wandel. Einmal fand beim Traubenwirt eine T a n z h o c h z e i t statt. Ein junger, angesehener Bursche des Dorfes, der das schmutze Ameile gern sah, machte mit seinen Kameraden aus, er wolle sie auch zum Tanz holen. „Das wird der Vater, der Krämer-Deardle (Leonhard) nicht leiden“, sagten ihm diese. Nun er wollte es einmal probieren, und ging also direkt zum Hausvater mit seiner Bitte. „Mein Ameile weiß selber, was sie zu tun hat“, gab ihm dieser kurz und trocken zum Bescheid. „Nun, Ameile, was ist's, gehst mit?“ fragte er jetzt diese. „Ja, wenn die Musikanten spielen, was ich wünsche“, sagte sie ihm. Gerne wurde ihr dies zugestanden, und so pilgerten denn die beiden miteinander der Traube zu. Hier gab es ein großes Halloh, als das

Ameile sich auch einmal an diesem Ort zeigte, und ihr Begleiter wurde von allen Seiten beglückwünscht, daß er die „Tepistin (Pietistin) herausgehauen“ habe. „Nun, Ameile, jetzt sag, was gespielt werden soll?“ fragte er sie mit lauter Stimme. Darauf erfolgte eine große, allgemeine Stille und die Spielleute harrten gespannt ihres Auftrags. Ohne sich zu besinnen, sagte das Mädchen fest und bestimmt:

Der am Kreuz ist meine Liebe,
Und sonst nichts auf dieser Welt.

Zunächst folgte diesen Worten wieder eine kurze, verlegene Stille; dann aber brach ein solcher Sturm von Hohn- und Spottreden los, daß sich das Ameile schnell aus dem Staube machte. Zu Hause hatte der Vater inzwischen des öfteren das Schiebfenster auf- und zugemacht und nach der Tochter Ausschau gehalten, in der Überzeugung, daß sie nicht lange ausbleiben werde. Als sie dann auch bald wieder erschien und auf Befragen erzählte, wie es gegangen sei, so sagte der Vater bloß: „Dum wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Säue.“ Das Ameile aber hatte selber den Eindruck bekommen, daß sie zwar tapfer, aber doch nicht klug gehandelt habe, und vermied künftig solche Anlässe.

Sich unvorsichtigerweise auf das Glatteis weltlicher Vergnügungen und Versuchungen zu begeben, ist auch deswegen so gefährlich, weil jeder Mensch, und auch jeder Christ, in sich selber ein Stüd Welt trägt. „Ich komme mir vor“, sagte einmal ein Stundenhalter, „wie ein Käfer, der in drei Schachteln eingeschlossen ist: mein Herz ist im Fleisch gefangen, das Fleisch in der Welt und die Welt liegt im Argen.“

Diese vorsichtige und mißtrauische Haltung der Welt gegenüber zeigt sich schon äußerlich darin, daß A l e i d e r p r a c h t und = p u ß streng v e r p ö n t ist in Stundenkreisen. Eitelkeit und Hoffart paßt ja auch schlecht zur Nachfolge dessen, der „in Anechtsgestalt“ einherging. „Augenlust und hoffärtiges Leben ist nicht vom Vater

sondern von der Welt", schreibt Johannes. „Und die Welt vergehet mit ihrer Lust." 1. Joh. 2, 12 f. Als einmal eine junge Tochter durchaus ein neues, modisches Kleid haben wollte und die Mutter immer wieder darum anging, da erhob diese endlich ihre Hände und rief betend zum Himmel gewendet aus: „Ach, Herr, erbarme dich mein! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt." Matth. 15, 22. Jetzt war der „Buxteufel" schnell ausgetrieben.

Beim Hansmartin in Mägerkingen waren eines Tages eine Anzahl jüngerer Brüder versammelt, die eifrig über das baldige Kommen des Antichrist verhandelten und von einem Vergungsort im fernen Morgenland sprachen. Als sie dann aufbrachen und mit viel Umständlichkeit ihre Mäntel, Frisur und Tabakspfeifen in Ordnung brachten, so rief ihnen der Hausvater zu: „O Bürsche, bis ihr eure Pfeifen anzündet, eure Haare kämmt und eure Überwürde anziehet, bin ich schon halbwegs!"

Da war der Christian von Münsingen in seiner Jugend anderen Sinnes. Mit seiner Befehrung als Schneidergeselle hatte er auch den Vorsatz gefaßt, wie er's im Konfirmationsbüchlein gelernt hatte: „abzusagen der Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt". Er hatte einen gleichgesinnten Freund, an den er sich eng anschloß, und die beiden wachten streng übereinander, daß keiner aus dem Geleise gerate, „worinnen die Demut und Einsalt regieret". Nun hatte Christian einmal einen neuen Hut sich gekauft, der durch seinen Glanz dem andern als bedenklich „hossfärtig und weltförmig" erschien, was er auch offen dem Freunde bei einem gemeinsamen Spaziergange am Sonntag Nachmittag sagte. Dieser gab ihm darauf die Erlaubnis, er dürfe der stolzen Kopfsbedeckung ihren gleißenden Schimmer rauben. Da nahm dieser den Hut und warf ihn in einen Steinbruch, zog ihn auch einigemal durch den Staub, was freilich seiner soliden Qualität nicht viel schadete. Nun das war eine jugendliche Torheit; aber ein gärender Most treibt eben allerlei Blasen, und je stärker er schäumt, um so mehr Kraft und Feuer hat

er. Später klärt er sich dann von selber ab, wie das auch bei unsrem Christian der Fall war.

In einer heiligen Atmosphäre, wie sie von echten Kindern Gottes ausgeht, können eitle Bestrebungen gar nicht aufkommen; sie verschwinden wie Nebel vor der Sonne. B e n g e l sagt einmal: „Wenn eine Seele sich im Gebet recht gefaßt hat, so wird sie finden, daß sie alsdann erst recht auf andere hinwirken kann. Denn die himmlische Salbung gibt einen G e r u c h von sich, daß man hernach ohne viel Worte den Seelen etwas kann abgewinnen.“ Bei ihm selber war das in hohem Grad der Fall, wovon manche Beispiele zeugen.

„Im Jahr 1748,“ so erzählt H ä r l i n, der spätere Pfarrer und Gemeinschaftspfleger in Bulach, „hielt H e r z o g K a r l an einem ausnehmend festlichen Tag, den er beging, offene Tafel. Ich war damals ein Knabe von 7 Jahren und wurde unter der Aufsicht meines Vaters neben anderen Schülern auch in den Saal gelassen, wo die Tafel gehalten wurde. Die P r a c h t w a r u n b e s c h r e i b l i c h. Ich gaffte als ein sinnliches Geschöpf alles um mich herum mit offenem Munde an, bis der sel. Propst B e n g e l, der als ‚Landstand‘ auch zur Tafel gezogen war, mir unter die Augen kam. (Daß es Bengel war, wußte ich damals nicht, hatte auch seinen Namen nie gehört.) Von dem Augenblick an, als dieser Mann und ich ihm wechselseitig mit den Augen begegnetete, verschwand vor meinen Augen alle Herrlichkeit, die ich angaffte, wie ein Nebel, den die Sonne mit ihrer Kraft verscheucht. Nicht als ob mein Gewissen beunruhigt worden wäre; denn ich hatte von Kindheit an einen bewahrten Gang, sondern ich war wie von einem kräftigen Magnet durch die Augen, die voll Licht und Leben waren, und durch die Stirn, auf der ich das Wort ‚E w i g l e i t‘ zu lesen meinte, in eine andere Sphäre hineingezogen. Damals konnte ich freilich meine Empfindungen nicht erklären; aber von dem Augenblick an bat ich Gott mit kindlichen Seufzern, er möchte mich in der Welt auch zu einem solchen Manne machen. . . Bengel wurde, wo ich ihn von ferne

wandeln sah, ein Trost meiner Augen. Ich lief, wenn ich ihn auf der Straße wandeln sah, auf den nämlichen Steinen, die sein Fuß betrat, und diese Schritte waren mir wie der Schatten Petri (Apost. 5, 15), der vielen zur Genesung half. Später aber, etwa von meinem 18. Jahr an, las ich die Reden Bengels über die Offenbarung, und wurde von den Kräften der zukünftigen Welt, die in diesen Reden walten, mächtig angezogen."

Ein anderes. Einmal waren zwei junge Mädchen vom Lande nach Stuttgart gekommen. Sie waren unter strenger christlicher Zucht aufgewachsen und stets von Schauspielen und Komödien ferne gehalten worden. Da sie nun hier in der Hauptstadt so viel Ruhmens davon hörten, so kam sie auch die Lust an, das *Opernhaus* zu besuchen. Auf dem Wege aber dahin begegnete ihnen eine große, ehrwürdige Gestalt, die sie zwar zuvor noch nie gesehen, in der sie aber sofort Prälat *Bengel*, von welchem ihnen ihre Eltern schon manches erzählt hatten, nach der Beschreibung erkannten. Sie sahen ihn verwundert an und blickten noch einmal nach ihm um, als er schon vorüber war. Da begegnete ihnen wieder sein ernstes Auge, und es war ihnen, als wollte er sie fragen: „Kinder, seid ihr auch auf dem rechten Wege?“ Und auf der Stelle wandten sie sich wieder und kehrten, ihrer Theaterlust sich schämend, nach Hause zurück.

Doch nicht bloß bei geistig so hervorragenden und durchgebildeten Männern wie Bengel zeigt sich eine solch eindrucksvolle Weihe und Würde der Lebenshaltung, sondern oftmals auch bei ganz schlichten, einfachen Leuten. So kam an einem Sonntag in das Haus des Weingärtners *Karl Buch* in Beuren eine eitle Verwandte, die sich in ihrem neuen Kleid ihren Väslein, den Töchtern des Hauses, zeigen wollte. Diese unterhielten sich auch ganz vergnügt mit ihr; der Vater aber saß, wie es so seine Art war, ganz still daneben und schaute die Besucherin nur einen Augenblick an. Nachher erklärte sie ihren Freundinnen: „In euer Haus gehe ich nie mehr!“

„Warum nicht?“ fragten sie diese verwundert. „Ja, euer Vater hat mich so angeschaut, daß ich ganz erschrocken bin und mich wegen meines schönen Kleides recht geschämt habe. Ich komme nie mehr!“

Noch merkwürdiger ist folgender Vorfall. Das Haupt der Gemeinschaft in B e r g bei Stuttgart war vor hundert Jahren der Müllermeister Joh. Georg B o l e h (1757—1822), ein Mann voll Kraft und Feuer. Seinem scharfen Auge pflegten alle Boshaftigen und Falschen auszuweichen; sie sagten von ihm: „Boleh sieht einem an, was man denkt.“ Eines Tags trat ein fremdes B a u e r n w e i b bei ihm ein und bot ihm S c h n a p s zum Kaufe an. „Ich brauche keinen“, sagte er ihr. Als sie aber ihr Angebot zudringlich wiederholte, blickte er sie fest und ruhig an, ohne etwas zu bemerken. Da wurde sie unruhig und fragte ihn vorwurfsvoll: „Was sieht Er mich denn so an?“ Wiederum antwortete er nichts, sondern schaute ihr nur scharf ins Gesicht. Nun wurde sie aufgeregt und sagte in heftigem Tone: „Er braucht mich nicht so anzusehen; ich habe nichts Böses getan!“ Als er sie aber immer noch mit den Augen fixierte, rief sie angstvoll aus: „Will Er mich denn mit seinen Augen erstechen? Ach Gott, ich sehe schon, Er weiß es! Ich will's Ihm ja gern bekennen — Eins hab' ich gehabt.“ „So, so, Sie hat eins gehabt“, erwiderte er ihr darauf; „ich habe Sie ja gar nicht gefragt.“ „Ja“, sagte sie, „eins hab' ich gehabt.“ „So, nur e i n s?“ fragte er jetzt. „Ja, weiß er denn alles?“ sagte sie nun. „Ich habe z w e i gehabt, aber ich habe ihnen gewiß nichts zuleid getan!“ „So, Sie hat ihnen nichts zu leid getan?“ entgegnete Boleh mit durchdringendem Blick. „Ach Gott im Himmel!“ schrie jetzt das Weib, „weiß Er denn alles? Eins habe ich umgebracht!“ Und mit den Worten: „Gott behüte mich vor diesem Mann!“ stürzte sie zur Thür hinaus. — „Habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis, s t r a f e t sie aber vielmehr“, schreibt der Apostel. „Denn was heimlich von ihnen geschieht, das ist auch zu sagen schändlich. Das alles aber wird offenbar, wenn's vom Licht gestraft wird.“ Eph. 5, 11—13.

Vom öffentlichen Leben ziehen sich die Gemeinschaftsleute nach Möglichkeit zurück, selten, daß sie ein bürgerliches Amt annehmen, obwohl ihnen ein solches wegen der Achtung, die sie allgemein genießen, häufig angeboten wird. „Nicht um 1000 Gulden möchte ich Schultheiß werden! rief G. Haag von Oberjettingen aus, als ihn seine Mitbürger zum Ortsvorsteher wählen wollten. (Wir haben diesen Bruder als eifrigen und kunstsinnigen Missionsfreund im vorigen Abschnitt kennen gelernt.)

Bezeichnend in dieser Beziehung ist auch, was einmal der Glemser Marte in einer Versammlung erzählte: „Vor einiger Zeit sollte ich Gemeinderat werden und wurde deshalb über die Wahl befragt. Ich dachte an Br. Schönbeins Wort: 'Es ist gut, wenn man nicht viel gilt; so haben es die Leute leicht, einem auch die Wahrheit zu sagen', und lehnte den Antrag ab. Bei Nacht dachte ich der Sache weiter nach, und Fleisch und Geist kamen in gewaltigen Kampf miteinander. Das Fleisch wurde durch die in Aussicht stehende Ehre gereizt, der Geist durch die drohenden Versuchungen und Gefahren erschreckt. Ich kam so in Eifer, daß ich mit der Hand auf die Bettdecke hineinschlug und mein Weib dadurch aufwachte. Sie fragte: 'Marte, was hast du doch heut Nacht für eine Unruhe?' 'Ich bin in der Hölle', antwortete ich. 'Was tust du in der Hölle? — Gang' raus!' sagte sie darauf. Nun erklärte ich ihr es: 'Man will mich zum Gemeinderat machen, und mein alter Mensch wär's so gern.' 'Ach, so einen Gemeinderat wie du kann man aus jeder Hecke herauschneiden', gab sie mir zur Antwort. Geschmeichelt hat sie mir ja nie, und was sie da sagte, war ein bißchen scharf. Doch es half, und so entschloß ich mich zur Ablehnung um jeden Preis. Trotzdem wurde ich gewählt und zur Beeidigung nach Urach berufen. Meine Bitte um Loslassung, weil mein Gut mir nicht erlaube, noch ein Amt zu verwalten, schlug nicht durch; denn der Schultheiß sagte, das sei der wahre Grund meiner Abneigung nicht. Ich habe einen erwachsenen Sohn zu Haus, der die Ökonomie

gut verstehe; aber ich sei eben so ein „Leipst“ und wolle deswegen nicht Gemeinderat werden. Ich erhielt noch 8 Tage Bedenkzeit und für den Fall, daß ich auch dann ablehne, wurde mir eine Strafe von 14 Gulden in Aussicht gestellt. Mein Sinn wurde aber in den 8 Tagen nicht anders und ich bat nur um Ermäßigung der Strafe. Da brauste der Oberamtmann auf und sagte, er sei kein Handelsmann, dem man abmarkten könne. So zahlte ich denn die 14 Gulden, und ging beruhigt mit dem Bewußtsein nach Haus:

Der Strick ist entzwei,
Und der Vogel ist frei!

Wie streng rechtlich im übrigen unser Bruder gesinnt war, zeigte er bei einem andern Vorkommniß. Einer seiner beiden Söhne hatte sich in der Neujahrsnacht mit andern Burschen verbotenerweise im Dorfe herumgetrieben und war später nach Hause gekommen, als der Vater erlaubt hatte. Gleich am Morgen des andern Tags sah man diesen mit ernster Miene aufs Schultheißenamt gehen, wo er die Bestrafung seines Sohnes wegen Nachtschwärmerei beantragte. Der Schultheiß entgegnete, sein Sohn habe ja nicht geschossen; strafe er diesen, so müsse er alle andern Burschen auch in Strafe nehmen. „Die andern gehen mich nichts an“, sagte darauf Martin, „mein Sohn aber hat das Gesetz übertreten und muß darum seinen Denzettel haben. Geschieht es nicht, so wende ich mich an die höhere Behörde.“ So mußte denn der Ortsvorsteher, wollte er nicht selbst in Anklagestand geraten, die Strafe über den ungehorsamen Sohn verhängen. Diesen aber sah man von da an in keiner Neujahrsnacht mehr das väterliche Gebot übertreten.

Ähnlich ging es einmal in W i l h e l m s d o r f , wo der wackere Lehrer T h u m m Ortsvorsteher war. Durch den Polizeidiener waren verschiedene Leute wegen Laufenlassens ihrer H ü h n e r angezeigt worden und standen nun zur Verantwortung auf dem Rathaus; unter ihnen in erster Linie die Köchin von Thumm selber, der ein großer Freund des gefiederten Volks war. Ernstlich rügte

er als Hüter des Gesetzes die Unordnung und bestrafte am meisten, nämlich mit 5 Gulden, die eigene Hausgenossin, weil sie den größten Hühnerpark unter ihrer Aufsicht hatte. Die 5 Gulden aber bezahlte er aus seiner eigenen Tasche. — Eines Abends bettelte ein Handwerksbursche bei ihm. Da gab er ihm 2 Mark und sagte: „Schauen Sie, daß Sie zur Herberge noch ins nächste Dorf kommen. In dieser Gemeinde ist nämlich ein strenger Schultheiß.“

Solche Schultheissen gibt es nicht gerade viele, aber doch sind uns noch einige weitere Beispiele bekannt. Vorsteher Hoffmann in Norntal, der durch eigene Mittel manchem verarmenden Bürger wieder aufhalf, haben wir bereits kennen gelernt. An Edelsinn und aufopfernder Treue stand ihm sein Nachfolger Joh. Daur nicht nach. Seine 42 jährige Amtstätigkeit, von 1846—88, war von reichstem Segen für die Gemeinde begleitet.

Weithin in Stundenkreisen bekannt und wegen seiner Lauterkeit geschätzt war der „Schultesle von Boihingen“. Er war ganz frei von dem „Schulzenhochmut“, der leicht einem Ortsgewaltigen anhängt, und wie er davor bewahrt wurde, erzählte er selber einmal in einer Stunde mit originellen Worten: „Als der alte, böse Feind auf seinen Hausiergängen auch zu mir kam, fand er, da komme er mit Grobem nicht an; er müsse es da mit Subtilem, zunächst mit der Ehrsucht, probieren. Ich erhielt allerlei kleine Bößlein und der Versucher merkte: Aha, der schluckt; dem darf ich größere Schübe geben!“ So wurde ich zuletzt Schultheiß. Nun schickte mir aber der Heiland Brüder zu, die mich gewaltig durchhechelten. Ich hielt den Buckel hin und verarbeitete die erhaltenen Lektionen vor dem Herrn. Er selber schaute fleißig nach mir und hielt Ruggericht mit mir ab. Zuerst verstedte ich das Unrichtige. Es half mich aber nichts. Er entdeckte die Schmuggelware bald und ruhte nicht, bis sie heraus war. Überhaupt habe ich einen Heiland, gerade wie ich ihn brauche.

Bedarf ich Rat — er gibt ihn, Trost — er bleibt nicht aus; sind mir aber Schläge nötig, gibt er mir sie auch. Darum mag ich den Heiland, und er mag mich.“

Wie freimütig er bei dieser inneren Stellung sein konnte, zeigte er einmal seinem *Oberamtman*n gegenüber, der nichts weniger als fromm gesinnt war. Als dieser krank zu Bette lag, besuchte er ihn und erkundigte sich nach seinem Ergehen. Achzend klagte der Kranke, ein rheumatischer Schmerz plage ihn und lasse ihm Tag und Nacht keine Ruhe. „O, Herr *Oberamtman*n“, rief er ihm da zu, „der Heiland hat nach Ihrem *Herzen* gelangt und hat Sie gerade noch am *Arm* erwischt!“

Unter ebenso tüchtigen als fromm gesinnten Gemeindebeamten ragt besonders *Schultheiß Klaf*s hervor, der 33 Jahre lang, (1855—79 in *Nedertenzlingen*, 1880—88 in seiner Heimatgemeinde *Beuren*), in musterhafter Weise das Amt eines Ortsvorstehers verwaltete. Er bewarb sich nicht um diese Stellen, lehnte sie aber auch nicht ab, als sie ihm übertragen wurden. Als ihm das erstemal vom Amtsdieners die Nachricht von seiner Wahl überbracht wurde, war er gerade im Stall mit dem Melken der Kühe beschäftigt. Ganz ruhig, ohne sich im geringsten durch die neue Würde aufregen zu lassen, vollendete er dieses Geschäft. Sobald er aber die Zügel des Amtes ergriffen hatte, stellte er seinen ganzen Mann. Eine seiner ersten und größten Aufgaben war, die gesunkene Schultheißenwürde wieder herzustellen, und dabei scheute er auch vor scharfen Strafverfügungen nicht zurück. Er pflegte zu sagen: „Nicht ich strafe euch, sondern das *Gesetz* straft euch.“ — Für unlautere Beeinflussung war er ganz unzugänglich. Einmal kam eine *Bauerstau* zu ihm, die einen ungerechten Streit mit einem Nachbar hatte und suchte ihn durch einen mitgebrachten *Butterkuchen* zu besänftigen. Er ließ sich aber nichts einreden, und als die Frau ihn mit Schmeicheln zu umgarnen suchte, so fuhr er sie endlich an: „Wenn Ihr jetzt nicht geht, so werfe ich Euch samt Eurem *Butterkuchen* die Treppe

hinunter!" Daraufhin verzog sie sich schleunigst. Seine tägliche Bitte war: „Herr, laß deine Herrlichkeit mit mir gehen, daß die Bösen mich fürchten und die Guten mich ehren!" Im ganzen waltete er wie ein Vater in der Gemeinde, suchte überall nur ihr Bestes und tat besonders an den Armen viel Gutes. Oftmals schickte er z. B. in kalten Nächten vor arme Hütten eine Ladung Holz. Wegen seiner Sachkenntnis und schlagfertigen Rede war er auch bei seinen Kollegen beliebt und geschätzt. Doch hatte er wegen seiner „Pietisterei" auch manches von ihnen zu erdulden. Er verstand es übrigens, „dem Narren nach seiner Narrheit zu antworten". Sprüche 26, 5. Als er einmal bei einer Amtsversammlung vor dem gemeinsamen Essen nach seiner Gewohnheit still für sich betete, rief ihm ein vornehmer Fabrikant zu: „Herr Schultheiß Rlaß, gehören Sie zu den Frommen?" „Und Sie, gehören Sie zu den Gottlosen?" gab er ihm prompt zurück. Darauf kam dieser in größte Verlegenheit, und einen Augenblick herrschte eine Todesstille an der ganzen Tafel. Seine Vorgesetzten achteten ihn stets hoch, was z. B. auch nach seiner 20 jährigen Amtstätigkeit durch Verleihung der silbernen Verdienstmedaille öffentlich zum Ausdruck kam.

Daß Gottesfurcht immer die beste Weisheit ist und daß man deswegen christlich gesinnte Leute sehr wohl in öffentlichen Ämtern brauchen kann, bewies auch ein naher Verwandter von Schultheiß Rlaß, Karl B u d d von Beuren, von dem wir ja schon verschiedenemal vorbildliche Züge anzuführen Gelegenheit hatten. Als der Schultheiß des Dorfes einmal ein halbes Jahr in Urlaub war, wurde Budd zu seinem Amtsbewerbestellt. (Dem Gemeinderat gehörte er schon längere Zeit vorher an.) Der Schultheiß, der ihn nicht recht leiden mochte, hatte ihm eine Reihe schwieriger Fälle hinterlassen, damit er auch einmal mit einigen Bürgern zusammenstoße. Z. B. sollte zu nicht weniger als fünf Fällen von Ehescheidung die gerichtliche Einleitung getroffen werden. Budd ließ nun nach einander die unzufriedenen Eheleute antreten, hörte sie zunächst ruhig an und

sagte dann: „Da hat der Mann nicht recht und dort ist die Frau im Unrecht; machet's nun so und so“, und das alles tat er auf eine so herzliche, gewinnende Art und Weise, daß in einem halben Tag alle fünf Ehepaare wieder zurechtgebracht waren und sie von da an treu zu einander hielten. Darüber waren sie selber hochbeglückt und dankten ihm nachher herzlich dafür. „Ja, hättet ihr das nicht von selber, ohne das Rathaus, ins reine bringen können?“ fragte er sie. „Nein, ohne dich hätten wir das nicht fertig gebracht“, gaben sie ihm zur Antwort. Die Sache machte allgemein einen so guten Eindruck, daß nach dem Tode des Schultheißen Bue als dessen Nachfolger vorgeschlagen wurde. Doch nahm er das Anerbieten nicht an, auch trat er später wegen Gewissensbedenken aus dem Gemeinderat aus, verblieb aber im R i r c h e n g e m e i n d e r a t. In letzterer Stellung treffen wir überhaupt viele Gemeinschaftsleute, wenn es auch nicht an solchen fehlt, die nicht einmal ein kirchliches Amt annehmen.

Ganz selten ist es, daß pietistisch gerichtete Männer am p o l i t i s c h e n Leben und Treiben sich beteiligen. Dies hat übrigens auch seine wohlthätigen Folgen. Dem schwäbischen Pietismus ist es z. B. mit zu verdanken, daß in Württemberg das Revolutionsjahr 1848 nicht den bedrohlichen und stürmischen Charakter annahm wie beispielsweise drüben „im liberalen Musterland“ Baden. Man vergißt nicht die Mahnung des Apostels: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Und „Wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widersirebet Gottes Ordnung“. Röm. 13, 1 f. Man schätzt auch die Wohltaten, die man durch ein geordnetes Staatswesen täglich genießen darf, wie der alte H i l l e r singt:

Daß ich mein Brot darf ruhig essen
Und wandeln mag auf sicherer Bahn,
Daß mich das Mordschwert nicht darf fressen,
Der Räuber nicht entkleiden kann,
Der Lästler mir vergeblich dräut:
Das schaffst du durch die O b r i g k e i t.

Man hält auch dafür, daß Staat und Kirche zusammengehören; „wenn sie auseinanderkommen“, sagte einmal ein Stundenhalter, „so geht's dem Staate wie einem leichtsinnigen Mann, der seine Frau verliert — er wird vollends licherlich.“ So wird auch in vielen Stunden fleißig für den König und alle Obrigkeit gebetet, „daß Gott seine Herrlichkeit auf ihr ruhen lasse“. Ebenso nimmt man es mit der Abgabe von Schoß und Steuer genau und gewissenhaft.

Als Ende der vierziger Jahre viel von einem Einfall der Franzosen die Rede war, so sagte ein wackerer Bruder von der Ab: „Die Franzosen haben eben auch ein Recht an uns; denn sie holen nur das wieder, was wir seit langer Zeit von ihnen geholt haben.“ Er meinte französische Art und Tracht, aber auch französische Sünde und Sittenlosigkeit. Dabei konnte er seiner kurzen Hosen sich rühmen, die er nach der Väter Weise trug. „Die werde ihm wohl kein Franzose nehmen“, sagte er, „denn sie seien nicht nach französischer Mode.“

Im allgemeinen gilt als Regel, was Br. W i d m a n n von Calw im Jahr 1848 als Losung ausgab: „Nicht politisieren, sondern sich konzentrieren! — Bleiben wir nüchtern und ziehen wir uns immer mehr von außen hineinwärts! Wer Zerstreuung sät, der erntet Auskehr und Abkehr.“

Eine gewisse Ausnahme und dabei eine geradezu führende Stellung in den politischen Bewegungen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm Gottlieb Scholl, der „Stuttgarter Pietisten-general“, ein. Da er erkannte, daß Staat und Kirche „unter einem Dache wohnen“ müssen, so trieb er seit dem Jahr 1848 mit der ganzen Kraft seines Willens und Lebhaftigkeit seines Geistes Politik. Er stieg auch in den staubigen Kampfplatz der Wahlagitation hinab, und benützte seinen weitreichenden Einfluß in den Gemeinschaften dazu, die Brüder zum mutigen Aushalten im Sturm und zum „ersten Angreifen der Pumpen zu bewegen, durch welche die eingedrungenen Wasser aus dem Schiff des Staates wieder hinaus-

geschafft" werden sollten. An einer bewegten Wahlversammlung konnte er seine aufrichtige Freude haben, und sagte einmal bei einer solchen Gelegenheit: „Es ist etwas zu *N e t t e s* um solch eine Volksversammlung!“

Übrigens erkannte er klar und scharf die Gefahren, die solch erregte Zeiten mit sich brachten. „Mir kommt es da vor“, bemerkt er dazu, „wie wenn ein Wald anfängt zu brennen. Da sieht man Hasen, Füchse und allerlei anderes Getier aus dem Dickicht herauskommen, das man zuvor noch nie gesehen hat.“ Freilich fand er mit seinen politischen Ansichten und Bestrebungen auch viel Widerspruch und Widerstand in Brüderkreisen. Es griff hier im Gegenteil bei vielen die Ansicht Raum, das beste wäre, in Massen auszuwandern und das brennende Sodom seinem Schicksal zu überlassen. Dem widersetzte er sich aber mit aller Macht und rief immer wieder den verzagten Gläubigen das Wort des Propheten zu: „Suchet der Stadt Bestes . . . und betet für sie. Dann wenn's ihr wohlgeht, so gehet's euch auch wohl.“ Jer. 29, 7. So stand er mit einer kleinen Anzahl von christlichen Männern Stuttgarts zusammen, um die Gemeinschaftsleute und andere Gleichgesinnte in Württemberg zur Beteiligung an den *P o l l p a r l a m e n t s w a h l e n* anzuheuern. Auch trat er entschieden für eine nationale Einigung Deutschlands unter der Führung *P r e u ß e n s* ein, was ihm freilich von mancher Seite als „Hochverrat an König und Vaterland“ verdacht wurde. Die Folgezeit hat ihm aber doch, wie allen weitschauenden Männern der damaligen Zeit, rechtgegeben. Es muß auch gesagt werden, daß alle besonnenen und verständigen Führer der gegenwärtigen Gemeinschaftsbewegung die Freunde und Brüder zu fleißiger Ausübung ihrer politischen Rechte und Pflichten anhalten und antreiben, besonders bei *W a h l e n* zur Volksvertretung im Landtag und Reichstag.

Freilich viel schwieriger ist es, persönlich, mitten „unter einem unschlächtigen Geschlecht“ seinen christlichen Standpunkt zu vertreten

und zu verteidigen. Das gilt besonders für den Militärdienst, der für manchen frommen Jüngling ein wahres Fegfeuer bedeutet. Auch gibt es erst seit neuerer Zeit wohlorganisierte „Christliche Soldatenvereinigungen“, an welchen Gleichgesinnte einen starken Schutz und Rückhalt haben. Übrigens haben noch immer charaktervolle und taktfeste Befenner des Namens Christi auch in der Kaserne sich Achtung und Ansehen bei ihren Mitsoldaten wie bei ihren Vorgesetzten erworben. Davon einige Beispiele:

Als der in Hahnschen Kreisen viel verehrte Br. Joh. Georg Ziegler aus Dagersheim (1800—72) in Stuttgart beim Militär eintreten mußte, wurde er gleich am ersten Tag als Pietist bekannt, da er wegen des Wortes Christi Matth. 5, 34 („Ich sage euch, daß ihr allerdings nicht schwören sollt“) den *Jahneid* nicht leisten wollte. Bald wurde er auch der Gegenstand des Spottes und Hasses seiner rohen Umgebung. Ein Unteroffizier brach einst voll Zorn in die Worte aus: „Simrweis will ich's über diesen Pietisten hinunterfluchen!“ Einer seiner Mitsoldaten überschüttete ihn eines Tages mit einer solchen Flut von Schmäh- und Fluchworten, daß es auch den Umstehenden zu arg wurde. Ziegler aber blieb ganz gelassen und sagte bloß: „Mir schadet's nicht“, was auf die andern einen tiefen Eindruck machte. — Die innere Sammlung und Festigkeit holte er sich durch regelmäßiges, ernstliches Gebet. In einem Hause der Stadt war ihm zu diesem Zweck ein stilles Plätzlein eingeräumt worden, das er fleißig aufsuchte. Seine Kameraden verflagten ihn endlich wegen seiner häufigen Abwesenheit. Darüber von seinem Vorgesetzten zur Verantwortung gezogen, gestand er offen, daß er sich zum Gebet in die Stille zurückziehe; in der Kaserne könne man das nicht ungestört tun, und ohne Gebet könne er nicht leben. Der betreffende Offizier ließ sich dann in noch weitere Unterredung über seine innere Stellung mit ihm ein, und zum Schluß sagte er zu ihm: „O Ziegler, könnte ich sein wie Er, einen Finger von meiner Hand gäbe ich drum!“ Durch sein musterhaftes Verhalten gewann er sich

überhaupt in steigendem Maße die Achtung und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, und sie hätten ihn gern in eine höhere Stellung befördert; aber auf den Wunsch seiner Eltern, wie auch der eigenen Neigung folgend, machte er möglichst bald seinen Abschied vom Militär und erhielt denselben auch bereits nach 9 Monaten.

Ein mackerer, vorbildlicher Soldat war auch **Johannes Aulen**, der schon in jungen Jahren als eifriger Stundenhalter und erfolgreicher Organisator der Gemeinschaften auf der Alb sich hervortat. Noch mit 28 Jahren wurde er unter die Fahne im Kampf gegen Napoleon berufen (1815). Im bunten Rock des Königs fühlte er sich zunächst auch recht unbehaglich; aber bei den Widerwärtigkeiten des Soldatenstandes tröstete er sich mit einem Ungar, der in solchen Fällen zu sagen pflegte: „Dafür bin ich Soldat“ — nur daß er das so umsetzte: „Dafür bin ich **Ehrst**.“ — Am 26. Juni schrieb er an einen Bruder: „Mein Aufenthalt ist unter einem Geschlechte, das seine **Ehre** in der **Schande** sucht. Da kann es leicht geschehen, daß der feine Geruch in der Furcht des Herrn (Jes. 11, 3) abnimmt, ohne daß ich es weiß. Darum ist meine Bitte:

Muß ich draußen sein,
 Laß mich nicht allein;
 Mach mich unter Leuten stille,
 Lehr mich prüfen, was dein Wille,
 Bis ich kann allein
 Wieder bei dir sein.“

Da er im Schreiben recht geschickt war, wurde er bald **Quartiermeister** und hatte als solcher die Schreibgeschäfte seiner Compagnie zu besorgen. Eines Abends trat ein höherer Offizier in die Schreibstube und sagte, sämtliche **Akten** seien verloren gegangen und müssen noch in der Nacht, und zwar zweimal, neu geschrieben werden. Das war für den todmüden Compagnieschreiber ein arger Schrecken; doch ohne Murren machte er sich sofort an die Aufgabe

11. Stellung zur Welt.

und hatte auch schon vor Mitternacht das Geschäft in der Hauptsache erledigt. Aber da passierte ihm ein Fehler, und als er das Blatt herauschneiden wollte, durchschnitt er mehrere. Aber er ließ sich deswegen nicht aus der Fassung bringen, sondern begann ruhig wieder von neuem. Sein Feldwebel, der das bemerkte, sagte zu ihm: „Kullen, ich kann Ihn nicht begreifen. Wenn mir das begegnet wäre, so müßte ich den Himmel herunterstutzen.“ Er entgegnete ihm darauf: „Ja, was würde mich das nützen? Wenn ich genug gesucht und mich veründigt hätte, so müßte ich doch wieder von vorn anfangen.“ Das machte einen solchen Eindruck auf den grimmigen Feldwebel, daß er ihm das Papier linieren half, und als es Morgen wurde, war K. der erste, der seine Arbeit abliefern konnte.

Seinen Kameraden war er stets zu jeder Gefälligkeit bereit, schrieb z. B. für sie Briefe nach Hause und schenkte ihnen auch noch das Papier dazu. So hatte er bald ihr Herz für sich gewonnen, und als er einmal ein Paar Strümpfe brauchte, so war jeder in der Kompanie bereit, ihm solche abzutreten. Besonders schauten sie mit Hochachtung an ihm hinauf, als er, da gerade kein Pfarrer zur Stelle war, für einen verstorbenen Soldaten auf der Solitude die Grabrede übernahm und dabei nach der Heil. Schrift das Bild eines christlichen Soldaten entwarf, das auf alle Zuhörer einen unauslöschlichen Eindruck machte. Im Oktober 1815 nahm der Ausmarsch, der von Stuttgart bis nach Hünningen bei Basel sich erstreckt hatte, wieder ein Ende und Kullen hatte im Auftrag seiner Mannschaft eine poetische Denkschrift an den Oberst zu überreichen, die allgemein als ganz gelungen bezeichnet wurde. „Nicht um vieles in der Welt“, sagte er öfters nachher, „wollte ich meine halbjährige Militärzeit hergeben, so lehrreich und heilsam war sie für mich.“

Eine ähnlich ehrenvolle Laufbahn beim Militär hatte Jakob K l a ß, der spätere Schultheiß von Neckartenzlingen. Vier Jahre (1843—47) diente er bei den Kanonieren zu Ludwigsburg, wobei er es durch seine Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit bald zum

O b e r m a n n brachte. Seine Parole als entschieden christlich gesinnter Jüngling war von Anfang an:

Hängt die Fahne heraus ans Licht,
Schämt euch seines Namens nicht!

Gleich am ersten Morgen nahm er sein N e u e s T e s t a m e n t zur Hand und las, wie er's zu Hause gewohnt war, im Bett ein Kapitel aus demselben. Sein Feldwebel, der es bemerkte, rief mit gewaltiger Stimme ihn zu: „Klaß, bist du ein P i e t i s t?“ „Ja, Herr Feldwebel“, lautete seine ehrliche Antwort. Er nahm sich jetzt in Rechnung, es werde ihm das im Dienst eingetränkt werden. Doch das Gegentheil war der Fall; er wurde mit Respekt behandelt. Aber als er anfang, gleichgesinnte Soldaten um sich zu sammeln und mit ihnen in einem Privathause, bei schönem Wetter auch in einem Gartenhäuschen oder im Walde, Gebets- und Bibelstunden zu halten, so zog ihm das bald den Spott der andern zu. So wurde er eines Tags, als er mit den Freunden von einer solchen brüderlichen Vereinigung in die Kaserne zurückkehrte, mit einem lauten Halloß und Hohnlachen aus allen Fenstern empfangen: „Da kommt die B e t l o m p a g n i e, und Obermann Klaß ist ihr Oberpriester!“ Er aber war im Herzen fröhlich und getrost, daß er gewürdigt worden war, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. Andere freilich waren nicht so tapfer und gefestigt und ließen sich dadurch wieder auf den breiten Weg hinüberziehen. Mit einigen derselben nahm es später ein recht schlimmes Ende. Alles in allem durfte durfte sich Klaß stets des Wohlvollens und Zutrauens seiner Umgebung erfreuen.

So befand sich einst in seiner Compagnie ein recht s c h w a c h e r S o l d a t, der wegen seiner Ungeschicklichkeit von seinem jähzornigen Unteroffizier so geplagt wurde, daß er ernstlich mit S e l b s t m o r d s g e d a n k e n umging. Da bat er den Hauptmann, man möchte ihn doch zu Obermann Klaß tun, da werde es gewiß besser mit ihm gehen. Seine Bitte wurde ihm auch gewährt, und Klaß redete nun so freundlich und ermunternd mit ihm, gab seine Befehle

11. Stellung zur Welt.

so klar, bestimmt und ruhig, daß der bisher so unbeholfene Mensch überraschend schnelle Fortschritte machte, die den Hauptmann ganz in Verwunderung setzten. Zeit lebens blieb er Knaß als seinem „Lebensretter“ von Herzen dankbar. Knaß hätte, wenn er beim Militär geblieben wäre, wozu er auch aufgefördert wurde, eine schöne Laufbahn machen können; aber er zog es doch vor, bei der nächsten besten Gelegenheit wieder ins Privatleben und zu den Brüdern zurückzukehren. Doch schätzte er sein Leben lang, besonders in seinem späteren Schultheißerberuf, die treffliche Schule und mannigfache Bildungsgelegenheit, die ihm sein mehrjähriger Soldatenstand geboten hatte.

„Wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden“, sagt der alttestamentliche Weise. Sprüche Sal. 16, 7. Dies Wort hat sich schon hundertfach bei solchen, „die nicht von der Welt“ waren, erfüllt. Kinder Gottes wissen, daß es der Wille ihres himmlischen Vaters ist, „mit Wohltun zu verstopfen die Unwissenheit der törichten Menschen“. 1. Petri 2, 15. Und so werden sie je länger je mehr „ein guter Geruch Christi unter denen, die selig werden, und unter denen, die verloren werden“. 2. Kor. 2, 15.

Um's Jahr 1800 lebte und wirkte in Stuttgart als Informator oder Privatlehrer Jeremias Flatt (1744—1822), der Sohn eines armen Glasers aus Balingen. Er war ein Muster seltener Demut und Einfalt und eine der edelsten Zierden der Stuttgarter Gemeinschaft. Man konnte von Feinden des Christentums über ihn das Zeugnis hören: es gebe in Stuttgart nur einen einzigen Christen, und das sei Flatt. Die Kinder auf der Straße liefen ihm zu und küßten ihm oftmals aus freien Stücken voll Liebe und Ehrerbietung die Hand. Ein hoher, Katholischer Beamter (Regierungsrat) stand einst im Laden eines Hutmachers und als er Flatt in seiner ernstesten, würdigen Weise vorüberschreiten sah, fragte er den Ladenbesitzer: „Was ist das für ein Geistlicher?“ Dieser

erwiderte ihm: „Das ist kein Geistlicher, sondern ein einfacher Hauslehrer.“ Der Regierungsrat sagte darauf: „Das muß ein frommer Mann sein; dem sieht man's auf den ersten Blick an, daß er g e i s t l i c h ist.“ Oftmals kamen Leute zu ihm, die unter einander in Streit geraten waren, und baten ihn um sein schiedsrichterliches Urteil, und manchen verwickelten Knoten hat er durch seine Liebe und Weisheit gelöst. Sein ernstfreundliches Wesen übte einen solchen Einfluß auf jedermann aus, daß seine Frau manchmal zu ihm sagte: „Wenn du ausgehst, solltest du eigentlich immer deinen Hut und Stock zurücklassen. Denn wenn die Leute kommen und sehen diese Sachen an ihrem Platz vor der Tür, so sind sie ganz ehrerbietig und gesezt; wenn sie dieselben aber nicht bemerken, so nehmen sie sich gleich mehr Freiheit heraus, weil sie dich nicht unter Weg wissen.“ Wenn er in seinem Kämmerlein des Morgens und Abends b e t e t e , so fing er ganz still und leise an; aber unvermerkt kam er dabei so in Eifer, besonders wenn er für andere Fürbitte einlegte, daß man ihn in den Nachbarhäusern hörte und viele aufs tiefste davon ergriffen wurden. Er gehörte zu den wenigen, die mit aller Kraft vor dem Herrn in den „Riß Zions“ eintreten.

Ein ebenbürtiger Amtsbruder von ihm war Schulmeister K o l b in Dagersheim. Er hatte längere Zeit junge Gehilfen neben sich, die oft ganz andern Sinnes waren als er, aber immer tiefe und gesegnete Eindrücke von ihm erhielten. Ein solcher pietistenfeindlicher Provisor, der voll Vorurteil und Mißtrauen in sein Haus eintrat, wurde bald durch seine geheiligte Persönlichkeit so umgestimmt, daß er den Ausspruch tat: „Wenn der Pietismus solche wackeren Männer bildet, so will ich auch ein Pietist werden.“ — Dem Schreiber dieses erzählte einmal Rektor B e n z i n g e r in Stuttgart (gest. 1904), der es lebenslang als das größte Glück seiner Jugend rühmte, daß er auch eine Zeitlang Amtsgehilfe des alten Kolb sein durfte, wie er einige Wochen lang eigentlich jeden Tag eine neue Tugend an seinem Lehrherrn entdeckt habe. Besonders

11. Stellung zur Welt.

aber habe er in heiliger Ehrfurcht an ihm hinaufgeschaut, als einmal die alte Haushälterin zu ihm sagte: „O Herr Provisor, wenn Sie nur auch wüßten, wieviel der Herr Schulmeister für sie betet!“ Beim Heimgang Kolbs (Febr. 1859) rühmte der Ortsgeistliche an seinem Grab: „Als unser l. Schulmeister vor 42 Jahren in unserer Gemeinde aufzog, da brach für diese das goldene Zeitalter ihrer Geschichte an.“

Wie hoch verehrt der Meister und Lehrer Kolbs, Michael Sahn, in weiten Kreisen war, haben wir schon früher gesehen. Und das nicht bloß bei gläubigen Leuten. Wie bezeichnend ist es nur, daß die Kinder seines Heimatdorfes vor ihm, dem schlicht bäuerlichen Mann im langen Dinnenrock, die Mützen abnahmen und ihn ehrerbietig grüßten, wenn sie ihm auf der Straße begegneten. Als ihn einmal der Dberamtman von Tübingen wegen einer grundlosen Anklage verhören mußte und sein blaßes, trauriges Gesicht sah, so ermahnte er ihn freundschaftlich beim Weggehen, er solle sich doch mehr schonen; es sei ja schade, wenn ein solcher Mann vor der Zeit sich aufreibe. Ein anderer Dberamtman in Herrenberg, dem er arretiert auch einmal zum Verhör vorgeführt wurde, gewann bei der Untersuchung ein solches Vertrauen zu ihm, daß er ihn mit den freundschaftlichen Worten entließ: „Wahrlich, mein lieber Michele, wenn ich Ihn unterwegs mit meiner Chaise begegnete, ich würde Ihn zu mir hereinnehmen.“

Der Hansjörgle von Schanbach auf dem Schurwald, der von seinem zweiten Lebensjahre an blind war, aber durch das innere Geisteslicht vielen ein Führer auf dem Lebensweg wurde, war überall, wohin er kam, eine willkommene Erscheinung. Seine Brüdereisen in der Umgebung machte er vielfach ganz allein und fand sich, mit seinem Stocke tastend, wunderbarerweise überall glücklich durch. Wenn er aber ein Dorf betrat, wo man ihn kannte, so sprangen gleich die Kinder von der Straße herzu und rissen sich um die Ehre, wer ihn führen dürfe. Einmal wurde er in Ulm sogar

von einem Offizier geleitet. Das wollte er nun nicht leiden und sagte zu seinem Begleiter: „Der Herr Hauptmann muß sich ja vor seinen Kameraden schämen, wenn er solch einen geringen, blinden Mann öffentlich durch die Straßen führt.“ Doch dieser entgegnete ihm: „Es ist keine Schande, einen König zu führen.“ Der fromme Hauptmann dachte wohl an das Wort des Apostels: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum.“ 1. Petr. 2, 9. Als der Hansjörgle endlich mit 82 Jahren starb, bettelarm, wie er von Jugend auf gewesen war, so strömte von nah und fern eine große Menge anhänglicher Freunde herbei, die ihm wie einem Vater die letzte Ehre erzeigen wollten, und der Schultheiß des Dorfes ließ es sich nicht nehmen, selber mit den Sarg zu tragen.

Von der „Pietistengemeinde“ Wilhelmsdorf in Oberschwaben haben wir früher erzählt, wie sie durch eine großartige Unterstützung seitens der Gemeinschaften aus ihrem wirtschaftlichen Niedergang herausgerissen wurde. Fast noch ehrenvoller aber war für sie die Beihilfe, die sie in der Zeit ihrer größten Bedrängnis durch die katholischen Nachbargemeinden erfahren durfte. Da fand im Jahr 1847 in der Bezirksstadt Ravensburg Amtssversammlung statt. Hier stellte Schultheiß Strobel von Esenhausen, der zugleich auch Ortsvorsteher von Wilhelmsdorf war, den Antrag, man solle der bedrängten Gemeinde zum Einkauf von Saatkartoffeln ein unverzinsliches Darlehen verwilligen. Dem widersetzte sich aber der Wortführer der Dorfschulzen und rief: „Alles, was wir den Wilhelmsdorfern geben, ist ‚hin‘. Erst diesen Morgen habe ich erfahren, daß die ganze Gemeinde dem Gant verfallen ist. Ich bin darum entschieden gegen eine solche Verwilligung.“ Aber da erhob sich der wackere Schultheiß Pfaff von Bußdorf und sagte: „Meine Herren! Wilhelmsdorf besteht seit 1824, und in dieser Zeit hatte ich Gelegenheit, die Einwohner genau kennen zu lernen; denn wir Nachbarn haben viel Verkehr mit ihnen.

In diesen 23 Jahren ist dort nicht nur kein Gant vorgefallen, sondern auch kein Mensch nur eines Kreuzers wert von den Wilhelmsdorfern betrogen worden. Ihr Herren, wer unter euch das nämliche von seiner Gemeinde sagen kann, den bitte ich aufzustehen. Es sind dort fleißige und rechtliche Leute, und mit Vergnügen unterschreibe ich mich nicht nur für diese kleine Summe als Bürge, sondern auch für eine noch größere, und zwar mit meinem ganzen Vermögen. Und ich glaube, meine Bürgschaft hat einigen Wert." (Pfaff war ein sehr vermöglicher Mann.) Sofort trat er auch vor, um eine diesbezügliche Bürgschaftsurkunde zu unterzeichnen. Der vorstehende D e r a m t m a n n aber erwiderte: „Ihr Antrag, Herr Schultheiß, ist edel und dankenswert; allein meine Meinung ist, das Anlehen auch o h n e B ü r g s c h a f t von der Amtsversammlung zu gewähren.“ So geschah es denn auch; und pünktlich wurde die vorgestreckte Summe in kurzer Zeit wieder heimbezahlt. So war der Gemeinde nicht nur ein guter Dienst geleistet, sondern auch ihre Ehre vor dem ganzen Bezirk gerettet. Und bis heute herrscht zwischen den evangelischen Wilhelmsdorfern und ihren katholischen Nachbarn ein freundschaftlich schönes Verhältniß.

Verhältnis zur Kirche.

Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist
durch das Band des Friedens. Ephes. 4, 5.

Das Aufkommen des Pietismus vor etwa 200 Jahren hat in der evangelischen Kirche Deutschlands jahrzehntelang die heftigsten Kämpfe verursacht. Die Lutheraner hielten die Anhänger S p e n e r s vielfach für eine neue Sekte, was aber nicht richtig war, da der gottselige Spener nicht die Lehre, sondern nur das L e b e n der vielfach erstarrten Kirche bessern und heben wollte. *)

Auch für W ü r t t e m b e r g blieben diese Kämpfe nicht erspart, nahmen aber hier lange nicht den gehässigen Charakter an wie beispielsweise in Sachsen, dem Heimatland und Ausgangspunkt der pietistischen Bewegung. Die kirchlichen Würdenträger, Prälaten und Konsistorialräte, anerkannten bereitwillig das Gute und Berechtigte in den Bestrebungen eines Spener und Franke, wenn sie auch nicht in allen Stücken damit einig waren. Besonders aber war es Joh. Albrecht B e n g e l (1687—1752), der bedeutendste Theologe seiner Zeit, der die pietistische Bewegung in ein ruhiges Fahrwasser brachte und ein friedliches Zusammengehen der brüderlichen Privatvereinigungen mit der offiziellen Landeskirche in die Wege leitete und zustande brachte.

Neue Stürme aber gab es, als um die Wende des 18. Jahrhunderts die A u f k l ä r u n g auch in Württemberg Eingang fand. Zwar der platte Rationalismus (Vernunftreligion) kam hier nie zur Herrschaft, wenigstens suchte die Kirchenbehörde die von den Vätern überlieferten Glaubensschätze nicht anzutasten und dem Volke zu rauben; den Glauben an die göttliche O f f e n b a r u n g und die Heil. Schrift als ihrer Urkunde hielt man immer fest, freilich nicht so klar und entschieden, als zu wünschen gewesen wäre. Man

*) Vergl. zu diesem Abschnitt die Einleitung: „Geschichtliche Entwicklung“.

fühlte sich gedrungen und verpflichtet, der ganzen Zeitrichtung und dem neuen Zeitgeschmack entgegenzukommen und darnach Gesangbuch (1791), Kinderlehre und Liturgie (1809) zu ändern. Eine Änderung der Liturgie entsprach auch dem Wunsche König F r i e d r i c h s I., und er hatte als Landesbischof das Recht, einer ihm nicht gefallenden Liturgie die Bestätigung zu versagen. Aber nach seiner gewalttätigen und rücksichtslosen Art ging er in einer sehr schroffen und bureaukratischen Weise vor, welche die Rechte der Kirche gröblich verletzte und dieser mehr die leidende als die tätige Rolle zuwies. So wurde in der Liturgie überhaupt, besonders aber in den Tauf- und Konfirmationsformularen, durch einen königlichen Kabinettsbefehl die Nennung des T e u f e l s kurzweg v e r b o t e n; — „er wurde beseitigt, wie man einen unbequemen Beamten auf die Seite schiebt.“ Die betreffende Frage lautete nun: „Entsagst du allem Unglauben und Aberglauben?“ während sie früher hieß: „Entsagst du dem Teufel und all seinem Werk und Wesen?“

Das beunruhigte viele gläubige Kreise in hohem Maße. Zwar Michael H a h n urteilte in besonnener Weise: es sei ja bei dem Befehl des Stifters der Taufe k e i n e F o r m (Formel) gewesen, sondern nur der Befehl: „Gehet hin in alle Welt“, und das Wesen habe man ja auch so. Aber andere hielten dafür, mit der „Austreibung des Teufels“, wie sie die alte Form auffaßten, falle überhaupt die Wirkung des Taussakraments. Bei ihnen war eben Glaube und Aberglaube miteinander gemischt. Mit Recht aber beklagten sie die Entleerung und Verflachung der vollen, biblischen Lehre in der neuen Liturgie. So tauften manche Väter ihre Kinder selbst und brachten zugleich mit der Anzeige dem Pfarramt das Strafgeld von 6 1/2 Gulden, für viele eine sehr hohe Summe. So rücksichtslos aber gingen manche Beamten vor, daß man unter Anwendung polizeilicher Gewalt zuweilen Eltern ihre Kinder wegnahm und sie nach der neuen Liturgie taufen ließ. Oftmals wurde auch durch den Landjäger eine Taufgesellschaft zur Kirche geleitet. Solch rohe und gewalt-

same Maßregeln fanden bei der obersten Kirchenbehörde entschiedene Mißbilligung. Ihre Mitglieder waren damals persönlich durchaus ernste und würdige Männer; aber das religiöse Empfinden des gemeinen Mannes haben sie doch zu wenig verstanden und gewürdigt, was sich in mancher Beziehung bitter rächte. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß das Konsistorium den — freilich vergeblichen — Antrag bei der Regierung stellte, es soll ganz allgemein, wo es gewünscht würde, der Zusatz vom Teufel eingerückt werden. Dadurch wäre der Kirche viel Not und Verwirrung erspart geblieben.

Die Gemeinschaftsleute zogen sich nun von der Kirche immer mehr in ihre Stunden zurück und hielten in brüderlichem Kreise das hl. Abendmahl. Manchem treugesinnten Pfarrer war das eine schwere Sorge; denn mit den Pietisten verlor er die besten und lebendigsten Glieder seiner Gemeinde. So ließ einmal der Pfarrer von Neuhausen den G l e m s e r M a r t e deswegen zu sich kommen und ging mit ihm die neue Liturgie durch. Dieser wollte als Laie zunächst in keinen theologischen Disput sich einlassen; aber da der Pfarrer nicht nachließ, so wagte er endlich doch eine Ausstellung: Ob auch nur eine Stelle in der ganzen Liturgie zu finden sei, wo der T e u f e l mit seinem wahren Namen genannt werde? Darauf entgegnete der Pfarrer, es komme doch öfters das „Reich der Finsternis“ vor, was doch wohl daselbe wie „der Teufel“ bedeute. Das wollte aber dem Marte nicht einleuchten und er entgegnete: „Ich kann mir nichts Widersinnigeres denken, als von einem Reiche zu reden, ohne auch den F ü r s t e n desselben zu nennen. Das ist gerade ein Hauptkünstgriff des Teufels, seinen Namen und seine Existenz in Vergessenheit zu bringen; dann kann er um so ruhiger werben, herrschen und verschlingen.“ Der Pfarrer konnte hiegegen nicht viel einwenden, erklärte auch sein eigenes Mißfallen an dem neuen Kirchenbuche und bat schließlich nur: „Martin, Ihr seid schon 19 Wochen nicht mehr in der Kirche gewesen — kommt wieder! Ich bitte das nicht meinetwegen! aber wenn Ihr, als der Stunden-

halter, Euch von der Kirche trennt, so bekomme ich eine Separation in die Gemeinde." Durch solches Zureden gewann er den Mann und seine Anhänger wieder für sich.

Auch der intimste Freund des Glemser Marte, Christian Friedrich Kullen, Schulmeister im benachbarten Hülben, war ein erklärter Feind der neuen Liturgie und setzte es bei dem Dekan in Urach durch, daß seine Tochter 14 Tage nach der allgemeinen Feier *privatim* konfirmiert wurde mit Weglassung der oben erwähnten anstößigen Frage. Das Konsistorium, das den Fall zur Anzeige bringen mußte, konnte denselben natürlich nicht billigen, entschuldigte ihn aber mit dem Gewissensbedenken des Dekans, und so blieb er ohne weitere nachteiligen Folgen.

Der hochbegabte Sohn des vorhin erwähnten Kullen, Johannes, längere Zeit Lehrer in Lauffen, trat zu Anfang des Jahres 1814 ganz aus dem öffentlichen Schuldienst aus, da der Rationalismus, wie er in der Dinterschen Schullehrerbibel seinen pädagogischen Ausdruck gefunden hatte, auch im Unterrichtswesen des Landes Eingang und Geltung fand. Er nahm dann eine Zeitlang auch zur Landeskirche eine entschieden ablehnende Stellung ein, und als einflußreicher Gemeinschaftsleiter riß er viele mit sich fort. Aber bald merkte er, daß er doch zu weit gehe, und bei einer zahlreich besuchten Brüderkonferenz in Hülben redete er die Versammelten also an: „Brüder, wir haben durch unsere Separation gefehlt. Die Wahrheit haben wir nicht verletzt, aber die Liebe.“ Es wurde beschlossen, die Trennung von der Kirche zu unterlassen und auch von den damals weit um sich greifenden Auswanderungsgelüsten nach Südrußland sich ferne zu halten. Immer mehr brach sich die Überzeugung Bahn: „Die Kirche hat uns geboren und ernährt, und ist darum unsere Mutter. Hat sie jetzt auch einen ‚Krebschaden an der Brust‘, so ehren wir sie doch noch als unsere Mutter, halten aber an im ernstlichen Flehen, daß sie geheilt werde.“

Es wurde nun im Oktober 1814 von J. Kullen ein „Verbesserter Gemeinschaftsplan für die Gemeinschaften auf der Alb“ herausgegeben, in dem es u. a. heißt: „In den kleinen Gemeinden nach des sel. Speners Einrichtungen ist man in den Stand gesetzt, die Rechte der Gemeinde nach Matth. 16, 19 zu genießen und zu üben. Diese Versammlungen dürfen wir nicht als eine von der Kirche getrennte Gemeinde, sondern als einen Sauerteig in der Kirche ansehen. Der Herr scheint auch jetzt dadurch seine Kirche stützen zu wollen, daß er rechts und links kleine Seitengebäude hineinbauen läßt. Wir müssen uns aber mit allem Ernst in acht nehmen, daß unsere Gemeinschaft keine Sekte werde, sondern es muß uns darum zu tun sein, daß wir mit allen Heiligen immer genau verbunden bleiben.“

Eine ähnliche Stellung zur Kirche nahm auch Michael Sahn (1758—1819) ein, der durch sein geistesgewaltiges Wirken geradezu epochemachend für den schwäbischen Pietismus geworden ist. Auch er war mit den kirchlichen Verhältnissen seiner Zeit durchaus nicht zufrieden, konnte es auch gar nicht sein, und stieß manchmal hart mit einzelnen Kirchenmännern zusammen. Des öfteren erhielt er auch von kirchlicher Seite aus einen Verweis, einmal auch von Dekan Ros in Lustnau (dem späteren Prälaten), der sonst als das Haupt der Pietistenfreunde in der württembergischen Geistlichkeit galt (gest. 1803). Sogar vor das Konsistorium in Stuttgart wurde der junge Sahn einmal zur Verantwortung geladen. Doch kam er hier ganz gut weg. Seine Sache lag in den Händen des edlen und milden Konsistorialrats Karl Heinrich Rieger, und dieser erkannte bald, daß er in dem Bauernsohn aus dem Gäu ein „Original vor sich habe, wie sie nur Jahrhunderte hervorzubringen pflegen“, und das darum nicht in die gewöhnliche Schablone gepreßt werden dürfe. Er machte ihm sogar den Vorschlag, ob er nicht noch Theologie studieren wolle. Doch Sahn erwiderte ihm: wenn er studieren würde, so wäre er nachher an eine Gemeinde gebunden; auf seine Art hingegen

sei er ungebunden und könne mit seinem von Gott geschenkten Licht allgemein leuchten. Darauf gab ihm Rieger den Rat, er möge sich wenigstens in seinen mündlichen und schriftlichen Äußerungen genauer an die Schriftsprache und den Schriftsinn halten, was er auch gerne zu befolgen versprach.

Die Kirche seiner Heimatgemeinde Altdorf bei Böblingen besuchte Hahn allerdings nicht so fleißig und regelmäßig, als man nach seiner sonst so entschieden christlichen Haltung hätte erwarten dürfen. Darüber wurde er auch einigemal vom Ortsvorsteher beim Defa n angeklagt. Als ihn nun dieser anlässlich einer Kirchenvisitation deswegen zur Rede stellte, antwortete er ihm: „Ich gehe eher in die Kirche als alle im Ort. Es kommt aber darauf an, was man unter Kirche versteht. Ich verstehe das darunter, wie es im dritten Glaubensartikel heißt: ‚Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen‘. Und wo diese zusammenkommen, machen sie eine Gemeinschaft miteinander aus; und wenn es nur zwei oder drei sind, so sagt der Heiland, sei Er mitten unter ihnen.“

Aber das heilige Abendmahl genoß Hahn nie anders als in der öffentlichen Gemeinde, und manche, die der Landeskirche den Rücken kehren und den damals sehr eifrigen und zahlreichen Separatisten sich anschließen wollten, hat er von diesem Schritt zurückgehalten. Für seine Person hatte er jederzeit den Grundsatz: „er wolle sich nicht in die Kirche hineinbannen lassen, aber es würde ihm auch leid sein, wenn man ihn hinausbannen wollte.“

„Ich finde kein Vergnügen daran“, schreibt er einmal, „wenn ich die Blößen und Gebrechen meiner Mutterkirche beschreiben sollte. Genug, sie ist Mutter und hat auch noch geistliche Glieder.“ Und ein andermal: „Wahre Kinder Gottes sind sehr demütige, einfältige und redliche Seelen. Sie verachten nicht die Ordnungen und Einrichtungen, Zeremonien und Gebräuche ihrer Kirche, noch auch die verordneten Lehrer, sondern alles dieses r e s p e k t i e r e n

sie. Sie wollen auch keineswegs den berufenen, ordentlichen Lehrern gleichgehalten sein; sie sehen sich bloß als Handlanger derer an, die am geistlichen Tempel Gottes arbeiten. Daß nicht alle Lehrer der Kirche solche getreue Gottesarbeiter und Werkzeuge des Geistes Gottes sind, werden wir hier nicht erst beweisen sollen. Daß aber solche edlen Gottesmänner von jeher unter den berufenen Lehrern der Kirche waren, wird hoffentlich jeder Wahrheitsliebende glauben. Diese sind nun die werkzeuglichen Baumeister, wir ihre Handlanger". So achtete er auch theologisch und wissenschaftlich gebildete Männer, wenn sie mit Würde ihres Amtes walteten, sehr hoch, z. B. einen Vengel, von dem er sagt: Daß er ihn für einen solchen Mann oder Knecht Gottes halte, des Diener zu sein er nicht wert sei.

Es konnte ihn recht kränken und erregen, wenn manche aus seinen Schriften „zu viel machten" und sie urteilslos und „verliebt" als „stärkere Speise" über das einfache Wort Gottes setzten. „Seid doch und werdet keine Päpste und Päpster, meine Freunde!" warnte er da. „Alles, was päpstelt, ist nicht echt protestantisch, und es läßt sich auf der Welt nichts weniger tun als über menschliche Gewissen herrschen. Nein, wir haben das noch nie getan und wollen es auch ferner nicht tun, und so jemand aufträte, das Gegenteil zu erweisen, soll er bei genauerer Untersuchung als falscher Zeuge erscheinen. Ich für mein Teil fühle es in meiner Brust mit Abscheu, wie der Geist Gottes in mir beleidigt wird, wenn jemand aus Dummheit sich nach meinem Namen nennt oder aus Spott darnach genannt wird, fintemal ich unter euch allen einer der schlechtesten bin, wenn ich mich genau untersuche vor Gottes hellen Augen."

Offen und entschieden erklärt er: „Wir begehren keine eigenen Geschlechter zu gründen und keine eigenen Haushaltungen anzufangen. Denn soviel sehe ich und gestehe ein, daß, wenn ich heute anfinge, eine Gemeinde zu bilden und ich wüßte ihr die beste Ver-

fassung und Einrichtung zu geben, und würde auch die edelsten Menschen meines Bedünkens dazu auswählen, es in kurzer Zeit auch ein kleines Babel sein würde, und so würde ich nur ein kleines G ä ß lein in der größeren Babel erbauen mit besonderen Formen und Zeremonien." Zu beachten ist übrigens, daß Hahn für die zu gründende Gemeinde Rornthal, deren Vorsteher er werden sollte, einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet hat. (Vgl. Ges. Werke Bd. XII.) Doch starb er schon im Anfang ihres Gründungsjahrs (1819).

Immer aber eiferte er mit allem Ernst gegen separatistische Verirrungen. So z. B. in dem großen F e l l b a c h e r Gemeinschaftskreis, wohin er gegen Ende der 90 er Jahre zum erstenmal kam. „Um Gotteswillen“, rief er da aus, „wenn ich sage, sie sollen die Sichel nehmen, so nehmen sie die Sense! I n n e r l i c h soll man von Babel ausgehen, nicht äußerlich. Es ist in allen Kirchen noch etwas Gutes. Darum soll man sie nicht so gar verdammen; aber viele schütten das Kind mit dem Bade aus.“ Diese Anschauung drang denn auch in Fellbach so durch, daß der separatistische Sinn bis auf die letzte Spur sich verlor.

Ganz ebenso urteilte und wirkte Schulmeister R o l b (1784 bis 1859), der bedeutendste Schüler Hahns und in späteren Jahren das anerkannte, führende Haupt der „Michelianer“. „Die K i r c h e soll als der ganzen C h r i s t e n h e i t Mutter anerkannt und wert geachtet werden“, schreibt er. „Und sollte man in ihr auch nicht immer finden, was man wünschte und braucht, wie ja die meisten Prediger das ganze Jahr hindurch nur die Anfangslehren treiben, so soll man jedenfalls nicht als Richter, sondern als P r i e s t e r beim öffentlichen Gottesdienst erscheinen.“ — Immer wieder warnte er vor Separation und Sektiererei. So z. B. wenige Jahre vor seinem Tode in einem Brief vom 12. Juni 1856 an eine Brüderkonferenz: „Keine besondere Partei, kein eigener Gemeinschaftsgarten, kein eigenes Volk, keine Grenzsteine! Alle

[illegible][illegible]

Aber also auch hier, trotz der schwerwiegendsten Bedenken gegen das Kirchentum, doch der Entschluß: *Nicht sich trennen von der Kirche!* Das ist bis heute auch die Losung der Hahn'schen Gemeinschaft geblieben, und man darf sie durchaus nicht, wie in manchen kirchengeschichtlichen Büchern zu lesen ist, als eine „*Sette*“ bezeichnen. Allerdings ist ihre Stellung zur Kirche bei aller Freundschaftlichkeit doch wieder mit einer gewissen Freiheit und Zurückhaltung verbunden. Auch beobachtet man immer scharf, ob keine modernen Strömungen in der Kirche Platz greifen, was stets mit Argwohn aufgenommen und bekämpft wird. Ebenso verhält man sich entschieden ablehnend gegen fremdartige Beeinflussung von außen her, und dem englischen Methodismus gegenüber bilden die Hahn'schen Gemeinschaften stets ein unerschütterliches Bollwerk und eine starke Schutzwehr. Dafür sollen sie ihren Dank haben.

Der energische, bis in sein 91. Lebensjahr stets jugendlich frische Br. Jakob Kirchherr in Stammheim bei Calw (1788 bis 1879), ein begeisterter Schüler M. Hahn's, aber auch ein naher Freund von Dr. Barth, konnte bei dem Aufkommen neuer geistlicher Moden in den siebziger Jahren durch die Smith'sche Bewegung unwirsch ausrufen: „Wenn nur auch die Leute mehr an der *Bibel* sich formieren würden! Da könnten sie von ihrem Gefühlsrausch aufwachen und den verdorbenen Magen wieder kurieren!“ So gab er auch angesichts der Umtriebe der *Methodisten* den guten Rat: „Bereifert euch nur nicht so um der *Methodisten* willen und wegen des Strohfeuers, das sie anzünden! Tu du nur das deine in Geduld und Treue, und stupset nicht so viel an diesen Leuten herum! Je größer das Geschrei, desto weniger Geist und Kraft. Der Herr hat seine Worffschaufel in der Hand und wird seine Tenne fegen.“

Kirche und Gemeinschaften, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts jahrzehntelang auf etwas gespanntem Fuß zu einander sich befanden, lernten sich mit der Zeit je länger je mehr schätzen. Besonders seit dem Eintritt *Rapf's* in das Kirchenregiment (1852) vollzieht sich

dann die eigentliche *Versöhnung* des durch die Wirren der vierziger Jahre stark erregten Pietismus, und zwar gerade des Michelianischen, mit der Landeskirche. Er hatte persönlich die freundschaftlichsten Beziehungen zu den Häuption der Gemeinschaften und konnte einen schlichten Laienbruder vom Lande öffentlich mit dem Bruderfuß begrüßen. Darum nahm man von ihm auch ernste *Maßnahmen* und Warnungen ohne Widerrede in aller Sanftmut entgegen. So konnte er im Jahr 1872 schreiben: „Unsere Gemeinschaften sollten mehr Zeugungskraft haben, mehr Junge heranziehen. Mancher Bruder denkt nur an seine eigene Erbauung. Doch ist ja jeder Befehte ein Priester, der nicht bloß im stillen opfern und bitten, sondern auch segnen und Segen ausbreiten soll. Ein Christ ist schon durch seinen stillen Wandel ein Prediger der Gerechtigkeit; doch soll man auch bei Gelegenheit reden und andere heranziehen; z. B. Neukonfirmierte, wenn es nur jedes Jahr zwei bis drei wären. — Die lieben Brüder, die zu *Stundenhalten* berufen sind, sollen doch diesen schweren Beruf wichtig und ernst genug nehmen, sich gehörig vorbereiten, kein salzloses Geschwätz führen, mit dem rechten Gebetsgeist, und nicht zu lang beten.“

Gerade in *Stuttgart*, der Landeshauptstadt, finden wir ein gutes Einbernehmen und einträchtiges Zusammenwirken von Geistlichen und Laienbrüdern, und die blühenden und großen Stuttgarter Gemeinschaften, sowohl die altpietistische als die Hahnische, bilden schon seit einem Jahrhundert ein gewisses *Zentrum* für das ganze Land. Als Säulen der brüderlichen Vereinigung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ragen hier besonders hervor: Kaufmann Joh. Jak. *Häring* (1775—1838), Weißgerber Immanuel *Josenhans* (1780—1847) und Rotgerber Christoph *Heint. Roser* (1756—1847). An allen möglichen Arbeiten für Äußere und Innere Mission: Bibelverbreitung und Diasporafürsorge, Anstaltspflege und Vereinsache, beteiligten sie sich mit größtem Eifer und selbstloser Hingebung. Ihr Mann des Vertrauens unter

den Geistlichen Stuttgart's war zuerst und vor allem Stadtpfarrer D a n n, dessen Zurückberufung von seiner Strafstelle Öschingen (Bez. Mössingen) bei Tübingen sie im Jahr 1824 durchsetzten. Später waren sie eng verbunden mit einem Wilhelm H o f a d e r, Albert K n a p p, R. T h e u r e r, Prälat K a p f f, und anderen pietistisch gerichteten Stadtgeistlichen. Wegen ihres Einflusses bei der Oberkirchenbehörde konnten sie ihre Freunde scherzend „das kleine Konfistorium“ nennen.

Eine stramm kirchliche Haltung nahm vor allem auch Gottlieb S c h o l l ein (1803—73), der langjährige Vorstand der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart. Er war, wie wir früher erzählt haben, in einer Pfarrkonferenz erweckt worden und blieb von da an zeitlebens ein regelmäßiger Besucher der kirchlichen Gottesdienste, sowohl werktags wie sonntags. Als im Jahr 1851 durch Einführung der Pfarrgemeinderäte und 1854 der Diözesansynoden auch die Laien zur kirchlichen Mitarbeit herangezogen werden sollten, beteiligte er sich von Anfang an mit musterhafter Treue und vorbildlicher Mührigkeit an diesen Aufgaben. Dabei war er ein strenger Wächter des kirchlichen Bekenntnisses, so sehr, daß er mit seinen Freunden im Eifer um die reine Lehre das christliche Leben, wenn es in ungewohnter Form (wie bei dem edlen Gustav W e r n e r von Reutlingen) auftrat, zu wenig würdigen und gelegentlich auch hart und ungerecht werden konnte.

Als ein weiteres Beispiel, wie kirchenfreundlich auch im Lande draußen verständige Führer der Gemeinschaften gesinnt sind, sei nur der edle und feingebildete Apotheker Heinrich Z e l l e r in N a g o l d (1794—1864) angeführt. Er entwarf im Jahr 1856 „Lebensregeln für Mitglieder einer christlichen Gemeinschaft auf Grund des Wortes Gottes und nach Anleitung der Grundsätze der früheren deutschen Christentumsgesellschaft“. Hier heißt es im Eingang: „Der Grund, auf dem wir gründen, und das einzige Statut, woran wir halten, ist das ge-

[illegible][illegible]

Der Herr Lehrer, nachdem ein angeregter Gesprächs-
verlauf, auf seine Fragen, aus die zum Schluss eine
in Erinnerung, zum folgenden Wort als abschließende Wort
dient.

12. Verhältnis zur Kirche.

Hört ihr nicht zur Kirche lauten?
Was soll dies Gelaut bedeuten?
Es verkündiget den Leuten:
Kommt und laßt euch zubereiten
Zu den hohen Seligkeiten,
Zu den süßen Himmelsfreuden,
Die der Herr vor unserm Jenen
Uns erwart durch Iohesleiden.
Ja, er selber will uns weiden
Und mit weiszer Seide kleiden.

Besonders erfreulich ist es, wenn einzelne Leute, ohne Rang und öffentliche Stellung, ganz aus freien Stücken ihre Liebe und Verehrung für die „Mutter Kirche“ bezeugen. Wie rührend ist es doch, wenn eine Stuttgarter Stundenrührer immer nur die *schönen* und neuen Geldstücke zum Kirchenopfer verwandte, und wenn sie keine derartigen hatte, solche vorher einwechselte. Sie gedachte dabei an das Wort des Propheten: „Ihr sollt dem Herrn nichts Untüchtiges opfern.“ Mal. 1, 14.

Ein armer Dienstknecht im Fränkischen, Heinrich Bräunlein, der im Geist mit den schwäbischen Brüdern, besonders Mich. Hahn, enge verbunden war, hielt sich auch treulich zur Kirche seiner Heimat, besonders seitdem dieser ein gläubiger Pfarrer wurde. Dies bewies er auch durch tatkräftige Opferwilligkeit, worüber wir ihn selber erzählen lassen: „Einmal sollte unsere Kirche ausgetheert werden, und der Pfarrer erinnerte an freiwillige Gaben. Nun dachte ich: ‚Da mußt du als begnadigter Christ der erste sein‘, und ich beschloß zum Dank gegen Gott, weil er wieder gute Lehrer ans Tageslicht gestellt hatte, die Kanzel und den Altar anfarben zu lassen. Das kam auf 11 Gulden zu stehen — viel für einen armen Knecht, der nur 40 Gulden Jahreslohn hatte! Mir war's aber nicht zu viel. Es ist auch von andern manches geschehen. Statt meines Namens ließ ich an die Kanzel schreiben: ‚Seid Täter des Wortes

und nicht Hörer allein, womit ihr euch selbst betrüget!“ Der Prediger aber in seiner guten Meinung rühmte mich und stellte mich in dieser Sache zu hoch hinauf. Das gefiel mir nicht; denn er verglich mich mit der armen Witwe, die das letzte Scherflein von ihrem Vermögen in den Gotteskasten legte, und ich hatte doch noch 30 Gulden im Vorrat. — Für dieses wohlgemeinte Dankopfer, das ich dem Herrn zulieb getan hatte, wurde ich nachgehendes noch auf dreierlei Art verurtheilt. Der eine sagte, ich müsse etwas Schweres auf meinem Gewissen liegen haben, weil ich ein solches Geld an die Kirche wende. Andere sagten, ich sei ein „Dsch“; das hätten die reichen Bauern an ihrer Kirche selbst tun können. Die dritten hätten es lieber der Mission gegeben. Die haben das Bessere getroffen; aber ich wußte nicht viel von der Mission, und so war das Meine vor Gott auch recht, und war mir das Urtheilen ein geringes.“

Leute von dieser Gesinnung sind für den Prediger nicht bloß die dankbarsten Zuhörer, sondern oftmals auch recht heilsame Kritiker, die mit scharfem Auge über die biblisch gesunde Lehre wachen.

Zu dem originellen Pfarrer Flattich in Münchingen (1713 bis 1797) kamen öfters auch vornehme Leute von dem benachbarten Lustschloß Solitude oder von Stuttgart in die Predigt. In Münchingen selber hatte die adelige Familie von Harling ihren Sitz. Als diese eines Samstags von einer noblen Gesellschaft Besuch bekam, wurde es auch Flattich gemeldet mit der Andeutung: er müsse sich da mit seiner Sonntagspredigt besonders anstrengen. Er aber sagte: „Do han i do jezund, die können mir meine Predigt erst nicht zensieren. Da fürchte ich alle Sonntage weit mehr meinen G o l l , S c h o p f und M o g und andere Gemeinschaftsglieder. Die sind durch Kenntniß des Wortes Gottes eher instand gesetzt, einem Pfarrer bei der Predigt auf die Nähte zu sehen als die, welche das ganze Jahr hindurch nicht nach Gottes Wort fragen.“

Eine solche Zensur mußte einmal Pfarrer R. in N. erfahren. Er war ein strenger G e s e z s p r e d i g e r und trieb mehr das Alte als das Neue Testament. Nach einer solchen Sonntagspredigt kam der S t u n d e n h a l t e r zu ihm, Martin J a u s e r von der Filialgemeinde Glems, und sagte zu ihm: „Herr Pfarrer, heute haben Sie mir mein Christentum ganz ausgetan; allein ich bin wieder an dem Exempel des Heilands zurechtgekommen. Er nahm seine Jünger zuerst zur Hochzeit, tat dann viele Wunder vor ihnen, und fing erst später an, ihnen auch vom Leiden zu sagen. Aber auch da, nach so vielem Umgang mit ihrem Meister, verstanden sie ihn noch nicht, und doch waren sie seine Jünger. Erst nach seinem Tode wurden sie das, was der Herr aus ihnen machen wollte, und wie wir sie in ihren Briefen kennen lernen. Der liebe Heiland hatte G e d u l d mit ihnen.“

Als ein andermal der Pfarrer dem verständigen und geistlich so gereiften Manne klagte, die Gemeinde zeige zu wenig Zutrauen zu ihm, so erwiderte dieser: „Herr Pfarrer, Ihr Licht ist zu hell, zu heißend. Stellen Sie es in die L a t e r n e des M i t l e i d s und der Barmherzigkeit — es leuchtet noch genug, und Ihre Leute können es ertragen. So werden Sie Zutrauen erlangen.“ Der Pfarrer nahm sich diesen Wink zu Herzen, und was der Sturmwind nicht fertig gebracht hatte: die Knospen zu erschließen, gelang der milden, warmen Sonne.

Durchweg wird man finden, wo der Pfarrer freundschaftlich und verständnisvoll zu den Gemeinschaftsleuten sich stellt, da werden ihm diese auch brüderlich und dankbar für seine Mithilfe entgegenkommen. Nur soll er ihre Versammlungen nicht gängeln und beherrschen wollen! In dieser Beziehung schreibt Rektor D i e t r i c h in Stuttgart, der Vorsitzende des Verbands der „Altpietistischen Gemeinschaften“ in Württemberg („Die Privat-Erbauungsstunden“ S. 21): „Pfarrer, in deren Gemeinde eine Gemeinschaft ohne ihr Zutun entstanden ist, oder die beim Antritt ihres Amtes in der Ge-

meinde schon eine Gemeinschaft angetroffen haben, werden gut tun, die Gemeinschaft je und je zu besuchen, ihr mit dem Wort zu dienen, sie aber nicht zu leiten, dagegen sich mit den Leitern in möglichst herzliche und freundliche Beziehung zu setzen. Auf diese Weise werden sie am besten offenen Weg haben, um segensreich auf die Gemeinschaft einzuwirken und die Gemeinschaft bei der Kirche zu erhalten, werden auch selbst Segen dadurch empfangen."

„Die Kirche steht über den Stunden. Wir dürfen den Pietismus nicht für die Kirche halten, auch nicht glauben, daß diese mit dem Zurückgehen oder gar Aufhören des Pietismus fällt“, schrieb im Jahr 1883 der Stuttgarter Kaufmann Joh. J o s e n h a n s in das Gemeinschaftsblatt. Die Gemeinschaften können und sollen die Kirche nicht ersetzen sondern durch Pflege der brüderlichen Vereinigung und eifriges Heiligungstreben sie erg ä n z e n , stärken und beleben. Gerne wird ihnen dann auch die Kirche innerhalb ihres Rahmens die nötige Bewegungsfreiheit gewähren und alle schonende Rücksicht auf sie nehmen. „Kirchlein i n — nicht neben und außer — der Kirche“, sollten nach dem Plane S p e n e r s , des Vaters und Gründers des deutschen Pietismus, die Privaterbauungsgemeinschaften sein. Möge ihnen dies immer als Leitstern voranleuchten.

In Kreuz und Leiden.

Wir müssen durch viel Trübsal in
das Reich Gottes eingehen. Apost. 13, 22.

In Gemeinschaftskreisen bildet „Kreuz und Leiden“ ein stehendes und viel verhandeltes Thema, weil man eben auch tagtäglich reichlich Erfahrung davon macht. Schon im äußeren gilt von den Stundenleuten, was Paulus an seine Korinther schreibt: „Sehet an, liebe Brüder, euren Beruf: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen; sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, und was schwach ist und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet“. 1. Kor. 2, 26—28. Es sind fast durchaus Leute geringen Standes, die sich in den Stunden zusammenfinden, viel Arme, Einsame und Verlassene, auch manche Kränkliche und Gebrechliche, die im brüderlichen Zusammenschluß Trost, Halt und Stärkung suchen.

Bezeichnend ist auch, daß das beliebteste Liederbuch dieser Kreise, nämlich Hillers „Geistliches Niederkästlein“, in einer Zeit schwerer Trübsal entstanden ist, die man überall in ihm durchflüht, die aber auch überall durch Glauben und Hoffnung im Licht des Wortes Gottes verklärt erscheint. Philipp Friedrich Hiller (1699 bis 1769), der Sänger der Bengelschen Schule, hatte von Jugend auf einen schweren Lauf, da ihm schon im zweiten Lebensjahr der Vater durch den Tod entrißen wurde. Später, als Haus- und Familienvater von 7 Kindern, hatte er viel mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen. Eine ganz besonders schwere Heimsuchung aber traf ihn, als er in seinem 52. Lebensjahr, da er Pfarrer in Steinhelm bei Heidenheim war, ein Halsleid erlief, das ihn seiner früher so klangvollen Stimme fast ganz beraubte und das keinem Mittel weichen wollte. Nur mit Mühe konnte er sich noch in ganz kleinem Kreise verständigen; auf das Predigen aber mußte er völlig verzichten, und das viele Jahre lang. Wie es ihm dabei innerlich zu Mute war,

ersehen wir aus einem Brief, den er am 18. Okt. 1751 an seinen alten, hochverehrten Lehrer, Prälat B e n g e l, schrieb. Er schüttet ganz offen sein Herz vor ihm aus und klagt: „Ich bin eine Zeit her in so schweren Anfechtungen, daß sie mir bisweilen ü b e r m e n s c h l i c h zu sein scheinen. Ich bete, ich weine, ich schütte mein Herz aus, flehe um Wiedererlangung meiner Stimme; ich glaube unter dem Gebet und bin ruhig nach dem Gebet; aber unversehens kehrt die Bangigkeit zurück, die Sorgen brechen wieder herein, ich hange zwischen Furcht und Hoffnung. Ich stütze mich auf Matth. 21, 22: ‚Alles, was ihr bittet, so ihr glaubet, werdet ihr's empfangen‘, und fahre trotz aller Einwendungen meiner Vernunft getrost fort mit Beten. . . Aber das kann ich nicht unterlassen, Dich, den Diener Christi, aufs angelegentlichste zu bitten, daß auch Du Deinen und meinen Herrn um Trost, Rat und Hilfe für mich schwer Bedrängten anhehest.“ Doch trotz aller Bitte und Fürbitte konnte er den Gebrauch seiner Stimme nicht wieder erlangen und mußte sein öffentliches Amt durch einen Vikar versehen lassen.

In dieser Zeit unfreiwilliger Muße, die 15 Jahre lang gedauert haben soll, fing er an, nach Art des Bogakhschen Schachkästleins für jeden Tag des Jahres auf Grund eines Schriftwortes ein Lied zu dichten, und zwar in einer doppelten Reihe, im ganzen 732 „kleine Oden“, wie er diese Gefänge heißt. Das ist nämlich das Merkwürdige und Wunderbare, daß der schwerkgeprüfte Mann im Feuerofen seiner Trübsal in erster Linie L o b l i e d e r dichten und anstimmen wollte. So sagt er selber im Vorwort zu seinem Liederkästlein: „Ich vermeinte, daß wir an solchen Liedern, die von dem Lobe Gottes handeln, keinen Überfluß haben. Denn da unsere gottseligen Alten in ihren Liedern gemeiniglich ein Gloria und Halleluja angehängt, so haben es die Neueren gar sparsam getan. Ich wollte also in diesem Stücke einen Versuch tun, ob der Herr Gnade gebe, daß ich hierin den Kindern Gottes eine geringe Beihilfe leisten möchte.“ Und dieser Versuch ist denn auch über Erwarten gelungen.

Die schlichten, aber biblisch gediegenen und dabei echt volkstümlichen Lieder Hillers haben eine ungemein große Verbreitung gefunden und unberechenbaren Segen gestiftet, so daß man schon treffend gesagt hat: „Der heisere Hüller hat lauter gepredigt als der stimmhelle. Also auch hier bewahrheitete sich das Verslein:

Wenn lauter Nein erscheint,
Ist lauter Ja gemeinet.

Erwähnt sei auch, daß eines der kräftigsten und originellsten Kreuz- und Trostlieder, das wir haben: „Endlich bricht der heiße Tiegel“, aus den schwäbischen Gemeinschaftskreisen stammt, von R. F. H a r t t m a n n (gest. 1815 als Stadtpfarrer in Lauffen). Dieser tiefgründige Schrifttheologe, der mit manchen Laienbrüdern, besonders K u l l e n von Hülben und H a n d e l in Dettingen, in enger Beziehung stand, hat durch seine gehaltvollen Schriften, voran sein weitverbreitetes Predigtbuch, die Gemeinschaften aufs segensreichste beeinflusst und befruchtet. Wie prophetisch erleuchtet sein Geistesauge war, mögen einige Zeilen aus dem obenerwähnten Liede dartun:

Leiden, wer ist deiner wert?
Hier heißt man dich eine B ü r d e,
Droben bist du eine B ü r d e,
Die nicht jedem widerfährt.

Sehen wir uns unter den Führern und Häuptern der Gemeinschaftsleute um, so finden wir, daß fast alle einen sehr dornenvollen Lebensweg hatten. Dies gilt vor allem von den Häuptern und einflußreichen Männern der Hahnschen Gemeinschaft. Zum Teil mag auch daher der strenge, oft etwas herbe Charakter dieser ganzen Richtung rühren. M i c h a e l H a h n selber war von Jugend auf fast immer unter einer Wolke von Trübsal. Sein Vater, ein vermöglicher Bauer, von zwar rechtlicher aber doch weltlicher Gesinnung, hatte für die eigenartige, tief innerliche Anlage seines ältesten Sohnes so wenig Verständnis, daß er ihn oft grausam schlug und mißhandelte,

so daß dieser es endlich gar nicht mehr bei ihm aushielt. Als der Vater dann endlich sein Unrecht einsah und den Sohn unter Tränen um Verzeihung bat, so erwiderte ihm dieser: „O Vater, es soll dir alles verziehen sein! Es hat mir nichts geschadet, sondern mich nur zu Gott getrieben.“ Seit seinem öffentlichen Auftreten hatte dann Hahn von weltlicher und von kirchlicher Seite aus jahrelang beständig unter solcher Anfeindung und Verdächtigung zu leiden, daß er zuweilen ganz lebensüberdrüssig wurde. Als er endlich im Jahr 1794 auf dem Hofgut der Herzogin Franziska, in Sindlingen bei Böblingen, eine stille Heimstätte gefunden hatte, so war er viel von leiblicher Schwachheit und Krankheit heimgesucht, obwohl er von Haus aus einer seltenen körperlichen Kraft und Stattlichkeit sich erfreuen durfte. Aber schon mit 33 Jahren zog er sich durch einen kalten Trunk Wassers ein langwieriges Magen- und Darmleiden zu; mit 48 Jahren befiel ihn die Brustwassersucht, deren Folgen ihn sein ganzes Leben lang nicht mehr verließen und ihm das Reisen, besonders aber auch das Reden in den engen, meist überfüllten Stundenstuben sehr beschwerlich machten. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er viel unter Gliederschmerzen zu leiden. Aus Anlaß der Stelle 2. Kor. 12, 7, die von dem „Pfahl im Fleisch“ des Apostels Paulus handelt, macht er die Bemerkung: „Ob schon ich Glender bei weitem nicht den Grad von Erleuchtung wie der Apostel empfangen konnte, so ist mir doch auch ein starker Pfahl und Dorn ins Fleisch gegeben, nämlich eine große und starke Dosis von Schmerzempfindungen durch Rheumatismen, die mir oft das Leben sehr verbittern und mich auch sehr demütigen und herunterhalten, so daß ich oft Anstand nehme, zu glauben, ob ich auch in Gottes Gnade und Huld sei. Ich bin oft unter alle anderen Menschen heruntergesetzt und denke, sie müssen bei Gott besser daran sein als ich, und ich finde, ob schon ich oft um Befreiung bete, keine Hinwegnahme, oft aber allerdings Linderung, finde auch die heilsamen Wirkungen der Schmerzen hintendrein.“

13. Kreuz und Leiden.

Wie tief übrigens hahn das Kreuzgeheimnis des Christen durchschaute und wie sehr er die süße Frucht der bitteren Leiden zu schätzen wußte, erhellt aus einem Lied, das er zu dem Wort des Apostels dichtete: „Freuet euch, daß ihr mit Christo leidet!“ (1. Petr. 4, 13) und dessen ersten Verse lauten („Geistl. Niederkästlein“ I, 218):

Wie wird man einst dort oben
In jener Herrlichkeit
Den weisen Vater loben
Um Leiden dieser Zeit!

Dort erst wird mancher sagen:
Dir, Vater, sei Lob, Ehr!
Ich wollte nimmer klagen,
Wenn ich auf Erden wär.

Dort erst wird man sich wünschen,
Daß man gelitten hätt
Von allen Erdenmenschen
Gleichsam um eine Wett.

O wär uns nicht verborgen
Des Kreuzes Nutzen hier,
Wir hätten alle Morgen:
„Kreuz, Vater, schenke mir!“

Köstliche Worte über das Kreuz haben wir auch von Schulmeister Roß, dem sympathischsten unter allen Schülern Hahns. „Das Kreuz ist etwas Edles“, sagt er einmal; „wer Kreuz hat, ist ein Liebling Gottes. — Wenn einer nicht durch Leiden zu gehen hatte, so ist mit ihm nicht zu gehen.“ Ein geflügeltes Wort von ihm ist geworden: „Dreierlei braucht der Christ: sein tägliches Brot, seine Arbeit und sein Kreuz. Wenn er das hat, so soll er zu-

frieden sein und seinen Ort nicht wechseln wollen.“ Kolb, der in seiner Jugend eine Stärke hatte, daß er, wie er selber einmal sagt, „mit einem Löwen gerungen hätte“, wurde bald durch übergroße Arbeitslast in einer überfüllten Schule, durch jahrelange äußere Entbehrungen und beim täglichen Angelaufenwerden in Gemeinschaftssachen ein kränklicher Mann. Aber aus jedem Leiden wollte er seine Lektion lernen; denn „wenn Leiden nicht läutern, so hat man nichts davon“. Hierüber bekennt er einmal: „Ich hatte mehrere Jahre lang heftige Zahnschmerzen, bis ich darauf kam, daß ich vieles gegessen hatte, ohne mich als Opferrath zu sehen. Ebenso hatte ich an den Augen, Ohren und an allen Gliedern solche ‚Gnadengerichte‘ zu erfahren.“ Einem von schwerem Kopfleidenden geplagten Bruder schrieb er: „Ich hatte auch jahrelang viele Kopfschmerzen; zuerst hinten im Kopf, dann oben, dann zog sich der Schmerz ins Gesicht und dauerte anderthalb Jahre auf der einen und ebensolang auf der andern Seite. Nun theilte sich der Krampf dem ganzen Körper mit, und da hieß es bei mir im Kleinen: Nun gehet das Gericht über diese Welt.“

Wie nüchtern und besonnen er aber bei aller geistlichen Auffassung über die Krankheit dachte, erhellt aus einem Brief, den er am 19. Juli 1856, wenige Jahre vor seinem Tode, an eine schwer Leidende Schwester richtete. Darin heißt es: „In 12 Wochen habe ich 20 Mixturen und gegen 40 Pulver eingenommen, und meine Krankheit hat mich gegen 100 Gulden gekostet. Am liebsten hätte ich mich gesund geglaubt, lieber als Arznei und Pulver eingenommen, wovor ich einen unaussprechlichen Ekel hatte. Aber Gott wollte das Opfer von Geld und Überwindung. — Aus diesem geht mein Rat hervor: die Schwester soll den Arzt brauchen und die Arznei so einnehmen, wie er es vorschreibt, auch im Essen, Trinken und in der Arbeit sich so halten, wie er sagt. Dann kann sie hier und dort ruhig sein.“

Also nichts von einem übergeistlichen Wesen, welches alle natürlichen Heilmittel verwirft — als ob diese nicht auch aus Gottes Hand stammten! — kein Gedanke daran, daß das Befragen des Arztes eine Glaubensschwäche und damit eine Sünde wäre! Solche Anschauungen trifft man ja gegenwärtig vielfach in modern angeregten Gemeinschaftskreisen, und es werden eigentliche „Gebetsheilanstalten“ gegründet, die kein Arzt betreten darf.

Nun wollen wir durchaus nicht in Abrede stellen, daß „des Gerechten Gebet viel vermag, wenn es ernstlich ist“ (Jak. 5, 16), und zwar gerade auch leiblicher Krankheit gegenüber. Eine Reihe merkwürdiger Gebetsheilungen haben wir bereits in Abschnitt 3 unter „Gebetsleben“ angeführt. Wir können dieselben leicht um weitere Beispiele vermehren. So verkehrte der Schreiber dieses in früheren Jahren viel in dem Hause eines der originellsten und geistvollsten Sprechers in Stunden — es war Reallehrer G. in E. — dessen kinderreiche, zwölfköpfige Familie viel von Krankheiten heimgesucht ward, die aber der Vater alle durchs Gebet überwand, wenigstens wurden alle Kinder immer wieder gesund. Darunter gab es Fälle der allerschwierigsten Art, z. B. Knochenfraß.

Der alte Bruder *S e h n* von Markgröningen (gest. 1867) erzählt aus seiner Jugend, wie er als Knabe einmal eine sehr böse *W u n d e* an den Fuß bekommen habe, welche ihm das Gehen zu einer Qual machte. Der Wundarzt habe ein Pflaster und dann noch andere Mittel angewendet, doch alles ohne Erfolg. Da kniete der Knabe eines Morgens im Holzstall nieder und betete: „Gieher Gott, du weißt, daß ich mein Brot einmal unter fremden Leuten verdienen muß; laß mich doch nicht zum Krüppel werden! Sage mir, was ich anwenden soll, damit mein Fuß wieder gesund werde!“ In der darauffolgenden Nacht war es ihm, als flüsterte ihm jemand ins Ohr: „Nimm das erste Pflaster und leg es wieder auf!“ Er tat's, und war in wenigen Wochen wieder völlig gesund.

Als der spätere Pfarrer von Wilhelmsdorf, Joh. D a h e r, Missionar in I n d i e n war (1836—50), wurde seine Frau, Emilie, geb. Wörnle, eine ausgezeichnete Christin, einst von einer g i f t i g e n S c h l a n g e gebissen, was ihr Leben schnell in die höchste Gefahr brachte. Während sie nun selber in stiller Ergebung sich fassen konnte, war der Mann aufs tiefste niedergeschlagen. Da kam plötzlich ein frischer Glaubensmut über die Todkranke. Sie forderte ihren Gatten auf, mit ihm auf den Herrn zu blicken, der den Schlangenbiß unschädlich machen könne. (Vergl. 4. Mose 21, 8. 9 und Joh. 3, 14. 15.) Sie erinnerte ihn an das Wort Jesu Luk. 10, 19: „Siehe, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpione, und nichts wird euch beschädigen.“ Kaum hatte sie dies ausgesprochen, so trat eine entschiedene Wendung zum Besseren ein. Selbst der sonst ungläubige Arzt bekannte nachher: „Wenn da nicht eine höhere Hand geholfen hätte, so wäre nicht mehr zu helfen gewesen.“

Solche Vorkommnisse sind sehr glaubenstärkend; aber der Wunderglaube ist noch nicht der höchste, sondern, wie Jesus sagt: „Selig sind, die n i c h t s e h e n und doch g l a u b e n“. Joh. 20, 29. Als ein Bruder in einer Stunde einmal rühmte, wie sein Glaubensdöcklein durch Erfahrung einer wunderbaren Gotteshilfe wieder zur hellen Flamme angefaßt worden sei, so erwiderte ihm der Stundenleiter trocken darauf: „Dir mußte eben der I. Gott ein ‚Zuckerle‘ geben, daß du wieder Zutrauen zu ihm bekämeßt.“

„Aus einem schwierigen“ Verhältnis kann man sich entweder los r e i ß e n, oder aber los l e i d e n“, sagt einmal Schulmeister Kolb. Gott kann einem das Kreuz erleichtern, entweder durch Verringerung der Last oder durch Steigerung der Kraft. Letzteres ist das höhere und bessere.

G. S c h o l l begegnete eines Tages in der Kaserne zu Stuttgart, in der er öfters Besuche machte, einem ihm bekannten R e f r u t e n. „Wie geht's im Soldatenstand?“ fragte er ihn. „D schlecht“, erwiderte dieser; „das ist ein H ö l l e n l e b e n in der Kaserne!“

13. Kreuz und Leiden.

Den ganzen Tag geplagt und mit Flüchen traktiert, und überall nichts als ein wüstes, rohes Wesen. O wenn ich nur wieder davon wäre!" „Hast du denn den Heiland noch nie gebeten, daß er dich wieder frei machen soll?" fragte ihn jetzt Scholl. Der Soldat schaute darauf zuerst sehr verwundert darein, versprach aber dann, einmal einen Versuch zu machen. Längere Zeit nachher traf ihn Scholl wieder, und es fiel ihm auf, daß jener nun viel freundlicher dreinschaute. „Nun, du scheinst mir sehr vergnügt jetzt zu sein", redete ihn Scholl an; „hat dein Beten etwas genützt; wirst du bald frei?" „Nein, frei werde ich nicht von der Kaserne", entgegnete der Soldat; „aber frei von den Sünden bin ich geworden; denn ich habe inzwischen meinen Heiland gefunden, und seitdem bin ich gerne Soldat."

Das ist immer der köstlichste Gewinn vom Leiden, wenn es uns in lebendige Verbindung mit Jesus bringt. Sterben wir mit ihm, so werden wir auch mit ihm auferstehen. Schon das Vorbild des leidenden Heilandes strömt Kraft aus in die zu ihm gläubig Aufschauenden. Da lag eine fromme, alte Wäschlerin gichtkront in ihrem Dachkammerlein, durch dessen Fenster nur ein kleines Stück Himmel hereinschaute. Eines Tages bekam sie Besuch von einem jungen, lebensfrohen Fräulein, das ihr einen Teller kräftiger Suppe von der Mutter brachte. „Ach, Sie sind ja in einer ganz trostlosen Lage", rief das Mädchen aus, „da würde ich vergehen vor Gram und Langeweile!" „Sehen Sie, liebes Fräulein", entgegnete ihr darauf die Kranke, „ich bin doch nicht so allein wie Sie meinen. Der Heiland ist immer bei mir als mein Arzt und Tröster. Hier, mir gerade gegenüber, hängt sein Bild, wie er gekreuzigt ist. Das schaue ich an, wenn die Schmerzen oft gar so arg sind, und da sage ich dann mir: Ich habe es immer noch viel besser als er. Er hing zwischen Himmel und Erde am harten Kreuzestamm, und ich darf in einem weichen, bequemen Bette liegen. Er hatte spitze Nägel durch Hände und Füße getrieben; mir aber blutet keine

Fieber und Felsch.

Wunder. Es wurde von dem Menschen und verlor sich; auch aber
 schenken ihm, schickende Freude, Glück und Leben auch.
 Und vor allem in der Zeit, nachdem es über die mit einem
 langen Menschenleben. Dann kam und liegt es ein:

Ich habe viel gelitten,
 Und keine ist auch mehr;
 Das er so hat erlitten,
 Ist mir nun Kraft und Kraft.
 Wenn es kommt, liegt
 Da wider Gott, dann
 Und kann in diesen Augen,
 Die nur ertragen kann."

Wunder, Fieber und die Kinder einer Gemeinschaft in Geden und
 Freude für jemanden an, die ihnen ganz, wie einmal einer
 jemanden Fieber, dann der Fieberfieber im Sinne der
 Fieberfieber, aber im Sinne der neuen Idee, wie Fieber fieber."

Wunder, Fieber und die Kinder einer Gemeinschaft in Geden und
 Freude für jemanden an, die ihnen ganz, wie einmal einer
 jemanden Fieber, dann der Fieberfieber im Sinne der
 Fieberfieber, aber im Sinne der neuen Idee, wie Fieber fieber."

Immer sollen Leiden uns innerlich von den Schladen der Sünde reinigen, wie R. F. Harttmann singt:

Leiden bringt empörte Glieder
Endlich zum Gehorsam wieder,
Macht sie Christo unterjocht;
Durch des Leidens Feuerkräfte
Werden manche wilden Säfte
Unses Blutes ausgekocht.

Ein Bruder, der mit einem Hüder auf dem Rücken sich durchs Leben schleppen mußte, erzählte, wie er dazu gekommen sei. Er war in seiner Jugend ein baumstarker Bursche gewesen, der auf jeder Schulter, wenn es sein mußte, einen doppelzentrigen Kartoffelsack tragen konnte. Einmal nun, als er vom Felde heimkehrte, fand er einen Dungwagen in den Straßengraben versahren, den der Fuhrmann, ein älterer Mann, und seine Frau vergeblich wieder herauszubringen suchten. „Weg da!“ sprach er zu den Leutlein; „ich lupf ihn heraus, aber ganz allein; niemand darf mir helfen!“ Diese warnten ihn vor solcher Vermessenheit; doch er ließ sich nichts sagen und brachte die Sache auch glücklich zustand. Doch bei der übermenschlichen Anstrengung fühlte er, daß ihm ein Schmerz wie ein Messerstich durch den Rücken fuhr. Er hatte sich einen Rückenwirbel verzogen, und in der Folge davon wurde er ein ganz verwachsener Mensch. Dies wurde aber auch der Anlaß, daß er sich bekehrte und eine ernste Gesinnung bekam. „So hat mir Gott einen D e n k z e t t e l für meinen Übermut auf den Rücken geschrieben“, pflegte er zu sagen.

Martin Sch ä f f e r von Unterjettingen, ein naher Freund M. Hahns und längere Zeit sein Hausgenosse in Sindlingen, bedauerte es oft, daß er erst so spät, in seinem 30. Lebensjahr, sich dem Herrn ergeben hatte und meinte, daß er deswegen auch „so viel durchs Feuer habe laufen müssen“. Seine dringende Bitte war, daß ihn der

Heiland noch in diesem Leben von allen Sünden reinigen möchte. In den vielen Krankheiten und Trübsalen, die über ihn kamen, sah er diese Bitte erfüllt. So z. B. erkannte er in einem anhaltenden **F u ß l e i d e n** ein Gericht darüber, daß er vor seiner Befehrung ganze Nächte **d u r c h g e t a n z t** habe. Auch wünschte er, daß ihm der Herr die verlorenen Jugendjahre durch ein recht langes Leben ersetzen möge. Und wirklich durfte er auch das hohe Alter von 88 Jahren erreichen. Er wurde ein selten durchgereifter Christ, eine echte Johannesseele, voll herzzgewinnender Liebe und Freundlichkeit gegen jedermann.

Eine ganz andere Natur war sein Freund **A n t o n E g e l e r** von Mebringen (1770—1850), herb und streng, aber auch wohl bewährt im Feuer der Trübsal. Er äußerte manchmal: „Wenn andere Anfänger im Befehren um Vorzüge der Herrlichkeit beten, so habe ich in meinem Anfang nur um **W ü r d i g k e i t d e s K r e u z e s** gebeten, weil auf das Kreuz die Herrlichkeit von selbst folgt. Hier ist der Ort des Glaubens und Leidens; dort erst fängt das Schauen und Genießen an.“ — Sein langjähriger Hausgenosse und treuer Gehilfe in der Gemeinschaftspflege war **J. Georg S c h n e i d e r**. Dieser erhielt schon in seiner Jugend einen tiefen Eindruck von dem opferwilligen Glaubensgehorsam Abrahams, und bat Gott um eben solchen Glauben, in welchem er auch das Schwerste ohne Murren ertragen könne. So kam er denn auch bald in eine ganz besondere **K r e u z s c h u l e**. Durch einen unglücklichen Fall verrenkte er sich den Fuß dergestalt, daß er lebenslang nur mühsam gehen konnte. Egeler aber sagte zu ihm: „Diesen Bengel hat dir unser Herrgott anhängen müssen, sonst hättest du noch beide Fußsohlen durchgetanzt.“

Einer der geistig hervorragendsten Männer in diesem Kreis, zugleich aber auch ein **L e i d e n s b r u d e r**, wie es wenige gab, war **Joh. Georg Z i e g l e r** (1800—72) in Dagersheim, ein Schüler und geistlicher Sohn von Schulmeister Kolb. Zeit Lebens hatte

er viel unter bitterster Armut und Entbehrung zu leiden; aber bei all dem Druck von außen und innen strebte sein groß angelegter Geist immer nach den höchsten Zielen. Gar zu gerne wäre er in seiner Jugend Lehrer und später dann Missionar geworden; doch beides zerßlug sich, und er mußte als bescheidener Schuhmacher und Kleinrämer sein kärgliches Brot verdienen. Die tiefste Demütigung aber war für ihn, daß er zweimal, in den Jahren 1849 und 1858, von einer geistigen Störung, die sogar in Tobsucht ausßlug, befallen wurde, und mehrere Monate in der Irrenheilanstalt Winmental zubringen mußte. Aber auch als er von Gott „in die Hölle geführt wurde“ (1. Sam. 2, 6), blieb er nicht ganz ohne inneren Halt. Bei seinem Eintritt in W., erzählte er später, habe ihm wie ein Sternlein in dunkler Nacht das Wort geleuchtet: „Gott ist die Liebe.“ Nachdem er als geheilt wieder entlassen werden konnte, wurde ihm von A. Egeler die Auflage gemacht, er dürfe nun 2 Jahre lang in der Gemeinschaft nicht mehr tätig sein. Das schmerzte und demütigte ihn tief; doch fügte er sich drein und gewann mit der Zeit auch wieder das Vertrauen der Brüder. Aus solcher Erfahrung heraus, die ihn immer mehr auserwählt machte im Ofen des Elends, sagte er: „Gott tut uns weh, so tief hinein wir fühlen können, um uns dann auch wohl zu können, so tief hinein wir verwundet sind.“ Und: „Je mehr man Leben Gottes in sich hat, um so mehr kann man das Geschliffenwerden ertragen. Es blutet freilich oft, wenn eines am andern schleift; aber es soll bluten, und mir ist's recht, wenn's blutet.“ Bei Anfeindungen der Menschen tröstete ihn der Vers:

Sollt uns alle Welt verschmähen,
 Ärger kann's uns doch nicht gehen,
 Als es unfrem Heiland ging,
 Der für uns am Kreuze hing.

Wie der Glaube alles überwindet und auch die dunkelste Trübsalnacht verklärt, sehen wir in besonders schöner Weise an dem

blinden Hans Jörg von Schwanau auf dem Schuttsch. In seinem ganzen langen Leben hatte er mit Höfen nie die Sonne gesehen, da er eben in seinem zweiten Lebensjahr durch die Blattern und roten Flecken der Augenlider verblendet worden war. Doch hätte man ihn später nie über seine Blindheit klagen, ja er konnte sogar noch sehr schön zeichnen. Da ihm die äußere Färbung der Welt aus innerer Beobachtung geworden war. Er konnte ganz dem zu, was ihm einmal Blick Hans in einem geräumten Brief zum Troste sagte:

Das Beste hat ihm Gott gegeben
Vor allen Menschen, groß und klein,
Denn er noch seinen Weg gesehen,
Er hat das Leben nicht gekien.

Als sein Auge seiner Gesundheit nahm er in aller Bescheidenheit zu. In seinem 26. Lebensjahr schickte auch er bei einem Sommerzug auf dem Felde des Schuttschens, und wurde nun volle 14 Wochen auf dem Schuttschenslager liegen. Da er sich in der Stunde seiner Erlösung befand. Als ihm wenige Tage nach dem Aufstehen ein Bruder aus Wetzlar kam, sagte er in aller Stille und Geduld zu ihm: „Du bist in den Händen und schmerz, der den Leuten so oft mit dem Kreuzen zugefügt hat.“

Nach der Krankheit.

Das Gemüthe

Wann der seine Lust hat.

„Sagt mir, was denn das ist?“ Ein anderer Bruder, welcher ihn damals aufsuchte, wie sein ganzer Lebenslauf doch so wunderbar gewesen ist, oben in den Augen hatte der Herr mit ihm gesprochen, und wenn er den jungen Hans in ihm sah, „Ja“, rief er, der Bruder aus, „denn habe ich noch gar nicht gesehen, daß es heißt. Der Herr hat mich so oft in die Augen geschaut.“ „Ja“, sagte der Bruder dann, „wenn der Herr so oft in die Augen geschaut hat, dann hat er dich auch in die Augen geschaut.“

13. Kreuz und Leiden.

zerrissen ist, darfst du eingehen ins obere Heiligtum.“ Der Leichentext, den sich der Sterbende selber gewählt hatte, lautete: „Ich bin vor vielen wie ein Wunder; aber du bist meine starke Zuversicht.“ Ps. 71, 7.

Und so fuhr er wie Simeon
Höchst selig aus der Welt davon.

„Je mehr Tränen, je heller werden die Augen,“ rief einst ein Bruder einer schwer angefochtenen Schwester zu.

Die Tränen, die in ihrem Lauf,
Die Frommen hier bezahlen,
Die fassen Gottes Engel auf
In ihren goldnen Schalen.

Br. Meßger von Böblingen (gest. 1866), der ein seltenes Kind des Friedens war, blieb es zeitlebens unvergessen, wie einmal, da er als Knabe an den Pöden schwer krank darniederlag, ein I. Hausfreund aus Stuttgart an sein Bettlein trat und ihn das Versein lehrte:

In meines frommen Vaters Haus
Wird lauter Gold und Perlen draus.

Daraufhin habe er die schmerzhaften Blattern so lieb gewonnen, daß er sie gar nicht mehr habe hergeben wollen.

So sagte einmal der alte Br. Widmann von Calw (1800—78), ein intimer Freund und treuer Mitarbeiter von Dr. Barth dort: „Wenn ich die Augen geschlossen habe, so soll das mein erstes sein, daß ich vor meinem Heiland niederfalle und ihm von Herzen danke für die Vermutstropfen, die er in den letzten Jahren mir noch in meinen Lebensbecher hat hineinfallen lassen.“

Der alte Pfarrer Flattich in Münchingen (1713—97) wurde drei Jahre vor seinem Tode von einem Schlage betroffen, welcher

hauptsächlich seine Füße lähmte, so daß er keinen Gottesdienst mehr halten konnte. Dazu quälte ihn ein Griesleiden und es gab oft recht schwere Tage und Wochen. In der Stunde zu Münchingen wurde nun einmal die Frage aufgeworfen, warum Gott diesen frommen und stets getreuen Knecht s o v i e l l e i d e n lasse? Man beschloß, ihn selber darüber zu befragen und einige Brüder zu ihm zu schicken. Er gab ihnen in seiner originellen Weise den Bescheid: „Wenn der Zimmermann aus einem rauen Eichstamm ein schönes Gemächte fertigen will, so muß er auch manchen schweren Schlag tun und viele große Spähne abhauen, und dann ist der Eichbaum erst noch nicht poliert. Und der Mensch soll doch p o l i e r t und geschliffen, das ist v o l l e n d e t und für den Himmel zugerichtet werden.“ „Ja“, sagte darauf der Stundenhalter:

„So lange man auf Erden ist,
So lange wird gebaut;
Am End bekommt doch Jesus Christ
Ein reines Herz zur Braut.“

Seliges Sterben.

Christus ist mein Leben, und Sterben
ist mein Gewinn. Phil. 1, 21.

„Wie du glaubst, so lebst du, und wie du lebst, so stirbst du“, pflegten unsre frommen Alten zu sagen. Der Christ hat seinen Wandel jetzt schon im Himmel (Phil. 3, 20), und für ihn ist darum der Tod nicht ein schreckhaftes Ende, sondern die — allerdings dunkle — Eingangspforte in die obere, lichte Heimat. In der Herrnhuter Brüdergemeinde ist es aufgekomen statt sterben „h e i m g e h e n“ zu sagen. Das ist echt christlich gedacht.

Ein angesehener Arzt bekennet einmal: „Nichts hat während meines langen Amtslebens einen größeren Eindruck auf mich gemacht als der Akt des Sterbens. Beim Tod eines entschieden Ungläubigen sind Trostlosigkeit und Verzweiflung die vorherrschenden Erscheinungen, was mir besonders bei manchen sterbenden Juden auffallend gewesen ist. Ungewöhnlich starke Geister starben auch wohl mit kalter Resignation, mit einer gewissen Freude aber nur Christen.“

Es ist zwar das in den einzelnen Fällen auch wieder sehr verschieden. Nicht alle Frommen haben in ihren letzten Stunden eine volle Todesfreudigkeit, manche sind da oft noch sehr a n g e f o c h t e n; denn „wenn man ins Schloß eintreten will, so bellen die Hunde am meisten.“ Es hängt das vielfach mit der Art der letzten Krankheit zusammen. Manche Krankheiten haben etwas das Gemüt besonders Bedrückendes (z. B. Herzleiden), und man darf deswegen durchaus nicht an der Stimmung vor dem Sterben den Stand des inneren Glaubenslebens ablesen wollen. Jesus selber „zitterte und zagte“ und wand sich vor unendlicher Seelenangst wie ein Wurm im Staube, als er sein Leben in den Tod geben sollte.

Ein schweres Ende, voller Qual und Angst, hatte z. B. Ludwig Hofacker, der als gewaltiger Erweckungsprediger gerade auch die

Gemeinschaftskreise Württembergs aufs mächtigste angefaßt und neu belebt hat. Mit 30 Jahren schon bekam er die Brustwassersucht, und die Wogen der Trübsal gingen ihm oft bis an die Seele, ja schlugen zuweilen über seinem Haupt zusammen. An seinem Todestag, den 18. Nov. 1828, war es so arg, daß er mit einer gewissen Bitterkeit ausrief: „Jetzt k a n n ich es nicht mehr aushalten!“ Da sagte ihm sein Bruder Wilhelm, der stets getreulich ihm beistand: „Aber, Louis, du wirst doch jetzt nicht mehr zaghaft werden wollen, nachdem du so nahe am Ziele bist? Der Herr wird dich nicht versucht werden lassen über Vermögen und dir auch die paar letzten Stunden vollends durchhelfen.“ Da glitt eine Bußträne über die bleiche Wange des Sterbenden, und er sagte mit tiefer Beugung: „Daß ich nur so etwas Ungeduldiges denken, geschweige reden konnte!“ Einige Stunden später, kurz vor seinem Ende, konnte er dann sprechen: „Ich wandle im Todestal; aber ich fürchte mich nicht, der Herr ist bei mir.“ Die Wolke der Anfechtung hatte sich wieder verzogen, und mit den Worten: „Betet, betet!“ durfte der treue Knecht einge-
gehen zu seines Herrn Freude.

Eine eigentümliche Erfahrung mußte Schulmeister Kolb in der ersten Zeit seiner Amtstätigkeit in Dagersheim machen. Er wurde nämlich da längere Zeit von sonderbaren T o d e s - g e d a n k e n gequält, obwohl er ein noch junger, ganz rüstiger und gesunder Mann war. Er schreibt darüber: „Ich habe 6 Jahre lang Todesfurcht gehabt zur Verbrechung meines jähzornigen Temperaments, so daß ich 3 Jahre hindurch oft in 3 Wochen nicht 3 Stunden schlafen konnte; ich fürchtete, nimmer aufzuwachen. Endlich hat mir Gott die zu große Last weggenommen.“ Er meinte: „Jedes Kind Gottes hat eine Portion erhalten von der Todesfurcht, die der Heiland in Gethsemane hatte. Doch kann dieser Furchtstoff ausgetrieben werden in der täglichen Selbst- und Weltüberwindung.“ Er selber wurde mit der Zeit auch ganz frei davon und sah endlich, als 74 jähriger Greis, getrost dem Abbruch seiner Leibesstätte ent-

14. Seliges Sterben.

gegen. Diese erfolgte ganz schnell und leicht, nach nur eintägigem Krankenlager, den 17. Febr. 1859. Kolbs Wahlspruch war: „Als Kind bin ich geboren, als Kind will ich auch sterben; denn den Kindern gehört das Himmelreich.“

Es kommt aber auch vor, daß ein frommer Christ eine rechte Sehnsucht nach dem Abscheiden aus dieser Welt und eine Freude aufs Sterben bekommt, „wie ein Kind auf den Weihnachtstag“. So pflegte eine betagte und bewährte Christin oftmals zu beten:

Ach, bring mich, Herr Jesu, recht bald doch hinüber;
Ach ja recht balde, je bald' er je lieber!

Ein Stundenhalter erzählt, wie er eines Tags nach dem Besuch einer reich gesegneten Versammlung wie auf Tabor's Höhen gewesen, und mit einem solch überschwänglichen Wohlfühlen erfüllt worden sei, daß er nur zu sterben wünschte. Er setzte sich beim Heimgang unterwegs in einen Wald unter eine Buche und erwartete in der Tat, der Heiland werde jetzt kommen und ihn heimholen. Statt dessen aber vernahm er in seinem Innern eine Stimme, die sprach zu ihm: „Geh nur heim, und stirb dir selber vorher alle Tage ab; wenn's Zeit ist, werde ich dir dann schon rufen.“ Erst dann in seinem 89. Jahr erging dieser Ruf an ihn, und er war im Grunde recht dankbar für diese lange Gnadenzeit. Denn er mußte sich sagen:

Ich bin noch nicht genug gereinigt,
Noch nicht ganz innig mit dir vereinigt.

Der Schreiber dieses wohnte einmal einer Versammlung bei, die nach dem Begräbnis einer Schwester im Vereinshaus zu R. gehalten wurde. (Es ist überhaupt Sitte in Stundenkreisen, daß nach der öffentlichen, kirchlichen Leichenfeier die Gemeinschaftsglieder noch in engerem Kreis zu einer Erbauungstunde sich vereinigen.) Hierbei erzählte jemand von der Heimgegangenen, daß sie eine Zeitlang in ihrer schweren Trübsal des Leibes Erlösung kaum

habe erwarten können und oft ganz ungestüm an die Himmelstür geklopft habe: „Herr, mach doch auf und laß mich endlich ein!“ Aber über dieser Ungeduld sei sie vom Geist Gottes gestraft und zurechtgewiesen worden. Endlich habe sie dann nur noch mit leisem Finger angeklopft und ganz bescheiden gefragt: „Darf 's Bisle noch nicht bald kommen?“ Möglicly ging dann auch die Thür für sie auf. Sie hatte zum Schluß nur noch die e i n e Sorge, die sie Tag und Nacht umtrieb: „Ich möchte eben meinem Heiland nicht beleidigen.“

Wie schön ist's, wenn ein sterbender Bruder, Kaufmann G. S i n d h in Reutlingen (gest. 1903), zu einem Freunde sagen konnte: „Zwischen mir und meinem Heiland ist k e i n e S c h e i d e w a n d, nicht einmal in der Stärke von einem Briespapier.“ — „Mein Reisbündel ist gepackt; nun kann der Eliaswagen anfahren, wann er will“, sagte ein anderer Bruder.

Freilich nicht die eigene Gerechtigkeit, sondern nur die durch Christus uns erworbene und geschenkte gibt diesen getrostn Mut. „Wo hast du deine Gerechtigkeit hingebracht?“ fragte ein Besucher den todtrauken Br. S e h n von Marzgröningen. „Die habe ich wie d ü r r e K e b e n zusammengebunden und ins Feuer geworfen“, gab ihm dieser zur Antwort. „Der Heiland hat mich mit dem Kleid s e i n e r Gerechtigkeit angezogen, und das allein gilt drüben.“ „Nur Jesu Kreuz umfassen!“ war sein letztes Wort. — Oftmals hört man in Stundenkreuzen das Wort als Losung anführen: „Als M i c h e l i a n e r wollen wir l e b e n, d. h. in eifrigem Jagen nach der Heiligung, und als H e r r n h u t e r s t e r b e n — im einzigen Vertrauen auf das Veröhnungsblut Christi.“ So heißt ja ein bekanntes Verslein von S i n j e n d o r f, dem Stifter der Herrnhuter Brüdergemeinde:

Wenn ich zu meinem Heiland komm,
So denk ich nicht an gut und fromm,
Sondern: Da kommt ein a r m e r S ü n d e r her,
Der gern uns Lösgeld selig war.

14. Seliges Sterben.

Br. Louis Widmann von Calw (1800—78), einer der begabtesten und einflußreichsten Männer der Hahnschen Gemeinschaft, hatte für sein Begräbniß, um alle Lobreden abzuschneiden, bestimmt, daß dabei nur ein „A r m s ü n d e r g e b e t“ gesprochen werden dürfe.

Ja: Gottes liebste Kinder
Gehn als arme Sünder
Ein ins Himmelreich.

Der begnadigte Christ will auch nicht, wie Öttinger einmal sagt: „geistlich pompös“ sterben, sondern ganz bescheiden und anspruchslos tritt er in die Ewigkeit hinüber — „wie wenn man aus der Wohnstube in die anstoßende Schlafkammer geht und leise die Tür hinter sich zuzieht“. Er hat nur die e i n e Sorge, von sich und der Welt innerlich ganz los zu sein und dagegen in innigster Verbindung mit seinem Heiland und Erlöser zu stehen.

So konnte Bengel schon 10 Jahre vor seinem Heimgang, den 6. März 1742, anläßlich einer schweren Erkrankung schreiben: „Wenn mich mein Gott wollte zu sich nehmen, ich wäre wie ein zeitiges Obst, das sich bald abpflücken läßt und keine Narbe hinterläßt.“ Still und friedlich war dann sein Ende, am 2. Nov. 1752. Als er bereits halb entschlafen dalag, sagte ihm sein Schwiegersohn Burk das Wort vor: „Herr Jesu, dir leb ich, dir leid ich, dir sterb ich; dein bin ich tot und lebendig!“ Daraufhin legte der teure Gottesmann zum Zeichen der Zustimmung noch die erkaltende Hand auf das Herz, und so blieb sie dann auch auf seinem gebrochenen Herzen liegen. Fürwahr: „Wer so stirbt, der stirbt wohl.“ Für die sein letztes Lager umstehenden Kinder hat sich da auch das Wort erfüllt, das der Vater früher einmal sagte: „Wann bei der Einfahrt eines Pilgrims in jene bessere Welt die Türe aufgehet, so streichet allemal denen, die es nahe angehet, ein H i m m e l s l ü f t l e i n entgegen, das sie stärket, bis die Reihe auch an sie kommt.“

Einer der besten und echten Schüler Bengels war Chr. H ä r l i n (1742—1817), der als langjähriger Pfarrer von Neubulach in aufopfernder Treue und reichstem Segen für die Gemeinschaften des nördlichen Schwarzwalds gewirkt hat. Als er sein Ende herannahen fühlte, war er von einer unaussprechlichen Heiterkeit erfüllt und sagte: „Wer der Sonne entgegengeht, sieht den Schatten hinter sich nicht. Sagt's jedem, rühmt's überall, wie das Sterben eines Christen so e r f r e u l i c h sei. Es ist wie bei einer Hochzeit: man zieht sich eben geschwind anders im Grabe an, und kommt dann schön geschmückt hervor.“ — „Man geht, wenn man stirbt, aus dem Vorzimmer hinein in den Hochzeitssaal“, meinte G. S c h o l l, der sein Leben lang ein stets fröhlicher Christ gewesen war.

Als der fromme Kaufmann H. E n ß l i n in Stuttgart, einer der tätigsten Mitarbeiter an allen Reichsgotteswerken dort, nach einer heißen Feuerprobe im Jahr 1847 endlich hatte heimgehen dürfen, schrieb W. Hofacker von ihm: „Der gute Enßlin! Er ging sehr klein in sich, aber mit großer Freude ins Jenseits. Ich hatte große Wonne an seinem Siech- und Siegesbette.“ — Vier Jahre später durfte auch der nahe Freund und Mitarbeiter Enßlins, Kaufmann J. Kirchhofer, seinen Lauf im Glauben beschließen. Sein Seelsorger, Abt. Knapp bezeugt: seine letzte Nacht sei für alle, die das Sterbebett umgaben, eine hehre, unvergeßliche T r i u m p h n a c h t gewesen. Bei dem Heimgang eines jeden rechten Christen gibt's überhaupt viel mehr zu danken als zu klagen. Sterben ist dem Christen ein Gewinn; es geht für ihn aus dem Jammertal in den FreudenSaal. So wird z. B. auch von dem Begräbnis des um das ganze schwäbische Gemeinschaftsleben hochverdienten Schultheiß A l a ß von Beuren (gest. 1888) bezeugt, es sei jenes Pfingstfest, da er zu Grabe geleitet wurde, für alle Teilnehmer ein rechter T r i u m p h t a g gewesen. Hierbei sprach der langjährige Freund des Entschlafenen, Schullehrer Joh. Kullen von Hülben, die schönen Worte: „Es ist die Art der Vögelein, daß sie,

wenn auch ihr Käfig von Gold wäre, und wenn sie Zucker und alles Gute, was sich nur erdenken läßt, hätten, sie dennoch, sobald man das Törlein öffnet, sich nicht lange besinnen, ob sie etwas mitnehmen können, sondern alsbald hinausflattern.“ Beim Christen heißt's: „Gerne bei den Kindern, am liebsten daheim beim Vater.“

Aber die Sorge beschleicht doch auch manches redliche Herz: „Tauge ich auch in jene Stadt mit den Perlentoren und goldnen Gassen, wo alles, bis in den letzten Winkel hinein, voll Licht und Herrlichkeit ist?“ So dachte und bekümmerte sich einmal eine schlichte, vielgeprüfte Schwester, das *Annagratle* von Erpfingen auf der Alb. Da träumte ihr, sie werde an der Stadt Gottes vorbeigeführt, deren Mauer aus lauter glänzenden Palästen bestand. „Wer doch wohl da wohnen mag?“ fragte sie sich. „Jedenfalls nur auserwählte Heilige, Priester und Könige.“ Doch da sah sie oben aus einem Fenster einen Mann heraus schauen, der ein altes, gedrücktes, dreieckiges Hüttlein aufhatte, wie ein solches der alte Bruder *Jörgle* von Würtingen zu tragen pflegte. „Also auch ganz einfache Leute aus unsrem Stand und aus unsrer Gemeinschaft haben da Bürgerrecht“, sagte sie sich nun und war herzlich getröstet. — „Ich bin zufrieden“, bemerkte einmal der demütige Br. *Widmann* von Calw, „wenn ich nur ein klein winziges Häuslein nahe beim Heiland überkomme.“ Darauf entgegnete ihm Br. *J. Gg. Ziegler*: „In der Königstraße gibt es nur Paläste.“ — Zu Br. *Schönbein* in Megingen kamen eines Tages Besucher, mit denen er über die Stadt Gottes und ihre Pfeiler sprach, nach Off. 2, 13: „Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes.“ Nachher äußerte kleinmütig eine alte Hausfreundin ihm gegenüber, sie sehe noch gar nichts an sich, was zu einem solchen Pfeiler taugen würde. „Tut nichts“, entgegnete er ihr; „man braucht zu einem Bau viel mehr kleinere Bälklein als Pfeiler, und diese sind ebenso unentbehrlich wie jene.“ Die Seligkeit wird bei allen

Erlösten dieselbe sein, die Herrlichkeit aber eine verschiedene, je nach dem Grad der inneren Vollendung.

Führen wir uns zum Schluß noch den Heimgang zweier Großen und Helden des Pietismus vor Augen. Der eine ist der Stuttgarter Hofprediger, Joh. Reinhard Hedinger (1664—1704), den wir in der Geschichtlichen Einleitung (S. 11) als einen tapferen und feurigen Anwalt und Vorkämpfer der pietistischen Bewegung bei ihrem Aufkommen in Württemberg kennen gelernt haben. Als er, erst 40 Jahre alt, in der Vollkraft des Lebens von einer tödlichen Krankheit befallen wurde und sein Ende herannahen fühlte, sagte er: „Interjubilamoriar — unter Jubel will ich sterben!“ Ofters ließ er den herzoglichen Kapellmeister Schwarzkopf mit seiner Harfe an sein Lager kommen und sich von ihm seine Lieblingslieder vorspielen: „Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens“, „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“ u. a. m., stimmte auch wohl mit kräftiger Stimme dazu ein. Als ihm eines Tages ein Freund das Osterlied Luthers vorlas: „Christ lag in Todesbanden“, und dabei an die Stelle kam: „Da bleibt nichts denn Todesgestalt“, wozu der Leser bemerkte: „Also bloß ein Todes Schatten, kein wirklicher Tod“, so rief Hedinger aus: „Nein, nicht umbra, sed ludibrium, ludibrium — ein Todes Schatten ist noch zu viel, ein Spott aus dem Tod ist worden!“ Eines seiner letzten Worte war: Viktoria, Viktoria! Bei ihm erfüllte sich auch, was Zinzendorf einmal sagt:

Lebt man, so zeugt man mit einer Kraft,
Die mit Widerhaken im Herzen haft't;
Geht man aus der Hütte, das Lamm zu grüßen,
So wird noch der letzte Blick zeugen müssen,
Daß man geglaubt.

Und dazu das Ende von Joh. Jakob Moser (1701—85), der sich von Anfang an auch sehr freundlich zu den Gemeinschaften gestellt hat und den man schon den „besten“, d. h. charaktervollsten

Christen des ganzen 18. Jahrhunderts genannt hat. Es ist bekannt, wie er als durch und durch rechtlich gesinnter Mann und als unerschrockener Verteidiger der Landschaftsrechte dem tyrannischen Herzog Karl gegenüber, von diesem über 5 Jahre lang (1759—64) auf der Bergfeste Hohentwiel in harter, grausamer Kerkerhaft gehalten wurde. Aber so viel Schweres und Ungerechtes er auch in seinem langen Leben von den Menschen erfahren mußte, so ließ er sich doch dadurch in keiner Weise verbittern, sondern schloß als ein rechtes Friedenskind, ausgeöhnt mit Gott und der Welt, seinen Lauf. Als der 84 jährige Greis sich schwach und elend fühlte, sagte er öfters zu seinem Arzt: „Wie wäre es mir eine Freude, wenn Sie mir einmal sagten, Sie sehen meine Umstände für gefährlich an; wie wollte ich Ihnen danken!“ „Nur noch mein Leib ist auf Erden, mein Geist ist schon im Himmel“, bemerkte er einigemal zu seiner Wärterin. Sein liebstes Lied war das von ihm auf dem Hohentwiel gedichtete:

Lobend will ich schlafen gehen,
Loben sei mein letztes Wort.

Wie er es sich gedacht, so machte endlich ein „leichtes Schlagflüßlein“ seinem vielbewegten Leben ein kurzes, sanftes Ende, den 30. Sept. 1785. Prälat Roos äußerte über seinen Heimgang: „Still und sanft ist der politische Bekenner und Märtyrer gestorben und wird nach dem göttlichen öffentlichen Recht, welches die lauterste Gerechtigkeit ist, mit den übrigen Himmelsbürgern den, der auf dem Throne sitzt, und das Lamm anbeten und ihm dienen.“

So finden sich im Pietismus unzählige, herrliche Beispiele zu dem Wort unsrer Alten:

Der Glaube macht den Christen,
Das Leben beweist den Christen,
Das Leiden bewährt den Christen,
Das Sterben krönt den Christen.



Schwäbische Charakterbilder:

- Nr. 1. Johann Albrecht Bengel, der Vater des schwäbischen Pietismus. 2. Auflage. 20 Pfg.
- Nr. 2. Schulmeister Kolb in Dagersheim. Ein Charakterbild aus den Hahnischen Gemeinschaftstreifen Württembergs. Von Fr. Baun, Pfr. Geh. 20 Pfg., geb. 40 Pfg.
- Nr. 3. Johannes Kullen. Ein schwäbischer Stundenhalter. Von Fr. Baun, Pfr. 2. Auflage. Geh. 20 Pfg., geb. 40 Pfg.
- Nr. 4. Wilhelm Friedrich Thumm. Ein schwäbischer Lehrer u. Ortsvorsteher. Von E. Kiefner, Oberlehrer. Geh. 60 Pfg., geb. 1 Mk.
- Nr. 5. Der Glemser Marte. Ein schwäbischer Bauer und Gemeinschaftsmann. Von Fr. Baun, Pfr. 2. Auflage. 25 Pfg.
- Nr. 6. Johann Tob. Kießling, Kaufmann zu Nürnberg. 20 Pfg.
- Nr. 7. Johann Friedr. Flattich. Aus dem Leben eines württbg. Pfarrers. Von Carl Fr. Ledderhose. 20 Pfg.
- Nr. 8. Johann Mich. Hahn, der Gründer der Hahnischen Gemeinschaften in Württemberg. Von Fr. Baun, Pfr. 25 Pfg.
- Nr. 9. Der blinde Hansjörg, ein Führer vieler Sehenden. Von Fr. Baun, Pfr. 25 Pfg.
- Nr. 10. Der Hansmartin von Mägerkingen. Vom Wirt zum Stundenhalter. Von Fr. Baun, Pfr. 25 Pfg.
- Nr. 11. Der Karle von Beuren (Karl Buck). Ein Stiller im Lande. Von Fr. Baun, Pfr. 25 Pfg.
- Nr. 12. Schultheiß Klah von Beuren. Ein schwäbischer Gemeinschaftspfleger. Von Fr. Baun, Pfr. 25 Pfg.

Bandausgabe der schwäbischen Charakterbilder:

Fünf Bauernbrüder aus dem schwäbischen Volk (Glemser Marte, Hansjörg, Hansmartin, Karl Buck, Schultheiß Klah). Von Fr. Baun, Pfr. 246 Seiten. Mit 2 Bildern. Leinwdbd. Mk. 2.—.

Drei Schulmeister vom alten Schlag (Jm. Gottl. Kolb, Johs. Kullen und Wilhelm Fr. Thumm). Von Pfr. Fr. Baun und Oberlehrer E. Kiefner. 208 Seiten. Leinwdbd. Mk. 2.—.

Sektenbüchlein für evangel. Christen. Von Fr. Baun, Pfr. 64 Seiten. Preis 40 Pfg., bei 20 Exemplaren à 30 Pfg.

„Was zur Tat wurde“. Bilder aus der Inneren Mission in Württemberg von A. Hinderer, Pfr. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis ca. Mk. 3.—.

Bertsch, A., Pfr., „Alles neu“. Ein Pfingstbuch, 128 Seiten, 1909, hübsch geb. Mk. 1.80. — Aus dem Inhaltsverzeichnis: Im Vorhof. Pfingsten in der Natur. Pfingsten in der Volkssitte. Pfingsten im Gleichnis. Im Heiligtum. Pfingsten in der Bibel. Pfingsten in der Geschichte. Pfingsten im Kirchenjahr. Im Allerheiligsten. Das Wesen des Geistes. Das Walten des Heiligen Geistes. Das Wirken des Heiligen Geistes.

Bertsch, A., Pfr., Freude allem Volk! Ein Weihnachtsbuch. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage, 1908, 392 Seiten mit Titelbild: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Broschiert Mk. 3.—, geb. Mk. 3.60.

Ein Buch von Pfarrer Bertsch bedarf eigentlich von seiten des Verlegers keiner weiteren Empfehlung mehr. Bertschs Weihnachtsbuch ist von der gesamten Presse übereinstimmend warm begrüßt und von der deutschen Leserschaft begeistert aufgenommen worden.

Salb Ernst, Pfarrer Kirchen und Sekten der Gegenwart. Unter Mitarbeit verschiedener evangel. Theologen herausgegeben. 1907, gr. 8°, 650 Seiten, 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Preis geheftet Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—, Halbfranzband Mk. 7.—.

„Das Buch ist das Beste, was bisher auf diesem Gebiet überhaupt geleistet worden ist. Das gesamte Sektenwesen ist äußerst eingehend und übersichtlich bearbeitet. Zuberlässig und schnell kann man sich darum hier in allen Fragen, die Sekten betreffend, orientieren. Ausgezeichnet sind die vom Herausgeber selbst bearbeiteten beiden Kapitel über „Das Wesen der Kirche nach der Schrift“ und über „Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche in Deutschland“.“

Der Sonntagsfreund, Berlin 1907.

Uitbewährte Predigt- und Erbauungsbücher:

Baumann, M. Gottlob, Pfr., 79 Predigten über die Evangelien des II. Württ. Jahrgangs auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage. 2. Auflage, 1901, 464 Seiten, brosch. Mk. 2.60, gebd. Mk. 3.60, in Goldbnd. Mk. 4.80.

Hofader, Wilh. (weil. Diaconus), Predigten über alle Sonn- und Festtage. Mit dem Bildnis des Verfassers. gr. 8°, 3. Auflage, 754 Seiten, brosch. Mk. 1.50, Lwdbd. Mk. 2.—, Hbfzbd. mit Futteral Mk. 3.80.

Bengel, Dr. J. A., 60 erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis. gr. 8°, neue Auflage, 678 Seiten, brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.40.

Diese Reden sind ein Volks- und Erbauungsbuch im edelsten Sinn des Wortes. Die chronologischen Berechnungen der Bengelschen Auslegung treten hier ganz in den Hintergrund. Das Buch ist wesentlich auf die Erbauung gerichtet und gehört seines reichen Schriftgehaltes und echten Schriftgeistes wegen zu den unverwundlichen Blättern, die mit der Mode und Wissenschaft der Zeit nicht veralten. Der Grundton, von dem es beseelt ist, ist das Wort des Herrn: „Seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten!“

Steinhof, M. Friedrich Christoph, Evangelischer Glaubensgrund. 23 Predigten aus den vornehmsten Umständen der hl. Passionsgeschichte, 3. Auflage, großer Druck, 464 Seiten, brosch. Mk. 1.70, Lwdb. Mk. 2.40.

Wie man durch glaubige Vereinigung mit dem Leiden und Tod Christi in den völligen Genuß der mannigfaltigen und reichen Früchte des Veröhnungstodes Christi gelangt, ist in diesen Predigten in so ausgezeichnete Weise, mit ebenso großer Klarheit als Wärme gezeigt, daß es für den, der mit Paulus in die Gemeinschaft der Leiden des Kreuzes und Todes Christi eindringen möchte, kaum einen besseren Wegweiser geben wird.

— **Christliche Reden über den Gnadenstand der Gläubigen nach den Zeugnissen des Briefs Pauli an die Römer.** kl. 8°, 140 Seiten, brosch. 60 Pfg., Lwdb. Mk. 1.—.

Diese 17 Reden sind, mit Ausnahme von drei etwas längeren, die später aufgefunden wurden der jetzt verstorbenen Steinhoferschen Erklärung des Römerbriefs entnommen. Sie bilden zusammen ein Ganzes, sofern sie an der Hand der wichtigsten Stellen des Römerbriefs den Gnadenstand der Gläubigen

nach seinen festen Gründen, hohen Rechten und wichtigen Aufgaben beschreiben. Da sich in ihnen jene seltene Reife christlicher Erkenntnis und Erfahrung findet, mit der Chr. Friedr. Steinhöfer vor vielen andern ausgerüstet war, so wird das Büchlein allen willkommen und gewinnreich sein, die zur Einführung in das Verständnis dieser Tiefen des inneren Christenlebens einen bewährten, vom lauteren evangelisch-apostolischen Geiste erleuchteten Wegweiser suchen.

Steinhöfer, M. Friedrich Christoph, Die dreißigjährige Stille unseres Herrn und Heilands auf Erden; nebst zwei kleineren Abhandlungen: Evangelischer Wegweiser zu einer ganzen Befehrung und Beschreibung eines einsätzigen Herzens. 5. Auflage, kl. 8°, 94 Seiten, kart. 50 Pfg., Lwd. 80 Pfg., Goldsch. Mk. 1.—.

Durch eine ungewöhnliche Stille im eigenen Leben auf die Betrachtung dieses Lebensabschnittes unseres Heilandes gelenkt, sammelt Steinhöfer zuerst alle zerstreuten Notizen darüber, und zeigt dann, welche Nahrung und Weisheit der Glaube daraus schöpfen könne. Sein Wunsch geht dabei dahin, seinen allerliebsten Freund auch in der Gestalt, da er das schlechteste Ansehen auf Erden gehabt, jedermann so liebenswürdig zu machen, daß er sein Herz an ihn verkenne.

— **Die Haushaltung des dreieinigen Gottes. Predigten und Reden, gr. 8°, 272 Seiten, brosch. statt 60 Pfg. 30 Pfg., geb. Mk. 1.15.**

Steinhöfer richtet zu den Männern, an denen sich der Spruch: wer mich liebt, dem will ich mich offenbaren, auf besondere Weise erfüllt.

Nieger, G. Conrad, Predigten über auserlesene Stellen des Evangeliums Matthäi. I. Bd., 3. Aufl., Richtiger und leichter Weg zum Himmel durch acht Stufen der Seligkeiten; die enge Pforte und der schmale Weg; das Kleine im Reich Gottes; mit Niegers Lebenslauf. 565 Seiten, brosch. Mk. 1.70, Halbrzbd. Mk. 2.55.

Nieger, Karl Heinrich, Wasser aus den Heilsbrunnen. Tägliche Andachten aus dessen Betrachtungen über das Neue Testament. Gesammelt von Stadtpfarrer Drehmann. Mit Vorwort von Pastor D. F. von Bodelschwingh. 400 Seiten, schön geb. Mk. 2.—.

Als treffliche Hausmannskost erschließt das Buch eine Fülle von Gedanken und Bedruten für das christliche Gewissen.

Gediegene biblische Andachten dieses begnadigten Schriftforschers. Er schöpft aus der Tiefe und offenbart dabei eine Freude an dem ewigen Gotteswort.

Was Nieger bietet aus dem unerforschlichen Schatz des Wortes Gottes, ist und bleibt gesunde Speise. Diese bedürfen wir in unsern Tagen, in denen so viel Zweifelhafte auf den Büchermarkt kommt. So wünsche ich diesen täglichen Andachten aus innerster Überzeugung die weiteste Verbreitung.

Barmen, 21. Februar 1902.

G. Schrenk.

Bibelauslegungen und Betrachtungen:

Jehle, Fr., Stadtpfarrer. Die Erkenntnis Gottes und Jesu Christi. Bibelkurs über Evang. Johannis 17, 3. (Der I. Teil ist vergriffen.) II. Teil: Die Erkenntnis Gottes. 1902, 208 Seiten, Lwd. Mk. 1.50.

— **Das Schriftzeugnis von Christi Person und Werk. („Bibelkurs“ III. Bd.), 1904, 240 Seiten, Lwd. Mk. 1.50.**

Die meistbaste, auf durchdringender Kenntnis beruhende Handhabung der hl. Schrift und die Fülle überzeugender, wissenschaftlicher Beweise macht das Werk für jeden Stand hochinteressant. Der neue dritte Band nimmt auch Bezug auf die Babel-Bibel-Bewegung. Möge auch diese Wahrheitsstimme in weiten Kreisen Beachtung finden. Der Verfasser ist als Bibelforscher in Nord und Süd bekannt.

Nieger, Karl Heinrich, Kurze Betrachtungen über die Psalmen und die 12 kleinen Propheten, zur Beförderung des richtigen Verständnisses und der erbaulichen Anwendung des Bibelworts. gr. 8°, 194 Seiten, brosch. 70 Pfg., geb. Mk. 1.20.

— Betrachtungen über das Neue Testament, zum Wachstum in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi (mit Rücksicht auf Bengels Enomon; die Evangelien nach Bengels Harmonie); nebst Niegers Lebensabriß. gr. 8°, 1692 Seiten, 5. Aufl., brosch., 2 Bände 5 Mk., in Hlbfrzbb. 8 Mk.

Noos, M., Auslegung des Briefes an die Römer. Neue unveränderte, mit einigen Beilagen vermehrte Ausgabe, kl. 8°, 306 Seiten, geb. Mk. 1.35.

Diese Auslegung ist eine lichtvolle Einführung in den Zusammenhang und in die Grundwahrheiten dieses wichtigen Briefes.

Luther, Dr. Martin, Psalmen-Auslegung und die Salomonischen Schriften: Hoheslied, Prediger, Sprüche, Hiob. Ein Kommentar zu den poetischen Büchern des Alten Testaments. Aus seinen Schriften bearbeitet von Chr. G. Eberle. gr. 8°, 4 Teile, 1695 Seiten, brosch. Mk. 9.—, in 2 Hlbfrzbdn. Mk. 12.—.

— Evangelien-Auslegung, aus seinen homiletischen und exegetischen Werken bearbeitet von Chr. G. Eberle. gr. 8°, 1368 Seiten, 2. Aufl., brosch. Mk. 4.—, geb. in Hlbfrzbb. Mk. 5.60.

Wertvolle Niedersammlungen:

Geistliches Liederkästlein zum Lobe Gottes, bestehend aus zweimal 366 kleinen Oden über so viele biblische Sprüche, Rindern Gottes zum Dienst aufgesetzt von M. Ph. Fr. Hiller, weiland Pfarrer in Steinheim. Zwei Teile in einem Band. Mit Hillers Bild und Lebenslauf, sowie einem Verzeichnis der Materien, Bibelstellen und aller Liederverse. Schöner Druck. 9. vermehrte Aufl., 892 Seiten, Hlbfrzbb. mit Futt. Mk. 1.60, 7 Ex. Mk. 10.—. Fein Hlbfrzbb. mit Leinwanddecke und Futt. Mk. 2.—, mit Goldschm. und Futt. Mk. 3.20.

König, Chr., Kleiner Liederschatz, für Familie und Gemeinschaft. Durchgesehen von Stadtpfarrer Zehle in Stuttgart. 855 Lieder auf 656 Seiten, geb. Mk. 1.60, in Leinwd. geb. Mk. 2.—.

Ein wahrer Hausschatz ist diese reichhaltige Sammlung aus alter und neuerer Zeit. Die Lieder sind in ihrem ursprünglichen Wortlaut. Das Buch ist wirklich ein Schatz für jeden, der nach Glaubensstärkung verlangt. Dazu kommt noch der erstaunlich billige Preis. Christl. Volksfreund, Tübingen.

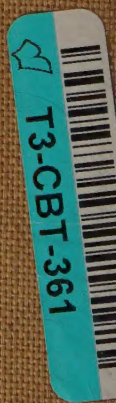
Dölker u. Benzinger: I. Geistliche Lieder mit Melodien (177) zu gemeinschaftlicher Erbauung. Für gemischten Chor eingerichtet. 16. Aufl., 288 Seiten. Mit Nachträgen über Ton- und Liederdichter von Stadtpfarrer Zehle, Stuttgart. In Lwd. Mk. 2.—.

— II. Singet dem Herrn! Geistliche Lieder und Chöre für gemischte Stimmen. 1908, 2. Aufl., 354 Seiten, Lwd. Mk. 2.80.

1. Abtlg. (II.¹) 103 Lieder, geb. Mk. 1.50, 12 Expl. für 16 Mk.

2. Abtlg. (II.²) 105 Lieder, geb. Mk. 1.50, 12 Expl. für 16 Mk.

Jeder der Teile enthält eine vollständige Sammlung von Fest-, Lob- und Erbauungsliedern.



T3-CBT-361